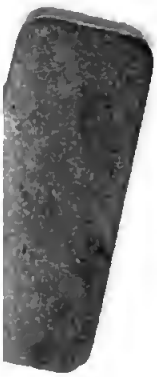
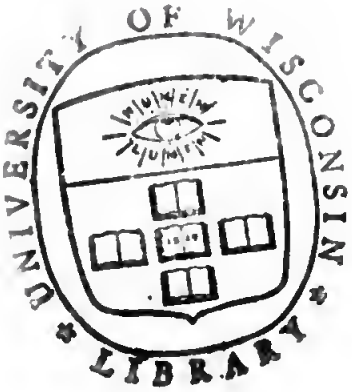
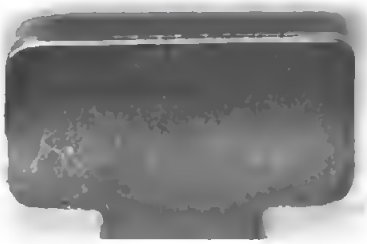
Digitized by Google




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Gesammelte Schriften

Georg Brandes

Gesammelte Schriften

Deutsche Original-Ausgabe

Zwanzigster Band

Erinnerungen

Kindheit und Jugend

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

Georg Brandes

Erinnerungen

Kindheit und Jugend

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1907

PT
8125
B8
Z52

I

Entdeckung der Welt

1

Man war klein und beobachtete die Welt von unten nach oben. Alles was vorging, geschah über einem. Alle sahen auf einen herab.

Aber die Großen besaßen die lobenswerte Gabe, einen zu ihrem Platz oder noch höher emporheben zu können. Das ging so zu: der Vater oder ein Fremder rief plötzlich ohne Veranlassung, gerade wenn man auf dem Fußboden lag und kramte und spielte und an gar nichts dachte: „Willst du die Kjöger Hühner sehen?" In demselben Augenblick legten sich einem zwei große Hände um den Kopf über die Ohren, und die Arme wurden hoch in die Luft gereckt. — Das war ein Vergnügen. Aber einige Enttäuschung war doch damit verbunden. „Kannst du jetzt nach Kjöge sehen?" war eine Frage, mit der man nichts anzufangen wußte: was war Kjöge? Doch infolge der andern Frage: „Siehst du die Hühner?" strengte man sich vergebens an, etwas zu sehen. Allmählich begriff man, daß das nur eine Redensart war, und daß es nichts zu gucken gab.

Das war die erste Erfahrung über pure Redensarten, und sie machte Eindruck.

Ebenso vergnüglich war es indessen, wenn die Großen fragten: „Willst du Kälbchen sein? Jetzt spielen wir Kälbchen." — Man wurde wie ein geschlachtetes Kalb über die Schultern des Mannes geworfen und hing dort, oder man sprang auf und ritt mit den Beinen um seine Hüften, krabbelte dann tapfer weiter aufwärts, hatte die Beine um seine Schultern und befand sich

dort oben in der schwindelnden Höhe. Dann packte er einen um den Leib, schwenkte einen herum, und nach mächtigem Purzelbaume in der Luft gelangte man unbeschädigt auf den Füßen wieder zur Erde. Das war ein zusammengesetztes Vergnügen mit drei verschiedenen Stadien, zuerst der erhabene und bequeme Sitz, dann das interessantere, wo man jedoch das Gefühl hatte, daß der Sturz nahe bevorstünde, dann endlich der Sprung, wobei man so ganz um und um gekehrt wurde.

Doch man konnte auch unten auf dem Fußboden Stellungen einnehmen, die einem gleichsam mehr Gewicht gaben und die Großen zwangen, die Augen auf einen zu richten. Sagten sie: „Kannst du stehen wie Kaiser Napoleon?“ so richtete man sich auf, stellte den einen Fuß etwas vor und verschränkte die Arme wie die kleine Figur auf der Kommode.

Man wußte recht wohl, wie es auszusehen galt. Denn als der dicke, breitschultrige schwedische Onkel mit dem langen Bart und den derben Händen, nachdem er sich bei den Eltern nach dem Wissensvorrat des Kindes erkundigt hatte, sich mit verschränkten Armen aufstellte und fragte: „Wem seh ich ähnlich?“ erhielt er die Antwort: „Du siehst aus wie Napoleons Knecht.“ — Zur Verwunderung, aber nicht geringen Freude rief diese Antwort einen lauten Ausruf der Zustimmung von der sonst so überlegen und streng urteilenden Mutter hervor und wurde von ihr, die selten liebkoste, mit einem Kuß belohnt.

2

Der ärgerliche Augenblick des Tages war der, da man zu Bett sollte. In bezug auf die Schlafenszeit waren die Eltern merkwürdig vorurteilsvoll. Gerade wenn man sich am besten amüsierte. War Besuch gekommen und die Unterhaltung im Gang — nicht weniger fesselnd für einen, weil man kaum die Hälfte dessen, was gesagt wurde, verstand, — so hieß es: „Jetzt zu Bett!“

Aber es gab doch auch schöne Augenblicke, wenn man zu Bett gebracht worden war. Wenn die Mutter hereinkam und das Abendgebet mit einem betete und man gut umzäunt von dem hohen Gitterwerk da lag, dessen Stangen mit der kleinen Ver-

dickung in der Mitte die Finger Stück für Stück kannten; es war unmöglich, da hindurch zu fallen. Es war sehr gut, das kleine Bett mit seinem Geländer, und man schlief darin, wie man nie wieder in dieser Welt schlafen sollte.

Es war auch vergnüglich, in seinem Bett auf dem Rücken liegend zu sehen, wie die Eltern sich für den Theaterbesuch zurecht machten, der Vater mit dem leuchtend weißen Oberhemd und das lockige Haar schön nach der einen Seite hinübergestrichen, die Mutter im weißen Kreppschal über dem seidenen Kleid und mit hellen Handschuhen, die gut rochen, wenn sie kam und Adieu und Gutenacht sagte.

3

Immer mußte ich hören, daß ich bleich und dünn und schmächtig sei. Das war der Eindruck, den ich auf alle machte. — Noch nach fast dreißig Jahren sagte ein Beobachter zu mir: „Das Eigentümliche an Ihrem Gesicht ist die starke Bläße." — Deshalb sah ich auch dunkler aus, als ich war; mein braunes Haar wurde schwarz genannt.

Blaß und dünn, mit dichten braunen Haaren, schwierigen Haaren. Das sagte der Haarschneider, Herr Alibert, der meinen Vater Erré nannte: „Guten Tag, Erré; Adieu Erré!" Und alle seine Gehilfen, die doch dänisch genug waren, sagten, so gut sie konnten, ebenso. — „Schwierige Haare! Da ist ein Wirbel oben beim Scheitel, der sich sträubt, wenn er sie nicht ein bißchen lang trägt," sagte Herr Alibert.

Stets hörte ich sagen, daß ich bleich und schmächtig sei, besonders bleich. Fremde Leute sahen mich an und sagten: „Er ist ein bißchen sehr bleich." Andere sagten scherzend: „Er sieht ein bißchen grün im Gesicht aus." Und sobald man von mir sprach, erklang das Wort dünn.

Ich konnte meinen Namen gut leiden. Meine Mutter und meine Tanten sprachen ihn mit so freundlicher Betonung aus. Und mein Name war merkwürdig, weil er so schwer auszusprechen war. Kein kleiner Knabe oder kleines Mädchen konnte ihn richtig aussprechen; alle sagten sie Gerok.

Ich war zwei Monate zu früh zur Welt gekommen, ich hatte allzu große Eile gehabt. Meine Mutter hatte mich allein, ohne

Hilfe geboren. Als die Hebamme ankam, lag ich schon da. Ich war so zart, daß in den ersten Jahren viel Sorgfalt darauf verwandt werden mußte, mich am Leben zu erhalten. Gut gebaut war ich wohl, doch nicht stark, und dies wurde für mich die Ursache vieler Unannehmlichkeiten in den Jahren, wo es das einzige Sehnen und der einzige Ruhm des Knaben ist, stark zu sein.

Ich war nicht klobig, eher recht geschmeidig, lernte tüchtig in die Höhe springen, flink klettern und laufen, nicht ganz schlecht ringen, und wurde allmählich ein sehr geübter Raufer. Aber ich war nicht muskelstark und konnte nie mit den Starken verglichen werden.

4

Die Welt war indessen so neu und noch so unbekannt. Ich entdeckte um diese Zeit neue Elemente. Ich hatte keine Angst vor dem, wozu ich keine Lust verspürte. Denn die Überwindung der Unlust befriedigte oft das Ehrgefühl.

„Hast du Angst vor dem Wasser?" fragte eines Tages der forsche Onkel aus Fünen. Ich wußte nicht genau, wovor ich Angst haben sollte, antwortete aber von vornherein: „Nein." Ich war fünf Jahre alt; es war Sommer, also Regen und Sturm.

Ich zog mich im Badehause aus; der alte Seemann band mir einen Schwimmgürtel aus Kork um den Leib. Der Gürtel war abscheulich naß, da ein anderer Junge ihn eben abgelegt hatte; es durchschauerte mich von oben bis unten. Der Onkel packte mich um den Leib, schleuderte mich ins Wasser hinaus und lehrte mich, mir allein zu helfen. Später bekam ich ordentlichen Schwimmunterricht mit Hilfe einer langen Stange, die am Gürtel befestigt wurde und die der Bademeister hielt; doch vertraut mit dem salzigen Element war ich schon seit dem Tage, da ich wie ein kleines Paket hineingeworfen worden war. Ohne mich im Schwimmen, wie in jedem andern Sport irgendwie auszuzeichnen, wurde ich ein sehr ordentlicher Schwimmer, und es entwickelte sich in mir eine Liebe zum Wasser und zum Baden, daß es mir mein Leben lang schwer fiel, mein Bad auch nur auf einen Tag zu entbehren.

Noch ein anderes Element lernte ich zu derselben Zeit kennen, eines, das weit fürchterlicher war als das Wasser. Dies Element hatte ich noch nie in Freiheit gesehen: das Feuer.

Eines Abends, als ich im Kinderstübchen lag und schlief, wurde ich von meiner Mutter und deren Bruder, dem französischen Onkel, geweckt. Dieser sagte laut: „Wir müssen die Kinder aufnehmen."

Es war mir nie vorher passiert, daß man mich nachts weckte. Ich schlug die Augen auf, und ein Schrecken durchfuhr mich, den ich nie wieder vergessen sollte. Das Zimmer war ganz erleuchtet, ohne daß Licht angezündet worden war, und als ich mich umwendete, sah ich vor dem Fenster ungeheure Flammen in die Höhe schlagen. Lodernde Gluten knisterten und Funken stoben. Es war eine ganze Welt von Feuer. Die Schule neben uns brannte. Onkel Jakob steckte die Hand unter meinen „Nachtrock," ein langes Kleidungsstück mit einem schmalen Baumwollengürtel in der Taille, und sagte lachend: „Hast du Herzklopfen, wenn du Angst hast?" — Ich hatte noch nie etwas von Herzklopfen gehört. Ich fühlte mit der Hand nach und fand zum erstenmale mein Herz, und wirklich, es klopfte heftig.

So klein ich war, fragte ich nach dem Datum und erfuhr, daß es die Nacht zwischen dem 25. und 26. November sei, und so tief war das Entsetzen, welches ich empfand, daß ich dieses Datum nie wieder vergaß, das bei mir der Gegenstand einer abergläubischen Angst wurde, und als es sich im folgenden Jahre näherte, war ich überzeugt davon, daß es mir von neuem etwas Böses bringen würde. Dies traf insofern ein, als ich im nächsten Jahre um genau dieselbe Zeit krank wurde und ein paar Monate im Bette zubringen mußte.

5

Ich war allzu schmächtig, als daß man mich wie andere Jungen im Alter von fünf Jahren hätte zur Schule schicken dürfen. Onkel Doktor sagte, davon könne keine Rede sein. Aber da ich doch nicht in purer Unwissenheit aufwachsen konnte, so wurde beschlossen, daß ich einen Lehrer für mich allein bekommen sollte.

Und es wurde ein Lehrer angenommen, der schnell meine ganze Zuneigung gewann und über den ich mich freute. Der Lehrer kam jeden Morgen und lehrte mich alles, was ich wissen sollte. Es war ein Lehrer, den man nach allem Möglichen fragen

konnte, er wußte Beſcheid. Zunächſt kam das ABC. Das war in wenigen Stunden gelernt. Ich konnte leſen, ehe ich richtig buchſtabieren konnte. Dann kam Schreiben und Rechnen und noch mehr. Bald war ich ſo weit, daß ich einigermaßen folgen konnte, wenn der Lehrer laut aus der Frithjofsſage auf Schwediſch vorlas, ja, er konnte ein deutſches Leſeſtück vornehmen und erklären, daß es ich heiße und nicht iſch, wie es doch ſo natürlich war, zu ſagen.

Herr Voltelen war ein armer Student, und aus dem Geſpräch der Erwachſenen hatte ich wohl herausgehört, wie erfreulich und nützlich es für Herrn Voltelen war, jeden Tag eine Taſſe Kaffee extra und dazu feines Weißbrot mit friſcher Butter zu bekommen. Punkt halb elf brachte das Mädchen beides auf einem Tablett herein. Der Unterricht wurde unterbrochen, und der Lehrer aß und trank mit einem Behagen, mit dem ich noch nie hatte jemand eſſen und trinken ſehen. Schon die Art und Weiſe, wie er den Zucker nahm — mehr Zucker, als Vater und Mutter nahmen, — und ihn ſich im Kaffee auflöſen ließ, ehe er Sahne hineingoß, zeigte, welchen Genuß ihm dieſe Taſſe Kaffee bereitete.

Herr Voltelen hatte eine ſchwache Bruſt, und zuweilen ſagten die Großen, daß man fürchtete, er könne nicht leben. Es hieß, daß ein reicher Wohltäter namens Nobel, ihm eine Reiſe nach Italien angeboten habe, damit er ſich in der Wärme dort unten erholen könne. Das war ſchön von Herrn Nobel, und Herr Voltelen dachte daran, zu reiſen.

Aber jetzt bekam er eine andere Krankheit. Er hatte ſchönes, braunes, lockiges Haar. Eines Tages blieb er aus; er hatte einen ſchlimmen Kopf bekommen, ſich durch einen unreinen Kamm in einer Badeanſtalt die Haarpeſt zugezogen. Und als er endlich wiederkam, war er kaum noch zu erkennen. Er trug eine kleine dunkle Perücke. Er hatte kein einziges Haar mehr auf dem Kopfe; ſelbſt die Augenbrauen waren ihm ausgegangen. — Sein Geſicht zeigte eine kalkige Bläſſe. Und jetzt huſtete er überdies ſtark.

Daß Gott ihn doch nicht gegen die Bruſtkrankheit beſchützt hatte! Und daß Gott es übers Herz bringen konnte, ihm die Haarpeſt zu ſchicken, wenn er ſchon vorher ſo krank war! Gott war ſonderbar. Er war allmächtig, gebrauchte aber ſeine Allmacht nicht, um Herrn Voltelen zu beſchützen, der ſo gut und ſo

klug war, und überdies so arm, daß er mehr als irgend ein anderer der Stütze bedurfte. Herr Nobel war besser gegen Herrn Voltelen als Gott. Gott war auch im übrigen merkwürdig; er war überall, und dann wurde Mutter doch böse und verdrießlich, wenn man fragte, ob Gott auch in der neuen Moderateurlampe sei, die in der Wohnstube weit klarer brannte, als früher die beiden Stearinlichte. Gott war allwissend, was unheimlich genug war, denn man konnte dann nicht das geringste vor ihm verbergen. Am merkwürdigsten war jedoch der Gedanke: wenn man nun wußte, was Gott glaubte, daß man jetzt sagen würde — dann könnte man doch etwas anderes sagen, und er käme dann mit seiner Allwissenheit zu kurz. Aber natürlich, man wußte ja nicht, was nach seiner Meinung jetzt kommen sollte. — Das Schlimmste war doch, daß er Herrn Voltelen so im Stich ließ.

6

Einige Schimmer irdischer Herrlichkeit und Pracht streiften meine bescheidene Existenz. Gleich nach Gott kam der König.

Eines Tages, als ich mit meinem Vater auf der Straße ging, rief dieser: „Da fährt der König!“ Ich blickte in den offenen Wagen hinein, fand aber dort nichts Sehenswertes und heftete meine Aufmerksamkeit auf den rotgekleideten Kutscher und den Federhut des Jägers: der König war ja nicht da! — Freilich, er saß im Wagen. — War das der König? Er sah ja nach nichts aus, hatte keine Krone auf. — „Der König ist ein schöner Mann,“ sagte der Vater. „Aber in seinem Staat ist er nur, wenn er zum Appellationsgericht fährt.“

Wir gingen also eines Tages aus, um den König zum Appellationsgericht fahren zu sehen. Es standen eine Menge Menschen und warteten dort an der Holmens Kirche. Dann kam der Zug. Welche Pracht! Da waren Läufer vor den Pferden mit weißen Seidenstrümpfen und förmlichen Blumentöpfen auf dem Kopf, nie hatte ich etwas ähnliches gesehen, und auf den Pferden vor dem Wagen ritten Jockeys. Ich vergaß rein, in den Wagen zu sehen; vom König bekam ich mit knapper Not einen Schimmer zu sehen, und der machte keinen Eindruck. — Daß der König Christian der Achte hieß, wußte ich nicht; er war einfach der König.

7

Aber da hieß es eines Tages, daß der König gestorben sei und zweimal ausgestellt werden solle. Das wurde mit unnatürlichen Worten Lit de Parade und Castrum doloris genannt. Ich hörte sie so oft, daß ich sie sagen konnte und sie nicht vergaß. Auf dem Lit de Parade sah man den König selbst als Leiche ausgestreckt liegen; das war zu traurig für einen kleinen Jungen. Aber das Castrum doloris war das reine Vergnügen. Und wirklich war es herrlich. Man trippelte erst lange durch schmale Gänge, dann offenbarte sich hoch in der Luft in der schwarzbezogenen Halle der Sarg von schwarzem Sammet bedeckt, der über und über mit blitzenden blinkenden Sternen besetzt war. Und eine Masse Lichter ringsumher. Das war die größte Pracht, die ich noch gesehen hatte.

7

Ein Stadtkind war ich freilich, aber deswegen nicht ohne Freude am Leben in freier Luft, mit Pflanzen und Tieren. Das Land war damals nicht so weit von der Stadt entfernt wie jetzt. Mein Großvater hatte vor dem nördlichen Tor ein Stück Land mit einem Landhause gemietet, wo es schöne Bäume und einen Obstgarten gab; es gehörte einem alten Mann, der mit hohen Kanonenstiefeln herumging und eine ganze Sammlung von Wachsbirnen und Äpfeln besaß, so merkwürdig nachgeahmt, daß man sich, wenn man sie das erstemal sah, nicht enthalten konnte, hineinzubeißen. Wenn man im Sommer zum Landhause hinausfuhr, so rumpelte und dröhnte es, wenn man durch das Stadttor fuhr, und bei der Rückfahrt mußte aufgepaßt werden, daß man durchkam, ehe es geschlossen wurde.

Wir wohnten außerdem selbst auf dem Lande draußen am Vesterbro beim Schwarzen Pferde (wie nachher im Cholerasommer), oder auf dem Gamle Kongevej, wo es herrliche, große Gärten gab. In einem solchen mächtigen Garten stand ich eines Sommers neben meiner Mutter vor einem großen, länglichen Beet mit allerhand Blumen. „Das Beet soll dein sein," sagte meine Mutter, darüber freute ich mich sehr. Ich selbst sollte die Wege darum harken, die Pflanzen darin pflegen und begießen. Und ich beobachtete mit großer Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse, wie zu jeder Jahreszeit eine neue Sorte Blumen heraus-

kam. — Wenn die Aſtern und Georginen aufblühten, dann war es mit dem Sommer aus.

Der Garten war jedoch nicht das richtige Land. Das richtige Land war bei Inger, meiner guten Amme. Sie wurde meine Amme genannt, weil ſie mich gewartet hatte, als ich klein war. Aber ſie hatte mir nicht ihre Milch gegeben; das hatte die Mutter getan.

Inger wohnte in einem Hauſe, das rings von Feldern umgeben war, bei Hohe-Toſtrup. Es führte noch keine Eiſenbahn dorthin; man fuhr mit zwei Pferden vor dem Wagen da hinaus. Erſt ſpäter wurde die merkwürdige Eiſenbahn bis ganz nach Roskilde hinausgelegt. Da wurde es ein Ereignis ſondergleichen für uns Kinder, die Viertelmeile mit der Eiſenbahn nach Valby und zurückfahren zu dürfen. Vater nahm uns mit. Viele meinten, das ſei zu gefährlich. Aber wir Kinder machten uns nichts aus der Gefahr. Es ging dann auch glatt, und wir kamen lebend zurück.

Inger hatte einen Mann, der hieß Peer. Er war gut, ſprach aber nicht viel. Inger redete viel mehr und ſorgte für alles. Sie hatten einen ganz kleinen Jungen, der Niels hieß; aber er lag in der Wiege und zählte nicht mit. Bei Inger und Peer war alles anders als in der Stadt. Es roch ganz eigenartig in ihren Stuben mit der Truhe und den Bänken, nicht gerade ſchlecht, aber unvergeßlich. Sie hatten viel, viel größere Schüſſeln mit Milch und Grütze, als man in Kopenhagen kannte. Sie pflegten die Grütze oder dicke Milch nicht in Teller abzufüllen. Inger und Peer und ich ſaßen um die Milch- oder Grützeſchüſſel und ſteckten den Löffel hinein. Aber der Gaſt bekam ſeinen eigenen Löffel. Sie tranken nicht jeder aus einem beſonderen Glaſe; aber ich bekam mein eigenes Glas.

Luſtig war's auf dem Lande. Eine Kuh und Ferkel, mit denen man ſich tummelte, und warme Milch aus dem Euter der Kuh. Inger butterte, und man konnte Buttermilch trinken. Es war ein herrlicher Spaß für einen kleinen Jungen aus Kopenhagen, ſich in Heuſchobern zu wälzen und auf den Heuſudern zu liegen, wenn ſie eingefahren wurden. Und jedesmal, wenn ich nach einem Aufenthalt draußen nach Hauſe kam, lachte meine Mutter über mich, ſobald ich den Mund öffnete, denn ohne daß ich es

wußte, ſprach ich nun ganz wie die andern auf dem Lande, was man in Kopenhagen „bäueriſch“ nannte.

8

Auf dem Holzboden, einem kleinen Raum, der durch Sproſſen von dem großen Boden getrennt iſt, wo, ſich nach oben abſchrägend, eine Menge geſpaltener Kloben und feiner gehauenes Brennholz liegt, das friſch und trocken riecht, erduldet ſchon in der dritten Stunde ein kleiner Knirps mit geſchloſſenem Munde und trotziger Miene ſeine Strafe, dort eingeſperrt zu ſein.

Schon mehrmals hat ſeine beſorgte Mutter das Stubenmädchen hinaufgeſchickt mit der Frage, ob er nun um Verzeihung bitten wolle. Er hat bloß den Kopf geſchüttelt. Er iſt hungrig; denn er wurde gleich nach der Schule heraufgeführt. Aber er will ſich nicht für beſiegt erklären, denn er iſt in ſeinem Recht. Es iſt nicht ſeine Schuld, daß ihn die Großen nicht verſtehen können. Sie wiſſen nicht, daß das, was er jetzt erduldet, gar nichts iſt im Vergleich zu dem, was er hat erdulden müſſen.

Es iſt wahr, er hat nicht mit dem Kindermädchen und ſeinem kleinen Bruder in Kongens Have (des Königs Garten) gehen wollen. Aber was wiſſen Vater und Mutter von der Schande, die es iſt, den Tag hindurch von den Kameraden hören zu müſſen: „Ah, du wirſt alſo von der Amme geholt!“ oder: „Jetzt kommt deine Amme bald und holt dich.“ Schamgefühl überwältigt ihn bei dem Gedanken an den Hohn der andern Jungen. Es iſt gar nicht ſein Kindermädchen, ſondern das ſeines Bruders. Er könnte ſehr gut allein nach Hauſe finden; aber kann er den Jungen erklären, daß die Eltern es ihm noch nicht anvertrauen, mit dem Kleinen zu gehen, und ſie beide zugleich holen laſſen! Jetzt ſoll das ein Ende haben; er will nicht mehr mit dem Kindermädchen in Kongens Have.

Da iſt das Stubenmädchen wieder, um ihn zu fragen, ob er nun um Verzeihung bitten wolle. Alles hat man mit ihm verſucht, Schelte, ſogar eine Ohrfeige; aber er hat ſich nicht beugen laſſen. Nun ſteht er hier, er ergibt ſich nicht.

Seine gute Mutter hat jedoch diesmal das Mädchen nicht mit leeren Händen kommen laſſen. Er erhielt ſein Eſſen in den

Verſchlag hinein und ißt. Nun iſt es indeſſen um ſo leichter, ſtandzuhalten. Und ein paar Stunden ſpäter wird er herunter geholt und in ſein Bett gelegt, ohne Abbitte geleiſtet zu haben.

Ehe ich auf ſo ſchmerzliche Weiſe erfuhr, wie entehrend es ſei, mit dem Mädchen in Kongens Have zu gehen, war mir dieſer Ort beſonders lieb geweſen. Was für ein Platz zu Haſchen, Verſteck und Kämmercheuvermieten! Welch herrliche Alleen zum Paradiesſpiel mit Himmel und Hölle! Gar nicht erſt davon zu reden, wie man dort Pferd ſpielen konnte! Ein langes Band wurde zwei Kameraden über die Schulter gelegt und unter den Armen durchgezogen; dann lenkte man ſie, in ſtrammen Zügeln, die Peitſche in der Hand. Und war es ſchon ergötzlich in alten Tagen, da ich nur Bänder zu Zügeln hatte, ſo war es noch ergötzlicher jetzt, da ich von meinem Vater prächtige, breite Zügel bekommen hatte, aus geſtreifter Wolle, mit Schellen verſehen, ſo daß man es in weiter Ferne hören konnte, wenn das Zweigeſpann ſchnell wie der Wind die breite Allee entlang geſauſt kam.

Ich liebte den Garten, der groß war, damals weit größer als jetzt, und die Bäume, deren es viele gab, damals weit mehr als jetzt. Und jeder Teil des Gartens hatte etwas für ſich. Der Herkulespavillon war geheimnisvoll. Herkules mit dem Löwen lehrreich und mächtig. Schade, daß es eine ſolche Schande geworden war, dorthin zu gehen.

Früher hatte ich nichts davon gewußt. Es war noch gar nicht lange her, daß ich mich eines Tages dort ſehr glücklich gefühlt hatte. Ich hatte lange in meinen Leſeſtücken fehlerfrei leſen und auf der Tafel ſchreiben können. Aber eines Tages hatte Herr Voltelen zu mir geſagt: „Du mußt auch Schrift leſen lernen.“ Und von dem Augenblick an wurde es ein Ziel des Ehrgeizes für mich, Geſchriebenes leſen zu können, ein Begriff, der mir bis dahin fremd geweſen war. Zuerſt, als mein Lehrer mir Schrift zeigte, war ſie für mich dasſelbe, was Keilſchrift und Hieroglyphen für erwachſene Laien ſind, doch nach und nach gelang es mir, die gewohnten Buchſtabenzeichen in dieſer freieren, leichtſinnigeren Verkleidung wieder zu erkennen, wo ſie ineinander überfloſſen und wo ihre Regelmäßigkeit aufgelöſt war. In der erſten Hauptallee von Kongens Have ging ich nun auf und ab mit dem dünnen, in der Mitte umbrochenen Heft in der Hand, das erſte beſchriebene

Heft, das ich je gesehen hatte, und ich hatte mich schon durch die Überschrift durchbuchstabiert: Das kleine Rotkäppchen. Die Geschichte war ja sicherlich nicht sehr lang, aber sie füllte doch mehrere von den schmalen Seiten, und es war spannend, sich ihren Inhalt zusammenzubuchstabieren; denn er war mir neu. In dem triumphierenden Gefühl, einige Schwierigkeiten überwunden zu haben und in Begriff zu stehen, noch mehr zu überwinden, blieb ich ab und zu vor einem fremden Kindermädchen stehen, zeigte ihr das Heft und fragte: „Kannst du Geschriebenes lesen?"

Dreiundzwanzig Jahre später ging ich als junger Mann dieselbe Allee auf und ab, wieder mit einem Heft, in dem ich las. Ich prägte mir meine erste Vorlesung ein und überhörte mich darin bis ich sie ungefähr auswendig konnte, um nach ein paar Augenblicken mit Unruhe zu entdecken, daß ich das Ganze vergessen hatte, und das war schlimm genug, denn was ich in der Vorlesung sagen wollte, das waren Dinge, die mir am Herzen lagen.

Kongens Have nahm auch fernerhin einen Platz in meinem Leben ein. Später, in so manchem Jahr, wenn Frühling und Sommer vergingen und ich an die Stadt gebunden war und mich fortsehnte nach Bäumen und Blumenduft, ging ich in den Garten und schräg hindurch zu den Beeten in der Nähe der schönen Blutbuchen nahe am Eingang von der Wallseite aus, wo es stets wohlgepflegte und süß duftende Blumen gab. Sie liebkoste ich mit den Augen, ihren Duft sog ich ein, über das Geländer gebeugt.

Aber jetzt ließ ich mich lieber auf dem Holzboden einsperren, als daß mich das Kindermädchen von der Schule nach diesem Garten holte. Schrecklich war es auch, so langsam mit dem Mädchen gehen zu sollen, wenn ich sie auch nicht mehr am Rock zu halten brauchte. Wie beneidete ich die Jungen, die verächtlich Straßenjungen genannt wurden! Sie liefen zum Hof hinein und wieder heraus, schrieen und machten Lärm, so viel sie wollten, trieben Unfug und rauften sich draußen auf der Straße, bewegten sich frei. Ich kannte ja doch Straßen genug. Man sollte mich eine Besorgung in der Stadt machen lassen; ich würde schon den Weg finden.

Und endlich erlangte ich die Erlaubnis. Glücklicher, glücklicher Tag! Ich flog davon wie ein Pfeil; es war mir unmöglich zu gehen.

Und ich lief in gestrecktem Karriere wieder nach Hause. Von dem Tage an lief ich immer, wenn ich allein gehen sollte. Ja, ich begriff nicht, daß die Großen und andere Jungen gehen konnten. Ich versuchte es mit ein paar Schritten; aber die Ungeduld packte mich, und ich schnellte davon. Das war ein Genuß, so zu laufen, daß man förmlich seine Eile fühlte, indem man sich bei jedem Schritt mit dem Stiefelhacken hinten einen kleinen Klaps versetzte.

Mein Vater konnte jedoch noch viel schneller laufen. Es war unmöglich, mit ihm um einen Rasenplatz um die Wette zu laufen. Aber merkwürdig war es, wie langsam die Alten waren. Manche von ihnen konnten keinen Hügel hinauflaufen und nannten das Treppensteigen beschwerlich.

9

Die Welt war im ganzen von freundlicher Gesinnung. Es kam ja meistens darauf an, ob man artig war oder nicht. Andernfalls klagte besonders Karoline über einen, und Vater und Mutter verwandelten sich in zornige Mächte. Vater war natürlich eine weit ernsthaftere Macht als Mutter, eine entferntere Macht mit härteren Händen. Keiner von ihnen flößte jedoch für gewöhnlich Schrecken ein. Sie waren im wesentlichen beschützende Mächte.

Die schreckende Macht war in diesem allerersten Stadium der schwarze Mann. Er fuhr plötzlich aus einer Ecke hervor mit einem Tuch vor dem Gesicht und rief: „Buh!“ so daß man zusammenzuckte. Wurde das Tuch fortgenommen, so kam jedoch bald ein lachendes Gesicht dahinter zum Vorschein; das machte den schwarzen Mann gleich weniger fürchterlich. Und daran lag es wohl, daß Marens Drohung: „Wenn du jetzt nicht artig bist, kommt gleich der schwarze Mann und holt dich,“ ziemlich bald ihre Wirkung verlor. Und doch war es dieser so kaltblütig abgeschüttelte schwarze Mann, aus dem sich in einem späteren Stadium eine Persönlichkeit entwickelte, mit der nicht zu spaßen war und die sich nicht so ohne weiteres abweisen ließ, eine Persönlichkeit, vor der man sowohl Angst wie Beben empfand: der Teufel selbst.

Aber er zeigte sich erst später innerhalb meines Gesichtskreises. Nicht er war es, der den schwarzen Mann ablöste, das war die — Polizei. Die Polizei war die fremde, entsetzliche Macht, vor der es für einen kleinen Jungen keine Zuflucht gab. Die Polizei

kam und schleppte ihn weg, fort von seinen Eltern, fort vom Kinderzimmer und der Wohnstube und steckte ihn ins Gefängnis.

Auf der Straße ging die Polizei mit blauem Rock an und einem großen spanischen Rohrstock in der Hand. Wehe dem, der mit diesem Stock Bekanntschaft machte! Der Großvater ließ sein Packhaus neu instand setzen, ein Packhaus, das groß und hoch war mit drei Etagen. Von der obersten Luke in der Mitte unter dem Giebel ging ein Kran aus, und von diesem hing ein ungeheuer dickes Tau herab, an dessen Ende ein starker Eisenhaken saß. Vermittelst dieses Hakens konnten die großen Tonnen mit himmelblauem Indigo, die auf Wagen gebracht wurden, in die Höhe gezogen werden. Im Packhause gingen Taue durch Löcher in den Fußböden herunter durch alle Etagen. Zog man drinnen an dem einen oder andern Tau, so wurde das Tau mit dem Eisenhaken draußen nach oben oder nach unten gewunden.

Im Packhause hielt sich Jens auf, der groß, stark, wortkarg, majestätisch war, eine rote Nase und eine kleine Pfeife im Munde hatte und um die Finger herum stets blau war, vom Indigo. Hatte man sich Jens' Gunst gesichert, so konnte man sich stundenlang im Packhause tummeln, die leeren Tonnen rollen, und, was die Hauptsache war, an den Tauen ziehen. Dieses letztere war ein Genuß, der alle Fähigkeiten in Spannung versetzte. Das Wunderbare war, daß man selbst drinnen im Hause stand und zog und gleichzeitig durch die offenen Luken beobachten konnte, wie das Tau draußen sich hob oder senkte. Wie das zuging, war ein Rätsel. Aber man hatte das erquickende Gefühl, daß man etwas ausrichtete, das Resultat seines Wirkens vor Augen sah.

Man widerstand denn auch nicht der Versuchung, an den Tauen zu ziehen, wenn Jens fort und das Packhaus leer war. Der kleine Bruder hatte Keuchhusten, man konnte also doch nicht zu Hause wohnen, sondern mußte beim Großvater sein. Eines schönen Tages kam einem da Jens über den Hals, und es läßt sich denken, daß er böse war. „Ja, du bist mir ein netter Bursche. Wenn du so zur Unzeit an den Tauen ziehst, dann feilst du das kostbare Tau mitten durch, und es hat neunzig Taler gekostet. Was, meinst du, wird Großvater dann sagen!"

Das war natürlich ein abschreckender Gedanke, einen so ungeheuren Wert zu vernichten. Nicht daß ich eine bestimmtere

Vorstellung von Wert oder Zahl hatte. Ich besaß freilich eine Fertigkeit in der Multiplikationstabelle und befaßte mich stets mit den größten Zahlen, aber sie entsprachen für mich keiner Wirklichkeit. Wenn ich ausgerechnet hatte, wieviel eine mehrstellige Zahl, multipliziert mit einer ungefähr gleich hohen, ausmachte, so wußte ich keineswegs, ob Vater oder Großvater so viel Taler oder mehr oder weniger hatten. Nur einer von den Onkeln ergötzte sich an meiner Multiplikationsbegabung — das war der dicke, reiche Onkel mit dem schiefen Mund, von dem es hieß, daß er eine Million besäße, und der immer an Zahlen dachte. Kaum stand er in der Tür zur Wohnstube der Mutter, so rief er: „Bist du ein tüchtiger Junge, und kannst du mir sagen, was 27,374 mal 580,208 ist, dann erhältst du vier Schillinge!" Und schnell kamen Tafel und Griffel vor, die Rechenaufgabe war in einem Augenblick fertig und der Vierschilling einkassiert.

In der Welt der Zahlen war ich also zu Hause, aber nicht in der Welt der Werte. Es wäre doch schrecklich, einen so großen Wert zu vernichten, wie neunzig Taler zu sein schienen. Aber ob Jens das am Ende nicht nur so sagte? Er konnte es gewiß dem Tau nicht ansehen, wenn daran gezogen worden war.

Also tat ich es denn wieder, und als Jens mich eines Tages mit Strenge ausfragte, konnte ich mein Vergehen nicht ableugnen. „Ich habe es gesehen," sagte Jens, „das Tau ist fast ganz durchgerieben, und nun wird's dir schön gehen — jetzt kommt die Polizei und holt dich."

Seitdem hatte ich wochenlang keine ruhige Stunde. Wo ich ging und stand, verfolgte mich die Angst vor der Polizei. Ich wagte zu niemandem darüber zu sprechen, was ich getan hatte und was mich erwartete. Ich schämte mich zu sehr; ich merkte ja auch, daß meine Eltern nichts wußten. Aber wenn die Tür plötzlich aufging, blickte ich gespannt auf den Eintretenden. Ging ich mit dem Kindermädchen und dem kleinen Bruder, so sah ich mich nach nach allen Seiten um und blickte oft zurück, ob die Polizei nicht hinter mir her wäre. Sogar wenn ich im Bett lag, auf allen vier Seiten vom Gitterwerk beschützt, war die Angst vor der Polizei über mir.

Ich durfte ja nur mit einem darüber sprechen, das war Jens. Nachdem ein paar Wochen vergangen waren, versuchte ich denn

auch, von ihm Antwort zu erhalten. Da zeigte es sich, daß Jens nicht einmal wußte, wovon ich sprach. Jens hatte augenscheinlich das Ganze vergessen. Jens hatte mich zum Narren gehalten. War die Erleichterung ungeheuer, so war doch die Entrüstung nicht gering. So viel Qualen um nichts!

Die älteren, die gemerkt hatten, welcher Inbegriff alles Fürchterlichen die Polizei für mich war, machten sich dies zuweilen zu nutze, um mir Dinge zu erklären, die, wie man glaubte, über meinem Fassungsvermögen lägen.

Als ich sechs Jahre alt war, hörte ich zum ersten Male das Wort Krieg. Ich wußte nicht, was dies war und fragte. „Das heißt," antwortete eine von meinen Muhmen, „daß die Deutschen Polizei unten in Schleswig aufgestellt haben und den Dänen verbieten, dort zu gehen, und sie schlagen, falls sie bleiben." — Das verstand ich schon. Aber darauf hörte ich von Soldaten reden. „Sind da auch Soldaten?" fragte ich. „Polizei und Soldaten," lautete die Antwort. Aber dies verwirrte mich völlig, denn diese beiden Dinge gehörten in meinem Bewußtsein zwei ganz verschiedenen Rubriken an. Soldaten waren schön, bunt, mit Tschakos, standen Wache, marschierten im Takt mit Trommeln und Pfeifen und Musik, daß man nur so mitgehen wollte. Soldaten wurden deshalb in Zinn abgebildet, und man bekam sie zu seinem Geburtstage in Schachteln. Polizeibeamte dagegen gingen einzeln ohne Musik, ohne schöne Farben auf der Uniform, streng und drohend mit einem Stock in der Hand. Keinem Menschen fiel es ein, sie in Zinn abzubilden. Nicht wenig ärgerte ich mich, als ich bald begriff, daß man mich mit der Erklärung in die Irre geführt hatte und daß nur von Soldaten die Rede war.

Kein Monat war vergangen, so konnte ich scharf folgen, wenn nach Tisch die Erwachsenen aus den Schillingsblättern über die Schlachten bei Bov, bei Nybböl usw. vorlasen. Immer gewannen die Dänen. Eigentlich war der Krieg ein ergötzliches Ding.

Aber da geschah eines Tages etwas Unerwartetes, Überwältigendes. Meine Mutter saß mit ihrer Handarbeit auf dem Fenstertritt in der Wohnstube am Nähtisch mit den vielen kleinen Behältern, worin unter dem dünnen Mahagonideckel so viele schöne und merkwürdige Sachen verborgen lagen, Fingerringe und herrliche Ohrringe mit Perlen, — als die Tür zur Küche aufging und das

Mädchen eintrat: „Haben Madame gehört? Chriſtian der Achte iſt bei Eckernförde in die Luft geſprengt und die Gefion genommen." „Iſt es möglich?" ſagte meine Mutter. — Und in demſelben Augenblick beugte ſie ſich über den Nähtiſch, brach in Weinen aus, ſchluchzte förmlich. Das machte einen Eindruck auf mich, wie nichts bisher. Noch nie zuvor hatte ich meine Mutter weinen ſehen. Die Erwachſenen weinten ja überhaupt nicht. Ich wußte nicht einmal, daß ſie es konnten. Und nun weinte Mutter mit ſtrömenden Tränen. Ich wußte weder, was Chriſtian der Achte, noch was Gefion wäre; erſt jetzt erklärte mir das Mädchen, daß es Schiffe ſeien. Aber ich begriff, daß ein großes Unglück geſchehen war, und bald auch, daß Menſchen mit Pulver in die Luft geſprengt worden waren, und ich verſtand auch, wie gut es war, daß einer von unſeren Bekannten, ein tüchtiger junger Mann, der bei allen wohlgelitten war und immer gut davonkam, mit ganz heiler Haut von dort entwichen und in Zivil verkleidet in Kopenhagen angekommen war.

10

Um dieſe Zeit wurde es mir einigermaßen klar, was Geburt und Tod ſei. Geburt war etwas, das ganz unerwartet kam, und dann gab es ein Kind mehr im Hauſe. Eines Tages, als ich mitten auf dem Sofa zwiſchen Großvater und Großmutter an ihrem Eßtiſch in Klareboderne ſaß und in ziemlich großer Geſellſchaft aß, ging die Tür im Hintergrunde des Zimmers gerade vor mir auf, mein Vater ſtand in der Tür und ſagte ohne Guten Tag folgendes: „Du haſt einen kleinen Bruder bekommen," — und wirklich lag da ein Kleiner in einer Wiege, als ich nach Hauſe kam.

Den Tod hatte ich bisher hauptſächlich von einem großen, ſchönen Gemälde an Großvaters Wand gekannt, denn des Königs Tod hatte mich nicht weiter berührt. Das Gemälde ſtellte einen Garten dar, in dem auf einer weißgeſtrichenen Bank Tante Roſette ſaß, und vor ihr ſtand Onkel Eduard in der Bluſe und mit lockigem Haar und überreichte ihr eine Blume. Aber Onkel Eduard war geſtorben, geſtorben als kleiner Junge, und da er ein ſo ausgezeichneter Junge geweſen war, ſo waren alle ſehr betrübt darüber, daß ſie ihn nicht mehr ſehen ſollten. — Aber jetzt war täglich vom

Tode die Rede. Soundsoviel Tote, soundsoviel Verwundete. An all dem Unglück war der Feind schuld!

11

Es gab jedoch auch andere feindliche Mächte als die Polizei und den Feind, unheimlichere, weniger handgreifliche. Wenn ich dem Dienstmädchen nachtrollte, das den jüngeren Bruder an der Hand hielt, hörte ich zuweilen hinter mir etwas rufen, und wenn ich mich umwandte, erblickte ich einen grinsenden Jungen mit verzerrtem Mund und drohenden Händen. Lange Zeit hatte ich nicht weiter darauf geachtet, aber allmählich kehrte der Ausruf öfter wieder, und ich fragte das Mädchen, was er bedeute. Sie antwortete: „Ach, nichts!" Auf meine wiederholten Fragen sagte sie nur: „Das ist ein garstiges Wort."

Aber eines Tages, als ich von neuem den Ausruf vernommen hatte, wollte ich Bescheid wissen, und als ich nach Hause kam, fragte ich meine Mutter: „Was bedeutet das?" — „Jude!" sagte die Mutter, „Juden, das sind einige Menschen." — „Garstige Menschen?" — „Ja," antwortete die Mutter lächelnd, „zuweilen recht häßliche Menschen, doch nicht immer." — „Kann ich einen Juden zu sehen bekommen?" — „Das kannst du wohl," antwortete die Mutter und hob mich schnell zu dem großen, ovalen Spiegel empor, der über dem Sofa hing.

Ich stieß einen Schrei aus, der sie bewog, mich eiligst wieder auf den Fußboden herabzulassen, und ich zeigte mich so entsetzt, daß es ihr leid tat, mich nicht vorbereitet zu haben. Später sprach sie zuweilen davon.

12

Es gab noch mehr feindliche Mächte in der Welt, die allmählich auftauchten. Wenn man zeitig ins Bett gelegt worden war, geschah es oft, daß die Mädchen sich an den Tisch in der Kinderstube setzten und bis spät in den Abend hinein halblaut plauderten. Und dann erzählten sie Dinge, bei denen einem die Haare zu Berge stehen konnten. Von Gespenstern, die, weißgekleidet, lautlos oder mit rasselnden Ketten durch die Zimmer des Hauses gingen, sich den im Bett Liegenden zeigten, die Schuldigen erschreckten.

Von gemalten Gestalten, die aus dem Rahmen traten und sich über dem Fußboden hinbewegten. Von der Angst, die es einflößte, die Nacht im Dunklen in einer Kirche zu verbringen. Das wagte niemand. Von den Orten des Entsetzens, den Kirchhöfen, wo die Leichen in langen, leinenen Gewändern nachts aus ihren Gräbern aufstanden und die Leute zu Tode erschreckten, während der Teufel selbst in Gestalt einer schwarzen Katze über den Kirchhof lief. Nie konnte man überhaupt, wenn man abends eine schwarze Katze sah, sicher sein, daß der Teufel nicht darin steckte. Und der Teufel konnte sich mir nichts dir nichts in einen Menschen verwandeln und von hinten auf die losgehen, denen er zu Leibe wollte.

Schrecklich spannend war es, wach zu liegen und alles das anzuhören. Und Zweifel gab es nicht. Sowohl Maren wie Karoline hatten selbst so etwas erlebt und konnten haufenweise Zeugen anführen. Das rief eine Umwälzung in meinem Bewußtsein hervor. Ich lernte das Reich der Finsternis und den Fürsten der Finsternis kennen. Eine Zeitlang wagte ich kaum durch ein dunkles Zimmer zu gehen. Ich wagte nicht, bei einem Buch zu sitzen, wenn hinter mir eine Tür offen stand. Wer konnte nicht lautlos eingetreten sein! Und hatte ich einen Spiegel vor mir an der Wand, dann zitterte ich davor, dort den Teufel mit flammenden Augen hinter meinem Stuhl stehen zu sehen. —

Als sich endlich der Eindruck von allen jenen Spuk- und Teufelsgeschichten verlor, bewahrte ich in meinem Sinn einen kräftigen Unwillen gegen die Angst vor der Finsternis und alle diejenigen, die auf die schutzlose Furcht der Unwissenden vor den Mächten der Finsternis spekulieren.

13

Die Welt erweiterte sich. Sie war nicht nur Heim und Haus und die Wohnung der beiden Paar Großeltern, der Clan der Onkel, Tanten und Vettern; sie wurde größer.

Das machte sich bei der Heimkehr der Truppen fühlbar. Zweimal kehrten sie heim. Das erstemal war der Eindruck zwar stark, ging aber nicht tief. Er war rein äußerlich und undeutlich verschmolzen: Girlanden an den Häusern und über der Straße, das große Volksgewühl, die blumengeschmückten Soldaten, die im Takt unter ständigen Blumenregen aus allen Fenstern vorwärts

ſchritten und lächelnd in die Höhe blickten. Das zweitemal, lange nachher, nahm ich in meinem Eindruck die Einzelheiten ganz anders mit auf. Die Verwundeten, die an der Spitze gingen und denen mit einer gewiſſen Zärtlichkeit gehuldigt wurde. Die Offiziere zu Pferde, die mit den Degen grüßten, um die Kränze über Kränze lagen. Die bärtigen Soldaten mit Kränzchen um die Bajonette, während große Knaben ihnen die Gewehre trugen. Und unaufhörlich ſchwirrte Der tapfere Landſoldat durch die Luft, wenn er nicht gerade von Dänemark, ſchönſtes oder Weh' ſtolz abgelöſt wurde.

Aber das zweitemal nahm mich der Anblick nicht ganz gefangen, denn ich wurde von Reue gequält. Meine Muhme hatte mir am Tage vorher drei ganz kleine Kränze geſchenkt, um ſie den Soldaten zuzuwerfen; einen ſollte ich ſelbſt behalten; von den andern ſollte ich jedem von meinen kleinen Brüdern einen geben; ich hatte es feſt verſprochen. Und nun hatte ich ſie alle drei für mich ſelbſt behalten und hatte die Abſicht, ſie alle zu werfen. Ich wußte, es war Unrecht und Betrug; ich litt darunter; doch das Glück, alle Kränze allein zu werfen, war zu groß. Ich ſchleuderte ſie hinaus. Ein Soldat fing den einen mit ſeinem Bajonett auf, die andern fielen zu Boden. Ich ſchämte mich tüchtig und vergaß ſeitdem meine Scham nicht.

14

Das wußte ich: das Theater, wo ich nie geweſen war, das war der Ort, wo Vater und Mutter ſich am beſten amüſierten. Davon wurde oft geſprochen, und am vergnügteſten waren ſie, wenn die Schauſpieler „gut geſpielt" hatten, etwas, wovon ich mir keinen Begriff machen konnte.

Damals war kleinen Kindern der Eintritt ins Königliche Theater noch nicht verboten, und ich hatte keinen heißeren Wunſch, als hineinzukommen. Ich war denn auch noch ſehr klein, als ich einmal mit in die Kutſche genommen wurde, die Vater und Mutter und die Tante zum Theater fuhr. Ich erhielt mit den andern einen Platz im zweiten Parkett und ſaß ſprachlos vor Verwunderung da, als der Vorhang aufging. Noch eine neue Welt offenbarte ſich hier. Das Stück, das geſpielt wurde, hieß Abenteuer auf der Fußwanderung. Aber ich konnte nichts davon verſtehen.

Männer kamen auf die Bühne, sprachen miteinander. Einer kroch aus einem Busch hervor und sang. Ich begriff es nicht, und fragte ich, so bedeutete man mir nur zu schweigen. Doch meine Gemütsbewegung war so stark, daß mir übel wurde und ich hinausgetragen werden mußte. Draußen auf dem Markt übergab ich mich und wurde nach Hause gebracht. Genau so ging es zu meinem Leidwesen auch das zweitemal, als der Versuch auf mein Drängen wiederholt wurde. Spannung, Entzücken, Überwältigung, Aufmerksamkeit auf das Unverständliche waren zu stark; ich war einer Ohnmacht nahe und mußte nach Schluß des ersten Aktes das Theater verlassen. Nun dauerte es daher lange, ehe man mich für groß genug hielt, um die Gemütsbewegung ertragen zu können.

Ein einziges Mal erlaubte man mir doch, zur Komödie zu gehen. Das geschah, als Herr Voltelen mir ein Billett zu einer Studentenvorstellung im Hoftheater schenkte, wo er selbst auftreten sollte. Das Stück hieß Ein Verschwender, und ich sah es, ohne krank zu werden. — Es kam ein junger, leichtsinniger Mann darin vor, der Goldtaler aus dem Fenster warf, und da war ein altes, häßliches Weib und außerdem ein schönes, junges Mädchen. Ich saß und paßte auf wie ein Schießhund, wann mein Lehrer kommen würde; aber es war eine Enttäuschung; da war gar kein Herr Voltelen zu sehen.

Am nächsten Tage, als ich meinem Lehrer für das Vergnügen dankte, fügte ich hinzu: „Aber Sie hatten mich angeführt, Sie waren ja gar nicht darin.“ — „Wie? Ich war nicht da? Sahest du nicht das alte Weib? Das war ich. Sahest du nicht das junge Mädchen? Das war ich auch.“ — Unfaßlich war es, daß jemand sich dermaßen verstellen konnte. Herr Voltelen hatte zweifellos „gut gespielt“. — Doch noch lange Jahre nachher begriff ich nicht, woran man dies erkannte. Da die Stücke auf mich völlig den Eindruck der Wirklichkeit machten, so war ich natürlich außerstande, den Anteil der Schauspieler auszusondern.

15

Daß es Krieg war, verlieh den Zinnsoldaten ein ganz neues Interesse. Man konnte nicht genug Schachteln davon haben. Sie wurden in Kompanien und Bataillone aufgestellt; sie entfalteten

ſich zum Angriff, ſtürmten, wurden verwundet und fielen. Zuweilen legten ſie ſich müde hin und ſchliefen auf dem Schlachtfeld. Aber eines Tages, als eine neue Schachtel gebracht wurde, verloren die alten allen ihren Wert. Denn die Soldaten in dieſer neuen Schachtel waren richtige Soldaten mit Bruſt und Rücken, rund anzufühlen, wogen ſchwer in der Hand. Im Vergleich zu ihnen ſanken die älteren, die Profilſoldaten, die in ihrer Schmalheit nur von der Seite geſehen werden konnten, tief in der Achtung. Ein Fortſchritt war gemacht worden vom Abſtrakten zum Konkreten. Es war kein Vergnügen mehr, mit den ſchmalen Soldaten zu ſpielen. Ich ſagte: „Im vorigen Jahr, als ich klein war, machten ſie mir Spaß."

Eine ähnliche Veränderung, ein ähnliches Bild des geſchichtlichen Fortſchrittes war es, als das Steckenpferd, dem man ſo viele frohe Stunden verdankte, auf dem man durch Stuben und Flure geritten war, in die Ecke kam wegen des Wiegenpferdes, das lange gewünſcht und begehrt, zur Tür hereingetragen wurde und nun dort in der Stube hielt, leicht ſchaukelnd, wie bereit zum kühnſten Ritt, ſobald ſich der Reiter in den Sattel ſchwang.

Ich ſaß da und — o Glück! Der Ritt begann und wurde mit Leidenſchaft fortgeſetzt, ſo daß ich beinahe über den Hals des Pferdes geflogen wäre: Als ich klein war, machte mir das Steckenpferd Spaß; jetzt nicht mehr. — Bei jeder neuen Stufe, die ich zurücklegte, wie gering ſie auch war, behielt ich dieſe Gefühlsart und dieſen Gedankengang bei. Meine Mutter hielt ſich oft darüber auf, noch als ich ganz erwachſen war. Entwuchs ich ſchnell meinen Neigungen, war ich ganz fertig mit einer Sache oder einer Perſon, die mich vor kurzer Zeit beſchäftigt oder erfüllt hatte, ſagte die Mutter mit einem Lächeln: „Im vorigen Jahr, als ich klein war, machte mir das Steckenpferd Spaß."

Doch die Fortſchritte gingen nicht immer ohne Verlegenheit vor ſich. Als ich klein war, hatte ich ſchöne Bluſen, beſonders eine graue mit braunen Verzierungen, mit der es ergötzlich war, zu gehen; nun ging ich in einfachen, glatten Bluſen mit einem Ledergürtel um den Leib. Später kam die Zeit, wo der Ehrgeiz erwachte, in einer Jacke zu gehen wie die großen Knaben; und als dieſer Wunſch endlich erfüllt war, erwachte, wie es im Leben geht, ein noch höher zielender Trieb: das Verlangen, den Rock zu tragen. Als ſich die Zeit erfüllte, wurde ein alter Rock

meines Vaters für mich umgeändert. Ich sah dünn und schlottrig aus darin, doch die Tracht war ehrenvoll. Aber es kam mir vor, als müßte es mir jedermann ansehen können, daß ich den Rock zum ersten Male trüge. Ich wagte also nicht, damit in den Straßen zu gehen, sondern machte Umwege um die Wälle herum, aus Angst jemandem zu begegnen.

Als ganz kleiner Junge war ich natürlich nicht mit meinem Aussehen beschäftigt. Ich besann mich gar nicht darauf, daß ich mehrmals gezeichnet worden war. Aber als ich ungefähr neun Jahre alt war, hatte Tante Sarah — alle Menschen waren damals Onkel und Tanten — beschlossen, daß ich und meine Brüder zu des Vaters Geburtstag in Daguerreotypie abgebildet werden sollten. Das Ereignis machte einen tiefen Eindruck, weil ich ruhig stehen sollte, während die Abbildung stattfand, und weil der Daguerreotypist, ein Deutscher, namens Schätzig, die R's schnurrte und die S' zischte. Die Sache selbst war ein tiefes Geheimnis, das nicht verraten werden durfte. Das Geschenk sollte eine Überraschung sein, und ich mußte unverbrüchliches Schweigen geloben. Ich hielt es einen Tag. Aber am nächsten Tage beim Mittagessen fuhr es mir heraus: „Jetzt ganz schtille! wie der Mann sagte." Welcher Mann? Da lag das Geheimnis.

Den Aufenthalt selbst bei Herrn Schätzig habe ich nicht vergessen. Irgend jemand hatte gesagt, daß ich einen schlanken Hals hätte, der gut aussähe. In dem Augenblick, als wir hineinwollten, sagte die Tante: „Du erkältest dich drinnen!" und band mir, trotz entschiedener Weigerung, ein Seidentüchlein um den Hals. Das Tuch verdarb mir die ganze Freude, verewigt zu werden. Und es ist auf jenem alten Bilde noch um meinen Hals zu sehen.

16

Die Zinnsoldaten hatten die kriegerischen Instinkte ins Leben gerufen. Das Schaukelpferd hatte allmählich immer mehr Kriegszubehör im Gefolge. Einen blanken Helm, der unter dem Kinn festgespannt werden konnte und mit dem man ganz stattlich aussah; einen Küraß von wirklichem Metall, wie ihn die Garde zu Pferde trug, und einen kurzen Stoßdegen in lederner Scheide, der mit dem fremden Wort „Hirschfänger" genannt wurde und eine fürchter-

liche Waffe für die kleinen Brüder abgab, wenn sie unbarmherzig damit niedergesäbelt wurden. Saß man auf dem Schaukelpferd in all dieser Pracht, so träumte die Knabenseele wilde Träume von kriegerischer Größe, Träume, die von Jahr zu Jahr weiter ausgesponnen wurden, bis sie im Alter von acht, neun Jahren aus den Ingemannschen Romanen neue und ungesunde Nahrung zogen.

Zu Pferde an der Spitze einer ausgesuchten Schar gegen zahllose Feinde, die wie Verzweifelte kämpfen! Das Schaukelpferd geht gewaltsam auf und nieder. Der Feind wankt, er beginnt zu weichen. Das Schaukelpferd wird angehalten. Mit dem Hirschfänger wird den Scharen der Gemeinen ein Zeichen gegeben. Der Feind wird geschlagen und flieht; es gilt nun, ihn zu verfolgen. Das Schaukelpferd wird in rasende Bewegung gesetzt. Sieg auf der ganzen Linie. Einzug in die Hauptstadt; Jubel und Blumenkränze für den Sieger und seine Mannschaften.

17

Gerade zu der Zeit, da ich in der Einbildung ein so großer Kriegsmann war, wäre es im wirklichen Leben für mich sehr nützlich gewesen, wenn ich mehr Kräfte gehabt hätte, jetzt, wo ich nicht wie früher vom Kindermädchen zur Schule gebracht wurde, sondern selbst der Beschützer meines zwei Jahre jüngeren Bruders sein sollte. Der Aufbruch von Hause war behaglich genug. Die zinnernen Frühstücksbüchsen mit Wohl bekomm's in Goldbuchstaben auf dem Deckel standen offen auf dem Tisch. Mutter, die am Tischende stand, schmierte für jedes der Kinder sechs Schnitten Brot, die zu zwei und zwei zusammengeklappt wurden, Weißbrot auf Schwarzbrot, eine Mischung, die einen außerordentlichen Wohlgeschmack darbot. So viele Schnitten gingen gerade in die Büchse hinein. Sie wurde dann zu den Büchern in den Tornister gelegt. Und mit diesem auf dem Rücken begab man sich zur Schule, immer auf demselben Wege. Aber zu damaliger Zeit wurde die Wanderung erschwert. Alle Augenblicke begegnete man Knaben, die einen ausschimpften und nach dem Kleinen schlugen, so daß man sich an jeder Straßenecke, um die man biegen wollte, erst raufen mußte. Und zu damaliger Zeit waren, trotz der später nicht wieder erreichten Humanität jener Tage,

Schelte und Püffe und ausgesuchte Verhöhnungen das tägliche Brot, und ich sehe mich noch, wie ich eines Tages im Gerause mit einem viel größeren Jungen an diesem in die Höhe sprang und mich in seinem Nacken festbiß, so daß ein Lehrer mich losreißen und der andere seinen Nacken unter der Pumpe baden mußte.

Ich bewunderte bei andern die Stärke, die mir selbst abging. Es war in der Klasse ein Junge, derb, vierschrötig, unsäglich gutmütig, mit dem es niemand im Raufen aufnehmen konnte. Er war aus Lolland und hieß Ludwig, war nicht sehr klug aber kerngesund und riesenstark. Da kam eines Tages ein Westindier, namens Muddie, in die Schule, von dunkler Farbe mit lockigem Haar, kräftig und schlank wie ein Wilder, unwiderstehlich durch alle die Pfiffe und Finten, die er wußte, sowohl wenn es ans Ringen ging als auch beim Faustkampf. Er überwand die stärksten Knaben der Schule. Nur Ludwig hatte er nie herausgefordert, so wenig wie dieser ihn. Aber unter den Knaben herrschte große Neugierde, zu erfahren, wer von den beiden der Stärkste wäre; und in einer Frühstückspause wurde ein Ringkampf arrangiert. Es war für die Knaben, die alle Kenner waren, eines der schönsten Schauspiele, zwei so ausgezeichnete Kämpfer ringen zu sehen, besonders als der Lolländer sich auf den andern stürzte und der Westindier sich mit förmlichen Schlangenwindungen vergebens seinem Griff zu entwinden suchte.

Eines Tages kamen zwei neue Knaben in die Schule, zwei Brüder; der ältere, Adam, war klein und fahl, merkwürdig welk, sah aus wie ein Krüppel, ohne es jedoch zu sein; der etwas jüngere, Sophus, war schön gebaut und erregte gleich in der ersten Stunde, an der die Neulinge teilnahmen — einer Turnstunde — Staunen durch seine seltene Tüchtigkeit im Klettern und am Reck. Er schien ebenso kräftig wie geschickt, und bei einem kleinen Jungen, der zu den Starken aufsah, mußte er förmliche Begeisterung erwecken. Diese steigerte sich noch am folgenden Tage, als ein großer, boshafter Junge, der Adam als Schwächling verhöhnt hatte, in einem Nu von Sophus dermaßen durchgeprügelt wurde, daß er sowohl den Atem wie den Mut verlor.

Ich, der nur vom Schaukelpferd aus kriegerische Taten vollführt hatte, und der neuangekommene Sophus wurden von nun an auf einige Zeit unzertrennliche Freunde. Es war eines der

gewöhnlichen Freundschaftsverhältnisse zwischen kleinen Knaben, wo der eine bewundert und der andere sich verehren läßt. Der Bewundernde konnte seinen Gefühlen nur Nahrung geben, indem er dem andern das Kostbarste schenkte, was er besaß. Dieses Kostbarste waren Bilder von ausgeschlagenem Goldpapier aus Frankreich, die alle möglichen Gegenstände und Persönlichkeiten darstellten, von Schiffen mit Masten und Segeln bis zu Rittern und Damen. Ich hatte sie eine lange Zeit hindurch gesammelt und Stück für Stück aufbewahrt, indem ich sie in ein Buch einklebte, das mein Stolz war. Dieses Buch verschenkte ich ganz unbedenklich an Sophus, der es entgegennahm, ohne sich ein bißchen darum zu kümmern.

Und nun begann Sophus, der bisher so einfach gewesen war, auf Grund der übertriebenen Bewunderung, deren Gegenstand er war, launenhaft zu werden. Es war eine feste Regel geworden, daß er und ich den Rückweg aus der Schule zusammen machten. Aber eines Tages gab es plötzlich Schwierigkeiten; Sophus hatte Waldemar, einem abscheulichen Jungen, der in den Stunden mogelte, versprochen, mit ihm nach Hause zu gehen. Und am nächsten Tage war er auch verhindert. Aber als ich, der ich nun auf einmal alle Qualen der Zurücksetzung und der verschmähten Hingebung kennen lernte, am dritten Tage, nachdem ich vergebens gewartet hatte, ihm begegnete, wie er mit Waldemar schräg über den Frauenplatz kam, packte ich in meiner Wut meinen ehemaligen Freund fest am Arm, rief mit verzerrtem Gesicht: „Du bist ein Schurke!“ und machte, daß ich fortkam, um ihn nie mehr anzureden. — Das war höchst unklug; geradezu gesagt das dümmste, was ich tun konnte. Aber ich war allzu leidenschaftlich, um mich vernünftig zu benehmen. Waldemar brachte mein Betragen in der ganzen Klasse herum, und am nächsten Tage in der Frühstückspause klang es mir überall aus lachenden Mündern entgegen: „Du bist ein Schurke! Du bist ein Schurke!“

18

Die Welt erweiterte sich. Der Unterricht wurde vielseitiger. Es gab allerlei Unterricht außerhalb der Schule. Von der Zeichenlehrerin, einem liebenswürdigen jungen Mädchen, das mit

ſchwarzer Kreide Fingal im Helm zeichnen konnte, lernte ich die Dinge in der Welt anſehen, wie ſie zueinander ſtanden, einander deckten und ſich in der Perſpektive zeigten, — von der Muſiklehrerin, meiner guten Muhme, lernte ich Noten und Schlüſſel kennen, lernte erſt Stückchen, dann Sonaten ſpielen, zweihändig, dann vierhändig. Aber ach! weder in der Kunſt des Geſichts noch des Gehörs zeigte ich mich jemals mehr als mittelmäßig. Nie kam ich weder im Zeichnen noch im Klavierſpiel über eine geiſtloſe Richtigkeit hinaus. Und kaum ſonderlich größere Anlagen zeigte ich, wenn ich an hellen Sonntagvormittagen, die wenig zu den Freuden des Tanzes einluden, mit vielen anderen kleinen Knirpſen und Mädels im Saale des königlichen Tänzers, Herrn Hoppe, aufgeſtellt wurde und die erſte bis fünfte Poſition einnehmen und die Mädchen in der Polka Mazurka ſchwingen lernte. Ich wurde ein eifriger, aber nie ein ausgezeichneter Tänzer.

19

Die Welt erweiterte ſich. Der Vater brachte aus Paris ein merkwürdiges Spiel mit, Fortunaſpiel genannt, mit Glocken über Löchern, und Kugeln, die mit Queuen geſtoßen wurden. Fünf Tage und ſechs Nächte war der Vater damit von Frankreich hergefahren. Es war unſäglich feſſelnd; niemand anders in Kopenhagen hatte ein ſolches Spiel. Und im nächſten Jahre, als der Vater wiederum aus Paris nach Hauſe kam, brachte er einen großen flachen, blankpolierten Kaſten mit, in dem wohl ein Dutzend verſchiedener Spiele lagen, franzöſiſche Spiele mit Bällen, Federbällen und Rackets, Spiele, mit denen ſich auch die Erwachſenen unterhielten. Da waren Wagen, die vermittelſt eines Uhrwerkes im Kreiſe gingen, und da war ein Bajazzo, der rücklings Saltomortale eine Treppe hinunter ſchlug, ſobald man ihn auf die oberſte Stufe ſtellte. Solche Dinge konnten die Leute in Frankreich machen.

Die Welt erweiterte ſich immer mehr. Es kamen häufig Verwandte aus Göteborg. Sie ſprachen Schwediſch; paßte man aber auf, ſo verſtand man wohl, was ſie ſagten. Sie redeten die Sprache der Frithjofsſage, aber mit anderer Ausſprache als Herr Voltelen. Und es kam ein junger franzöſiſcher Graf, deſſen Verwandte der däniſche Onkel gekannt hatte; er war hier oben

als Seemann auf einem französischen Kriegsschiffe, kam und blieb zu Mittag und sang die Marseillaise. Von ihm hörte ich das Lied zum ersten Male. Er war erst fünfzehn Jahre alt und sehr schön und wie ein Matrose gekleidet, trotzdem er Graf war.

Und dann waren da die beiden Onkel, Mutters Bruder Jakob und Vaters Bruder Julius, die alle beide längst Franzosen geworden waren und in Paris wohnten. Onkel Jakob kam oft auf ein paar Wochen oder länger. Er war klein und breitschultrig und schön. Alle Menschen hatten Onkel Jakob gern; alle Damen wollten eingeladen werden, wenn Onkel Jakob kam. Er hatte eine Frau und vier Kinder in Paris. Aber das hatte ich aus den Gesprächen der Erwachsenen aufgeschnappt, daß Tante Victorine seine Frau war und doch nicht seine Frau. Großmutter wollte nichts von ihr wissen. Und Onkel Jakob hatte eine Reise bis ganz unten zum Papst nach Rom gemacht, um ihn zu bitten, ob sie seine Frau werden dürfte. Aber der Papst hatte Nein gesagt. Warum? Weil Tante Victorine schon einen andern Mann hatte, der schlecht gegen sie gewesen war und sie geschlagen hatte; und der Mann kam manchmal, wenn der Onkel fort war und nahm ihr ihre Möbel weg. Es war unbegreiflich, daß er das durfte, und daß der Papst es nicht einmal hindern wollte, da sie doch Katholikin war.

Onkel Jakob hatte einen merkwürdigen Ausdruck um den Mund, wenn er lächelte. Es lag eine gewisse Anmut über allem, was er sagte und tat, aber Wehmut in seinem Lächeln. Er wäre leichtsinnig gewesen, hieß es, und sei nicht glücklich. Eines Morgens, als er bei Vater und Mutter zu Besuch war und in der großen Stube lag und schlief, entstand eine heftige Unruhe; es wurde nach dem Doktor geschickt und das Wort Morphium ausgesprochen. Er war krank, erholte sich jedoch bald wieder. Als er am nächsten Tage seine Schwester fragte: „Wo ist mein Pistolenkasten geblieben?“ antwortete sie mit ernsthaften Augen: „Den habe ich genommen, und den behalte ich.“

Nie hatte ich gedacht, daß ich jemals Onkel Jakobs Frau und Kinder kennen lernen sollte. Und nun geschah es doch. Viele Jahre später, als ich ein junger Mann geworden war und nach Paris kam, suchte ich nach des Onkels Tode Victorine und ihre Kinder auf. Ich wollte ihr damals selbst die monatliche Unterstützung

bringen, die ihre Verwandten ihr aus Dänemark ſandten. Ich fand ſie vor der Zeit gealtert, demütig vor Armut, mitgenommen von Entbehrungen. Wie konnte es bei ihr ſo knapp zugehen? Bekam ſie denn nicht jeden Monat die Summe ausbezahlt, die man von Kopenhagen aus an Onkels beſten Freund, Herrn Fontane in der Rue Vivienne, ſandte? Ach nein, Herr Fontane gab ihr ſelten einmal ein kleines Almoſen und jagte im übrigen ihre Kinder mit garſtigen Worten heim.

Es ſtellte ſich heraus, daß Herr Fontane ſelbſt betrügeriſch das Geld behalten hatte, das man jahrelang der Witwe ſeines beſten Freundes geſandt hatte. Er war ein großer, hübſcher Mann, der in einem umfangreichen Betriebe ſaß. Niemand hätte geglaubt, daß ein Schuft ſo ausſähe. Er wurde denn zuletzt genötigt, das Geld auszuliefern. — Und wenn der Vetter aus Dänemark nun bei den franzöſiſchen Verwandten anklingelte, war er in demſelben Augenblick ſo behängt wie ein Weihnachtsbaum mit kleinen Jungen und einem kleinen Mädchen, die in die Höhe ſprangen, ſich ihm an den Hals hängten und ihn nicht loslaſſen wollten.

II

Knabenjahre

1

Das Haus gehörte meinem Großvater väterlicherſeits und war an die zwanzig Jahre in deſſen Beſitz geweſen. Meine Eltern wohnten im zweiten Stock. Es lag in der verkehrsreichſten Gegend der Stadt, gerade im Herzen von Kopenhagen. Im erſten Stock wohnte ein weſtindiſcher Herr, der das Däniſche mit fremder Betonung ausſprach; zu ihm kam zuweilen ein däniſcher Mann von franzöſiſcher Abſtammung, Herr Lafontaine, der, wie man ſich erzählte, ſo ſtark war, daß er mit einer Hand zwei Gewehre bei den Bajonettſpitzen ergreifen und wagerecht im ſteifen Arm halten konnte. Ich bekam Herrn Lafontaine niemals zu ſehen, noch weniger alſo das Kunſtſtück; aber ich ſtarrte, wenn ich die Treppe hinunterging, auf die Tür, hinter der ſo Merkwürdiges vor ſich ging.

Im Keller wohnte Niels, der Bediente der Familie, dem die häusliche Tätigkeit noch Zeit ließ, Geſchäftstalent zu entwickeln. Er betrieb in aller Stille einen verhältnismäßig bedeutenden Handel mit einfachen Uhren und außerdem mit Met, zwei Warenſorten, die nichts miteinander zu tun hatten. Die Uhren hatten für einen kleinen Jungen nichts beſonders Feſſelndes, deſto mehr aber der Met, der Kruke an Kruke auf einem Wandbrett aufbewahrt wurde. Er nahm mein ganzes Intereſſe in Anſpruch. Es war ja der Trank, den die alten Nordländer ſo ſehr geliebt hatten, daß ihn die Toten in Walhalla tranken. Es war erſtaunlich, daß es den noch gab. Wie mußte der nicht ſchmecken! Ich erhielt die Erlaubnis davon zu koſten, und alle meine Erwartungen wurden übertroffen. Süßer als ſüß! Lieblicher als irgend etwas Irdiſches,

das ich gekoſtet hatte. Aber trank man mehr als ein ganz kleines Glas davon, ſo wurde einem übel.

Und es wurde nun Gegenſtand meiner tiefſten Verwunderung, daß die Einherjer den Met in großen Hörnern hinuntergießen und fetten Speck dazu eſſen konnten. Welche Zuſammenſetzung von Leibgerichten! Und niemals bekamen ſie Bauchweh davon!

2

Im Erdgeſchoß lag der Laden, ein Raum, der die ganze Breite und den größten Teil der Tiefe des Hauſes einnahm, ein für damalige Verhältniſſe großer Seiden- und Tuchhandel, dem mein Vater und Großvater gemeinſchaftlich vorſtanden bis zu meinem elften Jahre, wo der Vater auf eigene Hand im großen zu handeln begann. Im Laden war es ergötzlich, weil die Gehilfen, wenn man herunterkam, einen um den Leib faßten und auf die andere Seite des halbkreisförmigen Tiſches hinüberhoben, der ſie von den Käufern und Käuferinnen abſonderte. Die Gehilfen waren nette, würdige Herren mit viel Haltung und Anſtand, freundlich ohne verletzende Herablaſſung.

Zwiſchen meinem fünften und ſechſten Jahre wurde der Laden umgebaut, er blieb mir deshalb eine Zeitlang verſperrt. Als er mir wieder zugänglich wurde, war ich überraſcht über die Veränderung. Eine lange Galerie mit einem Glasdach war hinten angebaut, in der die Waren auf neuen Regalen lagerten. Die Erweiterung war nicht gering, und ſie war von einer Erweiterung des Perſonals begleitet geweſen. Neu hinzugekommen war ein Lehrling, namens Gerhard, der ſo groß war wie ein erwachſener Mann, aber ſehr jung geweſen ſein muß, da er mit mir Sechsjährigen plauderte wie mit einem Kameraden. Er war ſehr hübſch und wußte es. „Hoſenträger braucht man nicht," ſagte er, „wenn man gute Hüften hat," und dabei deutete er auf ſeine kräftig vorſpringenden Lenden. Dieſe Äußerung machte einen tiefen Eindruck auf mich, weil ich hier zum erſtenmal jemand ſich des eigenen Äußern rühmen hörte. Ich wußte, daß man ſich nicht ſelbſt loben dürfe und daß Eigenlob ſtinke. Ich wunderte mich deshalb, daß mir das Eigenlob in Gerhards Mund flott vorkam, es kleidete förmlich. Gerhard ſprach oft davon, was es für ein Vergnügen ſei, abends auszugehen, um ſich

zu amüſieren, ſich den Teufel daran zu kehren, was die Alten ſagten, ſondern Sängerinnen anzuhören — Genüſſe, von denen ſein Zuhörer ſich keine deutliche Vorſtellung machen konnte.

Bald hieß es, daß Gerhard ſich nicht gut anließe. Die Art, in der er ſich das Geld zu ſeinen Vergnügungen verſchaffte, bewirkte, wie ich lange nachher erfuhr, daß er plötzlich ſeinen Abſchied erhielt. Aber er hatte meine Knabenphantaſie geſtreift, mir einen unklaren Eindruck ſorgenloſen Lebensgenuſſes und jugendlichen Trotzes vermittelt.

3

Auf dem Abſatz der Treppe, die vom Laden zum dahintergelegenen Lager führte, nahm mein Großvater Platz. Da oben machte er ſich gut mit ſeinem lockigen, weißen Haar. Hier konnte er mit einem Feldherrnblick das Ganze überſehen, die Kunden, die Gehilfen, die Lehrlinge vor und hinter ſich. Kam eine beſonders geſchätzte Kundin in den Laden, ſo verließ er eiligſt ſeinen hohen Standort und gab einen guten Rat. Gab es gegenüber der Erklärung des Verkäufers Bedenklichkeiten von ihrer Seite, ſo zerſtreute er dieſe. Damals hatte er ſeine guten Tage und ſcheinbar ſeine Glanzzeit.

Der Glanz ſchwand, weil er ſich anfangs ohne Kapital heraufgearbeitet hatte. Das Hamburger Haus, das dem Geſchäfte Kapital vorſchoß, gab das Geld zu allzu teuren Bedingungen und mit allzu bindenden Forderungen, ſo daß der Handel auf die Dauer unmöglich zwei Familien ernähren konnte.

Aber als der Großvater ſpäterhin freie Zeit bekam, nahm er die geiſtigen Intereſſen auf, die er in ſeiner Arbeitszeit hatte zurückhalten müſſen. In ſeinen alten Tagen lernte er u. a. Italieniſch, und man fand ihn, wenn man ihn beſuchte, mit Taſſos Gerusalemme liberata vor ſich, jedes Wort, das ihm Schwierigkeiten bereitete, in einem Wörterbuch aufſuchend — und es gab viele ſolcher Wörter.

Der alte Mann war ein eifriger Bonapartiſt und, ſeltſam genug, ein noch glühenderer Bewunderer des dritten Napoleon als des erſten, weil er ihn nämlich für klüger hielt und überzeugt war, daß er ſeinem Sohn das Kaiſertum vererben würde. Aber hier begegnete er bei mir ſeit meinem vierzehnten Jahre kräftigem

Widerstand. Denn ich, der natürlich Republikaner war und Napoleon III. seines Verfassungsbruches wegen verabscheute, schrieb in aller Stille in unmöglichem Französisch und in einem noch unmöglicheren Metrum (etwas, das Hexameter und Pentameter vorstellen sollte) Verse gegen den Tyrannen. Ein Gedicht an die französische Sprache begann:

Ah! quelle langue magnifique, si belle, si riche, si sonore,
Langue, qu'un despote cruel met aux liens et aux fers!

Über Napoleon III. konnten Großvater und Enkel also unmöglich einig werden. Aber das war der einzige Gegenstand, über den wir jemals disputierten.

4

Der Vater meiner Mutter war ganz anders, ohne alle Heftigkeit, einfach, liebenswürdig, sehr schön. Auch er hatte sich aus kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet, ja, er hatte erst, als er gegen zwanzig Jahre alt war, sich selbst Lesen und Schreiben gelehrt, eine so gute Bildung er auch jetzt besaß. Er war seinerzeit Färberlehrling bei Färber Möllers Witwe gewesen, als Oehlenschläger und die Örsteds da aßen. Er hatte, wie es der patriarchalische Brauch jener Zeit mit sich brachte, täglich mit den großen, bewunderten Männern zusammen bei Tisch gesessen und sprach oft davon, daß er sich seine Hände bei Oehlenschlägers Dramen fast blutig geklatscht habe in den Jahren, in denen wegen Baggesens Angriffe im Theater für und wider sie gekämpft wurde.

Zu einem noch älteren Geschlecht als die Großeltern gehörte der Urgroßvater, der Vater von Mutters Stiefmutter, der hohe Stiefel, vorn mit einer kleinen Quaste, trug. Er sagte: „Könnte ich nur einmal erleben, daß ein dänisches Linienschiff mit einem englischen anbände und es zusammenschösse, das würde mir Spaß machen; die Engländer sind das abscheulichste Raubgesindel von der Welt." Er war so alt, daß er die Schlacht auf der Reede und das Bombardement von Kopenhagen noch in frischer Erinnerung hatte.

5

Schule und Heim waren zwei verschiedene Welten, und häufig fiel es mir auf, daß ich ein Doppelleben führte. Sechs Stunden

täglich lebte ich unter der Disziplin der Schule in bewegtem Verkehr mit Personen, von denen man zu Hause keine einzige kannte, und die andern Stunden des Tages verlebte ich im Elternhause oder bei Verwandten des Elternhauses mit Menschen, von denen man in der Schule keinen kannte.

Am 1. Oktober 1849 war ich durch den ernsthaften Torweg zur Schule gebracht und hinauf in eine Klasse geführt worden, wo ich von einem wohlwollenden Mann, dem Rechenlehrer, empfangen wurde, der es mir behaglich zu machen wußte. Sofort beobachtete ich, daß, wenn der Lehrer einen Knaben etwas fragte, was ein anderer wußte, dieser andere das Recht hatte, sein Wissen zur Kenntnis zu bringen, indem er einen Finger in die Höhe hob, — ein Recht, von dem ich selbst in den nächsten Stunden einen übertriebenen Gebrauch machte, bis ich einsah, daß es vernünftig sei, nicht bei allen möglichen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit auf mein Wissen oder Besserwissen hinzulenken, und meine Hände vor mir auf dem Tisch behielt.

6

An die zehn Jahre hintereinander besuchte ich ein und dieselbe Schule. Mit dem Wege dorthin und zurück, von und nach den drei verschiedenen, nahe beieinander gelegenen Stätten in Kopenhagen, wo meine Eltern damals wohnten, wurde ich vertraut wie mit keinem andern Wege. In dem Viertel dort, dem ganzen Rundenturmviertel, kannte ich nicht nur jedes Haus, sondern jeden Torweg, jede Straßentür, jedes Fenster, jede Fliese. Dies prägte sich mir allmählich dermaßen ein, daß ich viele Jahre später, wenn ich fremde Gegenden und Städte sah, sogar wenn ich lange Zeit hintereinander an einem fremden Ort im Auslande wohnte, ein merkwürdiges Gefühl hatte, daß dies, wie schön und fesselnd es auch sein mochte, oder vielleicht gerade deshalb, ein Traumland, Unwirklichkeit sei, die eines Tages verloren gehen und schwinden würde; die Wirklichkeit dagegen, das war der Runde Turm in Kopenhagen und was um ihn herum lag. Es war häßlich und ohne jeglichen Reiz, aber es war Wirklichkeit. Diese Beobachtung machte ich immer wieder.

In verwandter, wenn auch verschiedener Art wurde die Wald-

landschaft in der Umgegend von Kopenhagen, (genauer: die Aussicht über die Eremitage-Ebene unten nach dem Sunde zu, wie sie sich von der Bank gegenüber dem schleswigschen Stein aus gesehen zeigt,) der erste mir bekannte und liebe Typus landschaftlicher Schönheit, sie prägte sich mir in einem so hohen Grade als Wirklichkeit ein, wie ihn späterhin keine andere noch so schöne oder noch so imponierende Landschaft erreicht hat.

7

Der Schulunterricht war insofern altmodisch, als er in allen Fächern der Anschaulichkeit ermangelte. Die Lehrer waren auch notgedrungen hie und da recht unvollkommen, selbst wenn es ihnen nicht an Kenntnissen in ihrem Fach fehlte. Trotzdem muß der Unterricht im ganzen, besonders wenn man bedenkt, wie wohlfeil er war, gut, sorgfältig und umfassend genannt werden; im allgemeinen wurde er gewissenhaft erteilt. Wenn ich als Erwachsener daran zurückdachte, so bin ich hauptsächlich darüber stutzig geworden, welche verschiedenartige Menge von Kenntnissen sich im Laufe von zehn Jahren einem Kinde beibringen ließ.

Freilich gab es Lehrer, denen es dermaßen an der Fähigkeit, von ihrem Wissen mitzuteilen, mangelte, daß ihr Unterricht vollkommen nutzlos war. Vier, fünf Jahre hatte ich z. B. Geometrie gelernt, ohne noch ihre einfachsten Elemente zu begreifen. So fremd war mir ihr Wesen geblieben, daß ich kein rechtwinkliges Dreieck erkannte, falls der rechte Winkel sich oben befand. Da geschah es, ein Jahr bevor man an das Examen gehen sollte, daß ein junger Fuchs, der eine einzige Klasse der betreffenden Abteilung voraus gewesen war, gratis Nachmittagsunterricht in der Trigonometrie und sphärischen Geometrie anbot, und alle, die da ahnten, welche Hilfe hier geboten wurde, strömten hinzu. Der junge Student (später Pastor) Jörgen Lund besaß eine hervorragende mathematische Begabung, er unterrichtete mit einer Klarheit, einem Feuer, einem Schwung, die mit fortrissen. Ich, der ich nie vorher ein Wort von alledem begriffen hatte, bekam nun ein glühendes Interesse für das Fach und wurde nach einigen Stunden darin ganz tüchtig. Wie Jörgen Lund in Mathematik unterrichtete, so hätte in allen Fächern unterrichtet

3*

werden müſſen. Man war genötigt, ſich mit Geringerem zu begnügen.

Der Unterricht hätte ein Vergnügen ſein können. Er war es nie oder doch nur im Däniſchen. Aber in den Kinder- und in den erſten Knabenjahren war er fruchtbar. Er lag über den Knabenjahren wie ein Zwang; doch der Zwang war nützlich. Erſt als ich das Alter von vierzehn Jahren erreichte, litt ich unter der Zeitvergeudung, die man brauchte, damit die faulſten und dümmſten Knaben mit den fleißigen und aufgeweckten mitkommen konnten. Es wurde allzuviel Rückſicht auf die genommen, die nicht arbeiten mochten oder nicht begreifen konnten. Und von meinem ſechzehnten Jahre an wurde denn auch der Schulbeſuch die reine Verzweiflung für mich. Ich war fertig mit dem allem, über das Ganze hinaus, zu entwickelt, um mich noch weiter in das Lektionenweſen finden zu können; mein Geiſtesleben pulſierte gar nicht mehr in der Schule. Was mich beſchäftigte, war das Streben, der däniſchen Sprache in Vers und Proſa Herr zu werden, und Grübeln über das Daſein. In der Schule legte ich meiſt, ohne dem Unterrichte weiter zu folgen, den Kopf auf die Arme und ſah und hörte nicht, was um mich herum vorging.

Noch ein andrer Grund als die Langeweile machte zu dieſem ſpäten Zeitpunkt den Schulbeſuch peinlich für mich. Ich war nun ſo weit entwickelt, daß meine verſtändige Mutter meinte, es wäre mir geſund, einen wenn auch noch ſo ſchwachen Verſuch zu machen, mir ſelbſt mein Brot zu verdienen. Oder richtiger, ſie wollte, ich ſolle ſo viel verdienen, daß ich wenigſtens meine Vergnügungen ſelbſt bezahlen könnte. So ſuchte und erhielt ich denn verſchiedene Unterrichtsſtunden, die ich meiſt Sonntag vormittag gab; aber um ſie zu erlangen, hatte ich mich Studioſus genannt. Nun war es meine Angſt, daß ich dem einen oder dem andern meiner Schüler begegnen könnte, wenn ich morgens zur Schule oder mittags aus der Schule ging, die Bücher in einem Riemen unter dem Arm. Um mich nicht zu verraten, ſtopfte ich alſo dieſe meine Bücher in die merkwürdigſten Stellen hinein, auf die Bruſt, daß es einen Buckel gab, und in alle meine Taſchen, daß ſie geſprengt wurden.

8

Die Schule greift dem Leben vor. Ein kleiner Junge in einer großen Kopenhagener Schule lernte wie in einer Abkürzung die ganze

Gesellschaft und alle Arten von menschlichen Charakteren kennen. Bei den Kameraden begegnete er den verschiedensten menschlichen Eigenschaften, von Offenheit bis zur Verschlossenheit, von Güte, Bravheit und Wohlwollen bis zur Roheit und Niedrigkeit.

In der Pause zeigte es sich, wie Feigheit und Erbärmlichkeit im Knabenstaat ihre Strafe fanden. Da war ein jüdischer Knabe von widerwärtigem Aussehen, besonders leicht zu unterjochen, eine echte Knechtsseele. Ihn zwangen seine Kameraden in jeder Pause, sich an eine Mauer zu stellen und mit geschlossenen Füßen zu hüpfen, bis die freie Zeit vorüber war, während die anderen höhnisch grinsend sich vor ihm aufstellten. Er wurde später ein angesehener Journalist der Konservativen.

In den Stunden zeigte es sich, daß jene Gleichheit unter einer Disziplin ohne andere Hierarchie als die des Verdienstes, die in den Plätzen der Knaben auf den Bänken vom ersten bis zum letzten ihren Ausdruck fand, gegenüber der ganz anders gearteten Hierarchie der Gesellschaft nicht beibehalten wurde. Auf der letzten Bank saß ein Knabe, der äußerst mäßig begabt, außerdem aus Faulheit unwissend war; er durfte tun, was anderen nicht erlaubt wurde; er war der Erbe eines großen Majorats. Er kam immer zu spät zur Schule, trotzdem er zum Unterricht ritt, von seinem Diener auf einem Pferde begleitet. Er trug einen hohen Zylinder, den hing er bei seinem täglichen Eintreten in die Klasse nicht auf den Riegel, der ihm zugewiesen war, — er fürchtete nämlich, sein Hut könnte zu Schaden kommen —, sondern er stellte ihn in den Schulschrank, wo sonst nur der Lehrer seine Sachen hatte; und der Zylinder, der ein so adeliges Haupt bedeckte, imponierte den Lehrern dermaßen, daß nicht einer von ihnen seine Entfernung verlangte. Auch fanden sie sich wie Lämmer darein, daß der Stammherr mitten in der letzten Stunde nach Hause ging, falls der Diener mit dem Reitpferd da war, ihn abzuholen.

Es schien unmöglich, diesem jungen Adeligen Kenntnisse in irgend einem Fach beizubringen; er wurde denn auch zeitig aus der Schule genommen. In wie hohem Grade er später verstanden haben muß, das Versäumte nachzuholen, sollte sich übrigens zeigen. Denn er brachte es zu nichts Geringerem als zum Minister.

Die Ehrfurcht, mit der die Knaben in der allererſten Zeit zu den Lehrern aufblickten, ſchwand auffallend ſchnell. Einzelne Lehrer, in deren Stunden man ſich alles erlauben konnte, wurden gering geſchätzt. Gegenüber den Lehrern, die ſich in Reſpekt zu ſetzen verſtanden, waren die Gefühle nur ausnahmsweiſe wohlwollend. Ziemlich zeitig entwickelte ſich ihnen gegenüber die Spottluſt. Die Kinder waren noch nicht lange in der Schule, als bei ihnen über die Lehrer nur die eine Anſchauung herrſchte, daß ſie die natürlichen Feinde der Knaben ſeien. Man ſtand mit ihnen auf Kriegsfuß, und jede Kriegsliſt galt. Man narrte ſie, führte ſie in die Irre und neckte ſie auf die mannigfachſte Weiſe. Oder man fürchtete ſie und kroch um ſie herum.

Ein kleiner Junge, der von der Natur Anlage zum Reſpekt hatte und ſowohl guten Willen wie Fleiß mitbrachte, wurde verwirrt von all dem Unvorteilhaften, das er beſtändig über die Lehrer hören mußte, und zog, als er noch lange nicht halbwüchſig war, daraus das eine Reſultat: was er auch in aller Welt werden wollte als Erwachſener, eines wollte er unter keinen Umſtänden werden — Lehrer an einer Schule.

Ungefähr vom zwölften Jahre ab war die Verachtung der Lehrer der Grundton in allen Geſprächen über dieſe. Der Lateinlehrer, ein kleiner, unanſehnlicher Mann, übrigens ein ſehr ordentlicher Lehrer, galt für ſo jämmerlich geſchwächt durch Ausſchweifungen, daß ein forſcher Junge ihn wie nichts zur Erde werfen konnte. — Der Naturgeſchichtslehrer, ein junger tüchtiger, freimütiger Mann, der luſtig rufen konnte: „Stille da unten, oder du kriegſt eins auf den Teepott, daß dir der Schnabel raucht,“ ſank ſtark im Anſehen, weil einer der Knaben von ihm erzählt hatte, daß er ſeine Abende in Variétés zubringe. Eines Morgens verbreitete ſich wie ein Lauffeuer das Gerücht in der Klaſſe, wenn der Naturgeſchichtslehrer heute nicht gekommen ſei, ſo wäre eine Schlägerei daran ſchuld, in die er am vorhergegangenen Abend vor einem Sängerinnenpavillon verwickelt worden ſei. Ungeheuer groß war die Verachtung und die Lächerlichkeit, mit der die Knaben ihn von da ab in ihren Geſprächen behandelten. Als er am nächſten Tage

mit einem blauen unterlaufenen Auge ankam und dieſes Auge häufig mit einem Lappen badete, den er in Waſſer tauchte, ſahen ihn die meiſten für einen Auswurf an. — Der deutſche Lehrer, ein ſchöner Mann, wurde wie die pure Untauglichkeit behandelt, weil er, wenn er ſeine Fragen in Grammatik und Syntax geſtellt hatte, mit dem Buche vor den Augen im Zimmer auf und ab ging und ſichtlich genug die Antwort mit dem Buche verglich. Mit dieſem in der Hand konnte nach Anſicht der Knaben jeder Lehrer ſein. — In Geſchichte und Geographie unterrichtete ein von Gutmütigkeit überſtrömender, geſchwätziger aber ſelbſtgefälliger alter Mann, wohl gelitten wegen ſeiner Liebenswürdigkeit, aber gering geſchätzt wegen ſeines als unmännlich erachteten Weſens. Man machte ihm Fratzen und ahmte ſeine Redensarten und kleinen Angewohnheiten nach.

Schief angeſehen wurde der däniſche Lehrer, Profeſſor H. P. Holſt, der bekannte Dichter. Er hegte augenſcheinlich kein Intereſſe für ſeine Schultätigkeit und konnte die Knaben nicht leiden. Seine Kälte wurde erwidert. Doch das, worauf er den ganzen Unterricht zuſchnitt, verſtand er bis zur Vollkommenheit und wußte es tüchtig einzuüben. Das Unglück war nur, daß es kaum mehr als einem einzigen Knaben in der Klaſſe Spaß machte, gerade darüber Beſcheid zu wiſſen. Für Holſt war der Unterricht im Däniſchen nämlich Unterricht in Metrik. Er erklärte alle Versmaße und lehrte die Knaben, die Füße, aus denen die Verſe zuſammengeſetzt waren, zu unterſcheiden. Wenn man ſich in der Pauſe über ihn luſtig machte, ſo geſchah es wegen Äußerungen, die die Jungen ſelbſt aufbrachten und ihm in den Mund legten, z. B.: „Skandiere mein unſterbliches Gedicht Der ſterbende Fechter!“ Dem lag nichts weiter zugrunde, als daß er zur Erklärung der Zuſammenſetzung des antiken Diſtichons ſein eigenes Gedicht dieſes Namens benutzte, das er in ein von ihm ſelbſt herausgegebenes däniſches Leſebuch aufgenommen hatte. Sobald er auf dem Katheder Platz nahm, begann er:

„Hört Ihr des — Beifalles — Sturm von dem — mächtigen — Amphite — ater?

Weiter Möller!“

Daß er das übers Herz brachte mit ſeinem eigenen Gedicht!

Der französische Lehrer wußte zu imponieren; in seinen Stunden gab es niemals Lärm. Er war ganz eins mit seinem Fach, war ganz und gar Franzose; er sprach das Dänische nicht mit derselben Betonung wie andere, und er hatte den heftigen Charakter der Franzosen, von dem die Jungen gehört hatten. Haperte es bei einem Knaben mit der Aussprache, so schrie er aus seinem braunen Vollbart, den er so gern strich, hervor: „Du sprichst ja Französisch comme un paysan d'Amac!" Schwor er, so schwor er als echter Franzose: „Sakrebleu-Mops-Karotten-Rapée!" Wurde er hitzig, und das wurde er oft, so ergriff er unweigerlich das gefüllte Wasserglas, das stets auf dem Katheder vor ihm stehen mußte, und schleuderte es in gallischer Erbitterung auf den Fußboden, daß das Glas zersprang und das Wasser herausfloß, — worauf er ruhig mit seiner Grandseigneur-Miene seine Geldbörse aus der Tasche nahm und die Bezahlung für das Glas auf das Katheder legte.

Eine Zeitlang bildete ich meine Vorstellungen von französischem Geist und Wesen nach diesem Lehrer, obwohl mein Onkel Jakob, der doch fast sein ganzes Leben lang in Paris ansässig gewesen war, ein Franzose von ganz anderer Art war. Erst später lernte ich ein Wort und einen Begriff kennen, der der Fähigkeit des Lehrers, Eindruck zu machen, hätte gefährlich werden können. Das Wort hieß affektiert. — Endlich spielte sich eines Tages eine kleine Begebenheit ab, die des Lehrers Prestige nicht unberührt ließ, aber doch fast in gleichem Maße mein Mitleid wie meine Verwunderung erregte. Die Eltern eines meiner nächsten Kameraden erwarteten eines Abends den Besuch eines französischen Geschäftsfreundes. Da sie sich recht schwach in der Sprache fühlten, so hatten sie dem Sohn einen artigen Brief an den französischen Lehrer mitgegeben, der die Bitte enthielt, ob er ihnen die Ehre erweisen wolle, den nächsten Abend bei ihnen zuzubringen, da der Besuch sprachlichen Beistand wünschenswert erscheinen ließe. Der Lehrer nahm den Brief, den ihm die beiden Knaben überbrachten, las ihn, wurde — so überlegen er auch sonst immer war — ein wenig rot und verlegen und versprach schriftliche Antwort. Wie wir zu unserer Überraschung erfuhren, lautete diese Antwort dahin, daß

er leider für diese Ehre danken müsse, da er nie in Frankreich gewesen sei, nie jemand habe französisch sprechen hören und die Sprache nicht beherrsche. Dieser Tiger in französischer Wildheit warf hier plötzlich das Tigerfell ab und offenbarte sich in seiner heimatlichen Wolle.

Leider saßen die Spuren des Unterrichts dieses Lehrers allzu lange und fest in mir. Als ich das fünfzehnte Jahr erreicht hatte und der französische Onkel begann, seine Gespräche mit mir auf französisch zu führen, erschrak dieser Pariser über die greulichen Fehler, die ich in der Aussprache beging. Die ärgsten wurden in jenen Stunden ausgemerzt. Aber es blieben noch genug übrig, um so manches liebe Mal die junge feine Lehrerin lächeln zu machen, die gute Freunde mir bei meinem ersten Aufenthalt in Paris verschafft hatten.

11

Zu den Sommervergnügungen gehörten Landpartien. Sie wurden einige Male im Laufe der schönen Jahreszeit unternommen. Wenn das Wetter vertrauenerweckend schien, wurden einige Landauer für die Familie, Verwandten und Freunde gemietet, und an einem Sonntagvormittag wurde in jedem Wagen das Magazin voll guter Sachen gepackt. Man nahm Tischtuch und Servietten, ebenso Brot, Butter, Eier und Lachs, Wurst, Braten und Kaffee, außerdem ein paar Flaschen Wein mit. Dann fuhr man zu irgend einem Forsthause, wo man für Geld und gute Worte warmes Wasser für die Maschine bekam, und da wurde die Mahlzeit des Tages gewürzt durch den guten Appetit, den die Waldluft gab.

An eine dieser Touren knüpfte sich für mich, als ich klein war, eine peinliche und lehrreiche Erinnerung. Am nächsten Tage sagte meine Mutter zu mir: „Du hast dich gestern recht dumm betragen und zum Narren gemacht.“ — „Wodurch?“ — „Du liefst die ganze Zeit vor den Großen her, die spazieren gingen, und sangst aus vollem Halse. Erstens hättest du nicht an der Spitze gehen, zweitens hättest du die andern nicht durch Singen stören sollen.“ — Diese Worte machten einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, weil ich mir bewußt war, daß ich mich in keiner Hinsicht hatte geltend machen oder wichtig tun wollen. Ich konnte mich

nur dunkel entsinnen, daß ich gesungen hatte; ich hatte es zu meinem Vergnügen getan, nicht um aufzufallen.

Ich erfuhr dadurch, daß man ohne unartig oder eingebildet zu sein, einen äußerst schlechten Eindruck machen konnte, begriff, daß die anderen, an die ich nicht gedacht hatte, mich mit unfreundlichen Blicken angesehen, mich lästig und lächerlich gefunden hatten, besonders meine Mutter, und empfand eine tiefe Demütigung bei dem Gedanken.

Allmählich wurde es mir klar, daß es keinen Menschen gab, dem man es so schwer zu Dank machen konnte, als meiner Mutter. Keiner geizte mehr mit seinem Beifall, als sie, und alle Empfindsamkeit war ihr ein Greuel. Sie trat mir als der überlegene Verstand entgegen, ermahnte und erzog mich durch Satire. Den Tanten konnte man imponieren, ihr niemals. Die tiefe Scheu, die sie davor hegte, Gefühle zu verraten oder über sie zu schwatzen, die Klugheit, die hinter ihrer Stirn wohnte, das durchgeführt Kritische, Scharfblickende in ihrer Natur, der spöttische Humor, der, besonders in ihrer Jugend, bei ihr so stark hervortrat, bewirkten, daß ich ihr gegenüber eine Empfindung hatte, die den Charakter stärkte, nämlich, daß sie nicht nur das Herz einer Mutter für mich hatte, sondern daß zwei kluge und prüfende Augen eines guten Kopfes auf mich herabblickten. Rationell, wie sie durchweg war, begegnete sie meinen schwärmerischen Neigungen, den religiösen wie den philosophischen, mit unerschütterlicher Vernunft; und verleitete mich zuweilen die Überschätzung, die unbedeutende Menschen meinen Fähigkeiten zuteil werden ließen, dazu, diese auch meinerseits zu überschätzen, so war sie es, die mit unbeugsamer Festigkeit die Überzeugung von der Begrenzung meines Wesens geltend machte. Nichts von dem, was Schwaches in mir war, gedieh in der Nähe dieser Mutter.

Hierin lag es, daß ich in den Jahren des Überganges vom Knaben zum Jüngling, den Jahren, in denen es den Knaben mehr nach Entgegenkommen als nach Kritik und mehr nach Verhätschelung als nach Überlegenheit verlangt, bei einer etwas jüngeren Schwester meiner Mutter mehr Verständnis suchte und fand als bei der Mutter. Diese meine Muhme war lauter Herz. Sie besaß ein feuriges, begeistertes Gemüt, große Zärtlichkeit und Güte, die lebhaftesten Gefühle für alles, was Mitgefühl verdiente, und nicht

zum wenigsten für mich, und es fehlte ihr an dem kritischen Verstand meiner Mutter. Ihre Urteilskraft konnte von der Hitzigkeit umnebelt werden, sie konnte sich zuweilen zu unklugen Schritten hinreißen lassen; es mangelte ihr das Gleichgewicht der Mutter und ebenso deren Satire. Sie eignete sich also vortrefflich zur Vertrauten eines großen Knaben, dem sie zu verstehen gab, daß sie ihn für hervorragend begabt hielt. Als diese wenigen Übergangsjahre um waren, nahm meine Mutter wieder ganz und voll ihren Platz in meinem Bewußtsein ein, und das Verhältnis zwischen uns blieb in allem Wesentlichen das alte, selbst nachdem ich ihr an Kenntnissen sehr überlegen und sie in diesem und jenem meine Schülerin geworden war. Es machte deshalb einen tiefen Eindruck auf mich, als nach langen Jahren mein jüngerer Bruder mit einer gewissen Wehmut zu mir sagte: „Kommt es dir nicht auch so vor, daß Mutter anfängt, alt zu werden?“ — „Nein, keineswegs,“ antwortete ich. „Woraus schließest du das?“ — „Ich glaube, Gott steh' mir bei, sie fängt an, uns zu bewundern.“

12

Es hatte sich mir, wie allen andern Kindern, das große Problem von dem Geheimnis der Entstehung aufgedrängt. Ich begnügte mich nicht länger mit der Antwort, daß die Kinder vom Storch gebracht würden, oder mit der nächsten, die mit größerem Ernst ausgesprochen wurde, daß sie in Kästen angeschwommen kämen, die aus dem Peblingesee*) gefischt wurden. Ich quälte, als ich klein war, meine Mutter mit Fragen, woran man sehen könne, für wen jeder einzelne Kasten bestimmt sei. Daß die Kästen numeriert wären, gab nicht viel Klarheit. Daß sie mit Adressen versehen wären, klang merkwürdig. Wer hatte die Adressen geschrieben? Ich mußte mich da mit der Versicherung begnügen, daß dies etwas sei, was zu verstehen ich noch zu klein wäre; das werde man mir erklären, wenn ich größer geworden sei.

Meine Gedanken waren nicht auf das andere Geschlecht gerichtet. Ich hatte keine kleinen Mädchen zu Spielgefährten und

*) Pebling auf Dänisch soviel wie kleiner Junge. Peblingsee bedeutet also eigentlich „Kinderteich“, ist aber auch der Name eines der kleinen Seen in der Nähe von Kopenhagen.

kannte wenige, da ich keine Schwester besaß. Als ich so acht, neun Jahre alt war, begannen die Reden eines einzigen und recht verdorbenen Schulkameraden sich in häßlichen Ausdrücken und noch häßlicherem Geiste um die Geschlechtsfrage zu bewegen. Ich wurde verhöhnt, weil ich nicht wußte, wie die Tiere sich fortpflanzten, und daß die Menschen sich wie die Tiere fortpflanzten.

Ich antwortete: „Meine Eltern haben sich jedenfalls nicht so betragen."

Da schritten die Kameraden mit der Schamlosigkeit der Kindheit zu den unzüchtigsten Mitteilungen, die nicht wiederzugeben sind, die nicht nur von einem krankhaft entwickelten Triebleben, sondern von förmlichen Verbrechen gegen die Natur und die elementaren Gesetze der Gesellschaft zeugten. Man gab mir mit andern Worten die widerwärtigste, empörendste Vorstellung von allem, was Geschlechtsverhältnisse und Fortpflanzung betraf.

Wahrscheinlich wird den meisten Knaben in einer größeren Schule das große Naturmysterium schon im zarten Alter von Roheit und Laster besudelt. Während im griechischen Altertum das Mysterium heilig war und der Mensch mit frommem Sinn die Naturmacht ohne übertriebene Scham und Schamlosigkeit verehrte, ist dieses Verhältnis unmöglich geworden in einer Gesellschaft, in der durch tausend Jahre die Natur selbst von der Religion entwürdigt, mit Sünde und Teufel in Verbindung gebracht, als etwas Unerwähnbares und am liebsten Verleugnetes abgestempelt worden ist, und in der die Roheit sich deshalb eine um so fürchterlichere Genugtuung und Rache verschafft. Da die Erwachsenen niemals von der Naturmacht auf eine reine und einfache Art gesprochen hatten, so war sie für die Kinder das Verborgene geblieben. Einzelnen Kindern, bei denen sich der Trieb zeitig eingefunden hatte, war die Kenntnis von dem Wesen dieser Naturmacht von rohen Menschen vermittelt worden, und sie hatten diese Kenntnis mit kindlicher Frechheit aufgefaßt. Diese Kinder füllten nun die Ohren ihrer Kameraden mit Unzüchtigkeiten.

An mir prallten die Unzüchtigkeiten ab. Nur wurde ich insofern von dem Ton der anderen Schüler angesteckt, als ich von ihnen lernte, daß es flott sei, gewisse häßliche Worte zu sagen. Zwölf Jahre alt, wurde ich eines Tages von meiner Mutter überrascht, als ich allein auf einer Treppe stand und diese Worte vor

mich hinrief. Ich wurde dafür zurechtgewiesen und tat es nicht wieder.

13

Kleine Mädchen traf ich fast nur auf Kinderbällen, und keines hatte mich in jenen frühen Kinderjahren beschäftigt. Aber, zwölf Jahre alt, empfand ich den ersten starken Schimmer jener Grundmacht des Daseins, zu deren Verehrer für Lebenszeit ich geweiht war, nämlich der Schönheit.

Sie offenbarte sich mir zum ersten Male in der Gestalt eines kleinen schlanken, leichtfüßigen Mädchens, dessen Name und Person in aller Stille durch mehrere folgende Jahre in meinem Hirn spukte.

Einer meiner Onkel wohnte in dem Sommer am Amerikaweg, wo es damals ganz ländlich war und von wo man einen schönen Spaziergang über das Feld machen konnte bis zu einem Orte, der das Signal hieß; dort kam der Zug von Kopenhagens ältester Eisenbahnstation vorüber, die sich nicht auf der Seite von Vesterbro befand, auf der die jetzigen Stationen liegen. Hier wohnte in der Nähe eine Familie, deren jüngste Tochter fast täglich zu Onkels Villa hinübergelaufen kam, um mit den Kindern des Hauses zu spielen.

Sie war zehn Jahre alt, braun wie eine Zigeunerin, flink wie ein Reh, und von ihrem Kindergesicht, von all diesem Braunen — Augen, Haar und Haut —, aus ihrem Lächeln strahlte, klang und schlug dies Überwältigende, bisher Unbekannte, die Schönheit, mir entgegen. Ich war zwölf Jahre alt, sie war zehn. Unser Verhältnis bestand im Haschenspielen, nicht einmal allein, sondern gemeinsam mit anderen Kindern; ich sehe sie noch im Lauf vor mir herjagen, während die langen Flechten gegen ihre Taille schlugen. Doch obwohl dies alles war, was zwischen uns vorging, hatten wir beide ein Gefühl, durch ein geheimes Band verbunden zu sein. Köstlich war es, wenn man sich sah. Sie spendete mir eine Nelke. Sie schnitt mir eine Herzdame aus einem Kartenblatt und gab sie mir; ich bewahrte sie in den nächsten fünf Jahren auf wie ein Heiligtum.

Darin bestand unser ganzes Verhältnis, und mehr wurde nie daraus, auch nicht, als sie, zwölf Jahre alt, eines Tages auf dem Kinderball mir Vierzehnjährigem gestand, daß sie alles aufgehoben

habe, was sie von mir erhalten hatte — Gaben von ähnlichem Range wie die ihren. Aber der Schönheitseindruck erfüllte mich.

Jemand hatte mir ein paar ausgestopfte Kolibris geschenkt, die auf lackierten Zweigen unter einer Glasglocke saßen. Ich betrachtete sie immer, wenn ich in der Kinderstube saß und las; sie standen auf dem Bücherschrank, der mir gehörte. Diese Vögel mit ihrem herrlichen, leuchtenden, bunten Gefieder vermittelten mir den ersten Eindruck exotischen Farbenglanzes. Alles, was ich lieben sollte, mußte lange Zeit womöglich etwas dergleichen an sich haben — etwas Fremdes und Fernes.

Das kleine Mädchen war freilich der Sprache nach dänisch, aber im übrigen weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite recht dänisch; auch ihr Name war undänisch. Sie sprach zu Hause englisch und wurde beim Onkel Mary genannt, obwohl die Eltern sie mit einem anderen Namen riefen. All dies erhöhte nur noch ihre Eigenart.

Einmal im Jahre traf ich sie auf einem Kinderball; da hatte sie ein weißes Kleid an und unterschied sich für mich wesentlich von allen anderen kleinen Mädchen. Eines Vormittags nach einem solchen Ball war mir in meinem vierzehnten Jahre ganz eigenartig zumute; und mit Staunen und Andacht gegenüber dem, was ich unternahm, mich im Banne einer höheren, unerklärlichen Macht fühlend, schrieb ich die ersten Verse nieder, die ich jemals geformt habe. Sie lauteten:

Holde, junge Maid, die du im Reigen
weißgekleidet schwebst mit mir dahin,
schüchtern muß mein Mund es dir verschweigen,
wie ergeben ich dir bin.

Von dieser himmlischen Poesie gab es noch eine Reihe Strophen.

Gerade weil ich sie so selten traf, gab es ein leichtes Erdbeben in meinem Leben, wenn es geschah. Ich hatte mich an eine solche Anbetung ihres Namens gewöhnt, daß sie für mich fast der Wirklichkeit entrückt war.

Aber als ich, sechzehn Jahre alt, sie von neuem auf einem Tanzkränzchen für junge Leute traf, war der Zauber plötzlich gewichen. Ihr Äußeres hatte sich verändert, entsprach nicht mehr meinem Traumbilde. Wenn wir uns im Tanz begegneten, drückte sie meine Hand, und dies empörte mich als etwas Unkenesches. Sie

war keine Elfe mehr. Sie hatte volle Schultern, einen keimenden Busen, warme Hände, eine jugendliche Koketterie, etwas, das mir wie erotische Erfahrung erschien. Bald verlor ich sie ganz aus den Augen. Aber ich bewahrte ihr eine Dankbarkeit für den Eindruck, den ich ihren zehn Jahren schuldete, diesem natürlichen Übernatürlichen, der frühesten Schönheitsoffenbarung.

14

Die Person, die den Mittelpunkt für die Aufmerksamkeit der Schüler bildete, war natürlich der Direktor. Für die ganz Kleinen war der Direktor bloß mächtig und väterlich, über dem Ganzen erhaben. Sobald die Kritik erwachte, machte sie sich bei den Übelwollenden ganz besonders mit ihm zu schaffen, boshaft und kleinlich, und wurde unselbständig wiederholt.

Da der Vorsteher ein voller, kräftiger, schöner, überlegener Mann war, der ein gewisses Gepräge von Daseinsfreude und unschuldigem Wohlleben an sich hatte, versicherten die tonangebenden Boshaften, daß er nur für gutes Essen und Trinken lebe. Sodann gab die altmodische Art der Bestrafung, die Hiebe mit dem spanischen Rohr, die vom Direktor selbst in seinem Bureau ausgeteilt wurden, vielen Anlaß zur Mißstimmung. Es waren freilich nur äußerst faule und verhärtete Knaben, die eine solche Strafe erhielten, für die besseren kam sie gar nicht erst in Betracht. Aber wenn jenen befohlen wurde, sich nach Schulschluß im Bureau einzufinden, und der Schulvorsteher sie dann zwischen seine Beine nahm, sie durchfuchtelte und danach gleichsam tröstend mit der Hand liebkoste, so setzte dies böses Blut, und die Würde des Vorstehers litt darunter. Lag in dem Verdruß, den dies erregte, einige Vernunft, so lag in gewissen anderen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, gar keine.

Es herrschte die unschöne Sitte, daß die Knaben am ersten jeden Monats selbst ihr Schulgeld mitbrachten, worauf mitten in einer beliebigen Stunde der Vorsteher in die Klasse kam, auf dem Katheder Platz nahm und flott und flink die Fünftalerscheine in seinen großen weichen Hut und von da in seine Taschen schob. Eine Unannehmlichkeit hierbei war die, daß die ganz vereinzelten armen Schüler, die unentgeltlichen Unterricht erhielten, an diesem

Tage als diejenigen kenntlich wurden, die nichts mitbrachten, was sie als Demütigung empfanden. Sodann erregte der Anblick des vermeintlichen Reichtums, in dessen Besitz der Vorsteher so kam, Unwillen und Spott. Es wurde üblich, ihn den Knabengroßhändler zu nennen, weil die Schule, die in ihrer Glanzzeit an sechshundertundfünfzig Schüler hatte, so stark besucht war. Der außerordentliche Zulauf, der doch vernünftigerweise als ein Beweis für den Ruf der Schule angesehen werden mußte, wurde als ein Zeugnis für die Geldgier ihres Vorstehers betrachtet.

Es sei noch hinzugefügt, daß er in seiner Haltung, die augenscheinlich und mit gutem Grunde darauf berechnet war, zu imponieren, allerlei an sich hatte, das scharfblickenden Knaben mit einigem Recht als Unnatur erscheinen konnte. Er kam immer plötzlich angestürmt; er rief stets mit Stentorstimme, und wenn er den älteren Knaben Unterricht im Latein gab, so fand er sich wohl aus Bequemlichkeit immer ein gut Teil zu spät ein, begann aber dafür, als gelte es, keine Sekunde zu versäumen, seine Fragen schon auf der Schwelle herauszuschleudern. Er liebte Pathos und war sicherlich ein Mann von natürlicher Wärme. Wäre man ihm menschlich nahe gekommen, so würde er viel Ergebenheit gewonnen haben, denn er war ein kluger Mann und seine Gestalt munter und licht. Da die Anzahl der Schüler so groß war, wirkte er nur aus der Ferne.

15

Er vermochte es ebensowenig wie irgend ein andrer von den Lehrern, einen Eindruck des klassischen Altertums zu vermitteln, auf das sich der ganze Unterricht in der lateinischen Abteilung der Schule konzentrierte. Der Lehrer, der in den letzten Jahren im Griechischen unterrichtete, tat es nicht nur mit Strenge, sondern mit einer Unlust, ja mit einem förmlichen Haß auf die Klasse, der geradezu verabscheuenswürdig war.

Der Vorsteher, der sich auf Rhetorik verstand, gab eine gewisse Vorstellung von der Schönheit der lateinischen Dichtung, während der gesamte übrige Unterricht in den alten Sprachen, von so kundigen und gewissenhaften Männern er auch erteilt wurde, rein grammatikalisch war. Madvigs Geist schwebte über der Schule.

Der Vorsteher hegte indessen keinen Zweifel an Vergils oder Horaz' Größe, und dadurch mußte ein Knabe mit Sinn für stilistische Kraft und metrischen Klang notgedrungen von lebhaftem Interesse für die Poesie dieser beiden Männer ergriffen werden. Als der Schüler meiner Klasse, von dem der Vorsteher das meiste erwartete, begann ich denn auch sofort, sie in aller Stille zu übersetzen. Ich übertrug das zweite und vierte Buch der Äneide, sowie einen Teil Horazischer Gesänge und Episteln in unvollkommenen Versen ins Dänische.

16

Zu Hause war nie von einem Glaubensbekenntnisse die Rede gewesen. Keiner der Eltern stand in einem Verhältnis zur israelitischen Religion; keiner von ihnen besuchte jemals die Synagoge. Da man im Hause meiner Großmutter mütterlicherseits sich an die israelitischen Speiseregeln hielt, verschiedenes Geschirr für Fleisch und Butter und besonderes Geschirr für die Osterzeit hatte, so mußte das rechtgläubige Judentum mir als eine Sammlung schnurriger alter abergläubischer Vorurteile erscheinen, die sich ganz besonders auf das Essen bezogen. Die Poesie des Judentums war mir ein Buch mit sieben Siegeln.

In der Schule, wo ich nur als Zuhörer dem Religionsunterrichte beiwohnte, hörte ich das Judentum stets als ein bloßes Vorstadium zum Christentum und die Juden als Überreste eines Volkes erwähnen, das zur Strafe für die Ermordung des Welterlösers über die Erde verstreut war. Die heutigen Israeliten wurden als Menschen dargestellt, die in hartnäckigem Widerstand und Trotz mit übrigens beinahe unfaßlicher Verhärtung sich an ein längst überwundenes religiöses Ideal des strengen Gottes im Gegensatz zu dem liebenden anklammerten.

Wenn ich selbst versuchte, mir dies klar zu machen, quälte es mich, daß die Juden nicht zu Jesus Stellung nahmen, der doch so augenscheinlich den Fortschritt innerhalb der Religion bedeutete, die er erweiterte und unfreiwillig sprengte. Jesu übernatürliche Persönlichkeit erschien mir übrigens nicht glaubwürdig. Der Anspruch auf Glauben, die Forderung, daß die Vernunft gefangen genommen werden solle, weckte meinen dumpfen Widerstand, und

dieſer Widerſtand wurde genährt durch den feſten Rationalismus meiner Mutter, ihr unbedingtes Abweiſen jedweden Mirakels. Als ich auf Grund der Beſtimmungen des Staatsgeſetzes konfirmiert werden mußte, war ich ſo weit, daß ich auf das Bevorſtehende wie auf eine ausſchließlich läſtige Zeremonie herabblickte. Die Perſon des Rabbiners flößte mir nur Unwillen ein; ſeine deutſche Ausſprache kam mir widerwärtig und lächerlich vor. Das ſchreckliche Däniſch, in dem das Lehrbuch abgefaßt war, empörte mich, der ich von Natur aus ein feines Ohr für die däniſche Sprache hatte.

Die Mitteilung von altjüdiſchen Gebräuchen und Feſten prallte an meiner modernen Erziehung völlig ab. Die Konfirmation beſtand nach meiner ſpöttiſchen Zuſammenfaſſung des Eindruckes im weſentlichen darin, daß man ſich einen Zylinder vom Hutmacher borgte und ihn am nächſten Tage geſegnet zurückſandte. Es herrſchte nämlich die törichte Sitte, daß die kleinen Knaben im Zylinder antraten, ſo wahnſinnig er ſie auch kleidete. Mit dieſem auf dem Kopfe ſollten ſie — nachdem ſie abgehört worden waren — die Treppe zu einer Baluſtrade hinaufgehen, auf der ſie der Rabbiner erwartete, der ihnen ein paar bewegliche Worte über Eltern oder Großeltern ins Ohr flüſterte und ſegnend die Hand auf den Zylinder legte. Als ich das Glaubensbekenntnis im Chor mit den andern ablegen ſollte, ſtimmte ich zwar in das erſte Ja ein, das ſich auf den Glauben an einen Gott bezog, ſchwieg aber auf die Frage, ob ich glaube, daß Gott ſich Moſes offenbart und durch ſeine Propheten geſprochen habe. Ich glaubte nichts davon.

Im übrigen war ich ſchwankend und außerſtande, zur Klarheit zu gelangen. Was mich verwirrte, war die verlogene Art, in der man uns den völlig theologiſchen Geſchichtsunterricht erteilt hatte. Der Geſchichtslehrer erzählte z. B. nicht nur, daß Flammen aus der Erde herausgeſchlagen ſeien, als Julianus Apoſtata den Tempel in Jeruſalem wieder aufrichten wollte, ſondern er legte dies auch als ein Wunder aus, das den göttlichen Willen bekundet hätte.

Entſprach es der Wahrheit, — und ich vermochte es nicht zu widerlegen, — ſo hatte Gott ja ausdrücklich gegen das Judentum und die Juden als Volk Partei genommen. Dieſes Volk ſchien alſo wirklich von ihm verflucht. Indeſſen ſchreckte das Chriſtentum mich gründlich ab durch ſeine Sagengeſchichte, ſeine

Dogmatik und seine kirchlichen Gebräuche; die unbefleckte Empfängnis, die drei Personen der Dreieinigkeit, besonders das Sakrament des Abendmahls wirkten auf mich wie ein Überrest der niedrigsten Barbarei des Altertums.

Unter diesen Umständen flüchtete meine junge Seele in ihrem Drange nach etwas, das sie verehren konnte, von den Gottheiten Asiens zu denen Europas, von Palästina nach Hellas und klammerte sich mit lebhafter Begeisterung an die griechische Schönheitswelt und ihre Götterſagen. Meine ganze gelehrte Erziehung hatte für mich dies eine Ergebnis: Schwärmerei für das alte Hellas und dessen Götter, die meine Götter waren, wie sie die Julians gewesen waren. Apollon und Artemis, Athene und Eros und Aphrodite wurden Mächte, die in ganz anderm Sinne Glauben in mir erweckten und Freudigkeit verliehen als irgend ein auf dem Sinai oder in Emaus geoffenbarter Gott. Sie standen mir nahe.

Und unter diesen Umständen wurde der Antikensaal zu Charlottenborg, wo ich als Schulknabe die Vorlesungen Höyens, des ausgezeichneten und beredten Kunsthistorikers, hörte, eine Stätte, die ich mit Andacht betrat, und Thorvaldsens Museum mein Tempel, so unvollkommen er auch den religiösen und heroischen Bewußtseinsinhalt der Griechen wiedergab. Aber ich hatte in jener Zeit keinen andern und bessern Zugang zu der antiken Götterwelt, als ihn das Museum darbot, und Thorvaldsen und die Griechen schmolzen im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren für mich in eins zusammen. Das Thorvaldsenmuseum war mir eine strahlende Illustration zu Homer. Hier war meine Kirche, hier wohnten meine Götter, hier war die wahre Heimat meines Geistes.

17

Ich war mehrere Jahre lang Primus gewesen, als ein Knabe in die Klasse kam, der volle drei Jahre älter als ich und mit dem ein Wettstreit unmöglich war, so hoch stand der neue Ankömmling in bezug auf Kenntnisse und Reife über mir. Bald ordnete das Verhältnis sich so, daß der neue Knabe beständig Primus, ich selbst unweigerlich No. 2 wurde.

Ich empfand dies jedoch bei weitem nicht als etwas Verdrießliches; dazu beschäftigte Sebastian mich allzusehr. Die Bewunde-

rung, die ich früher für die Knaben empfunden hatte, die sich durch Muskelkraft auszeichneten, kam nun der Überlegenheit in Kenntnissen und Intelligenz gegenüber zum Ausbruch. Sebastian war groß, mager, aber etwas schlenkrig von Körperbau, mit großen, blauen Augen, die Güte und Verstand ausdrückten. Er war in allen Schulfächern durchaus tüchtig und verstand, an Jahren reifer, das Richtige herauszufinden, wo er es nicht positiv wußte. Der Grund, weshalb er seine Studien erst so spät hatte beginnen dürfen, mußte sicherlich in den bedrängten Verhältnissen seiner Eltern gesucht werden. Sie hatten nicht die Mittel gehabt, ihn den Weg einschlagen zu lassen, den seine Fähigkeiten ihm wiesen. Aber nun hatte ihm der Direktor, wie sich an den Zahltagen herausstellte, Freischule gewährt. Unter den Kameraden, die Jacken anhatten, ging er mit langen Röcken herum, deren Schöße ihm um die Beine schlugen.

No. 2 mußte No. 1 bewundern um der Sicherheit willen, mit der er sich in den griechischen Aoristen tummelte, in deren Labyrinthen ich selbst mich so oft verirrte, und um der Fertigkeit willen, mit der er mathematische Probleme zu lösen verstand. Außerdem war seine Lektüre auf dem Gebiete der schönen Literatur eine sehr umfassende und sein Geschmack fast der eines erwachsenen Menschen, zu einer Zeit, da ich erst bei der Bewunderung für Rumohrs Romane angelangt und außerstande war, das Unkünstlerische und Unechte in dieser populären Darstellung der Großtaten von Seehelden zu entdecken. Sobald mir die Augen dafür aufgingen, wie fortgeschritten der andere war, erschloß ich ihm mein Herz, schenkte ihm mein volles Vertrauen und fand in diesem Freunde eine Quelle des Wissens und der Entwicklung, zu der ich gern täglich meine Zuflucht nahm.

Als es sich am Ende des Schuljahres herausstellte, daß die Klasse infolge eines Zustromes von Neuangemeldeten zu groß wurde und also eine Teilung wünschenswert erschien, empfand ich es als einen förmlichen Schlag, daß Sebastian und ich durch die Teilung, wie sie zwischen Schülern mit geraden und ungeraden Nummern vorgenommen wurde, verschiedenen Klassen angehören sollten. Ich unternahm sogar den ungewöhnlichen Schritt, mich an den Schulvorsteher zu wenden mit der Bitte, in Sebastians Abteilung zu kommen, wurde aber abschlägig beschieden.

So leicht findet sich indessen die Kindheit in eine neue Situation, daß ich während des folgenden Jahres, in dem ich selbst recht lebhafte Fortschritte machte, nicht nur keinerlei Entbehrung empfand, sondern den älteren Kameraden vergaß. Und als bei Beginn des neuen Schuljahres die beiden auf gleicher Stufe stehenden Klassen infolge einiger Abmeldungen wieder zusammengetan wurden, ich mich also wieder als No. 2 mit dem früheren Freunde an meiner Seite fand, stellte es sich heraus, daß das Verhältnis zwischen uns sich ganz und gar, ja so gründlich verändert hatte, daß die Rollen vertauscht waren. Hatte früher der Jüngere an den Lippen des Älteren gehangen, so hing nun der Ältere an denen des Jüngeren. War früher der Ältere mir mit dem Interesse eines Halberwachsenen für ein Kind begegnet, so war ich nun allzusehr von mir selbst erfüllt, um in ihm mehr als einen Zuhörer zu suchen, wenn ich die vermeintlichen Reichtümer meines Innern und die weitausschauenden Zukunftspläne darstellte, in denen sich mein Ehrgeiz als grenzenlos verriet. Ich brauchte jetzt nur einen Freund in dem Sinne, in dem der Held in den französischen Tragödien einen Vertrauten braucht, und wenn ich mich jetzt ganz und gar wie früher an den anderen anschloß, so geschah es aus diesem Grunde. Freilich hatte dieser Andere immer noch einen bedeutenden Vorsprung an Kenntnissen, so daß es in nicht wenigen Dingen bei ihm Aufklärung zu holen gab; sonst hätte die Freundschaft sicherlich nicht gehalten; aber die Bedeutung dieses Vorsprungs war verschwindend, insofern, als Sebastian sich von nun an freiwillig durchaus unterordnete, ja durch seine bereitwillige Anerkennung meiner Fähigkeiten mehr als irgend ein anderer dazu beitrug, mir diese Fähigkeiten zum Bewußtsein zu bringen und ein Selbstgefühl zu befestigen, das allmählich außerordentliche Formen annahm.

18

Dieses Selbstgefühl hatte in meiner Unreife einen doppelten Charakter. Es war in erster Linie nicht etwa ein Glaube, im Besitz ungewöhnlicher Kräfte zu sein, sondern kindlich, ein Glaube daran, der Auserkorene zu sein, der, dem aus geheimnisvollen Gründen alles glücken müsse. Der Glaube an einen persönlichen Gott war allmählich ganz bei mir verblaßt, und es kamen Zeiten,

wo ich mich mit Knabenüberzeugung dem Freunde gegenüber als Atheiſten bezeichnete; mein Verhältnis zu den griechiſchen Göttern war ja nie etwas anderes geweſen als eine Perſonifizierung der idealen Mächte, die ich ſchwärmeriſch verehrte. Aber an meinen Glücksſtern glaubte ich. Und ich hypnotiſierte den Freund mit dieſem meinen Glauben, ſteckte ihn an, daß er ſchließlich redete, als ob er ſein Leben meinem Dienſte weihe, und ſo weit ſich dies für einen Schuljungen tun ließ, ausſchließlich für mich lebte und atmete, — für mich, der ich nun meinerſeits Befriedigung darüber empfand, den zum unbedingten Gläubigen zu haben, den ich von allen Menſchen, die ich kannte, am höchſten ſtellte, deſſen Geſichtskreis mir am weiteſten vorkam, und deſſen Kenntnisfülle am größten war; denn ſie übertraf auf manchen Gebieten ſogar die der Lehrer nicht wenig.

19

Unter dieſen Umſtänden wurde, als ich fünfzehn, ſechzehn Jahre alt war, mein Inneres von einem Buche ergriffen, von dem man glauben ſollte, daß es für mein Alter noch viel, viel zu hoch geweſen wäre: Lermontows Ein Held unſerer Zeit in Xavier Marmiers franzöſiſcher Überſetzung. Sein Inhalt konnte freilich ſo ungeeignet wie nur möglich erſcheinen für einen Schulknaben, der nie etwas erlebt hatte, was mit weltmänniſchen Erlebniſſen auch nur die geringſte Ähnlichkeit hatte, am wenigſten mit denen, deren Ergebniſſe die den Roman erfüllenden Stimmungen bilden. Gleichwohl verſetzte dieſes Buch mein Inneres in Aufruhr. Zum erſten Male in meinem Leben traf ich in einem Buche eine Hauptperſon, die nicht ſchlechthin ein Held — im Kriege oder zur See — war, den man bewundern und womöglich nachahmen ſollte, ſondern in dem ich mit ungeheurer Gemütsbewegung mich ſelbſt wiederzufinden glaubte — mich ſelbſt!

Allerdings hatte ich nie gehandelt wie Petſchórin oder mich in ähnlichen Situationen befunden wie er. Nie hatte mich ein Weib geliebt und noch viel weniger hatte ich ein Weib für die Liebe zu mir mit Leiden büßen laſſen. Nie war mir ein alter Freund beim Wiederſehen freudig entgegengekommen und dann durch Gleichgültigkeit und Kälte von meiner Seite ſchmerzlich daran erinnert worden, wie wenig er in der Exiſtenz des Freundes

bedeutete. Petschórin war mit dem Leben fertig; ich hatte noch nicht zu leben begonnen. Petschórin hatte den Becher des Genusses geleert: ich hatte noch nie einen Tropfen daraus gekostet. Petschórin war blasiert wie ein glänzender russischer Gardeoffizier — ich erwartungsvoll wie ein unansehnlicher Schuljunge in Kopenhagen. Nichtsdestoweniger hatte ich die verwirrende Empfindung, zum ersten Male in meinem Leben mein innerstes mir selbst noch unbewußtes Wesen getroffen zu haben — erläutert, wiedergegeben, vergrößert in diesem unharmonischen Werk des russischen Dichters, der in so jungen Jahren hinweggerafft worden war.

20

Freilich fand sich in dem Verhältnis zu dem älteren Freunde (in dem Tausch der Rollen und dem so neuen Überlegenheitsgefühl dem anderen gegenüber) das erste Element, aus dem die Phantasiegestalt emporgewachsen war, die ich bei Lermontow wiederzufinden glaubte. Das Wesentliche hierbei war indessen nicht die verhältnismäßig zufällige Gestalt, in der ich mich selbst wiederzufinden glaubte, sondern der Umstand, daß das, was man damals die Reflexion nannte, in mir erwacht war: die Selbstbetrachtung, das Selbstbewußtsein, die ja einmal erwachen mußten, wie alle anderen Triebe erwachen, wenn ihre Zeit da ist. Diese Selbstbespiegelung war jedoch keineswegs eine natürliche oder bleibende Form meines Wesens, sondern im Gegenteil eine Form, in der mir nicht wohl zumute war, und die ich bald verabscheuen sollte. In dem Maße, wie die Grübelei über mein eigenes Selbst in diesen Übergangsjahren bei mir stieg und stieg, fühlte ich mich unglücklicher und immer unsicherer. Sie erreichte naturnotwendig ihren Höhepunkt, als es galt, sich für eine äußere Lebensstellung zu entscheiden und eher für eine Zukunft vorzuarbeiten als einem Berufe zu folgen. Aber solange diese Selbstbetrachtung andauerte, hatte ich die peinliche Empfindung, mein eigenes Auge wie ein fremdes beobachtend auf mir ruhen zu fühlen, die Empfindung, Zuschauer meines eigenen Auftretens, Zuhörer meiner eigenen Rede zu sein, ein wirklicher Doppelgänger, der doch einmal zu einer einzigen Person verschmelzen mußte, wenn er lebensfähig werden sollte. Nachdem ich mit einem Kameraden einen Besuch bei dem Dichter Kaalund

abgestattet hatte, der damals Gefangenenlehrer in Vridslöselille war und uns jungen Menschen das Gefängnis und dessen Zellen zeigte, wandte ich gern im Stillen auf meinen Zustand das Bild an, daß ich wie der Gefangene in der Zelle leide, der das spähende Auge hinter dem Guckloch in der Tür sieht. Ich hatte früher im Gefängnis zu Malmö bemerkt, wie die Gefangenen mit einer Art Raserei versucht hatten, diese Gläser zu überschmieren oder zu verkratzen, daß man an mehreren Stellen unmöglich durchsehen konnte. Ich war dazu angelegt, naiv, unwillkürlich, aus meinem ganzen Wesen heraus zu leben und zu handeln. Die Spaltung, die das Selbstbeschauen voraussetzt, war mir deshalb ein Entsetzen, alle Zerklüftung, aller Dualismus mir von Grund aus zuwider, und es war so kein Zufall, daß mein erstes Auftreten als Schriftsteller ein Angriff auf eine Geteiltheit und Doppelheit in der Lebensanschauung und sogar der Titel meiner ersten Schrift die Stempelung und Abweisung eines Dualismus wurde. Deshalb fühlte ich erst die Ruhe in mein Gemüt wieder einziehen, wurde erst ich selbst, als die Selbstbetrachtung und damit die innere Spaltung endlich aufhörten.

21

Und so intensiv der hier angedeutete geistige Zustand auch war — von Dauer war er nicht. Kindlich und kindisch war er ja, infolge meiner Jugend; die reiferen Ausdrücke, mit denen er hier gekennzeichnet wird, sind immer nahe daran, sein Wesen zu entstellen. Der Glaube an meinen Glücksstern hielt sich kaum ein paar Jahre unangefochten. Dieser Glaube war in seiner Kindlichkeit mächtig gestärkt worden, als ich, fünfzehn Jahre alt, im ersten Teil des Versetzungsexamens in allen Fächern ein Ausgezeichnet erhielt, und hatte eine fürchterliche Einbuße erlitten, als ich, siebzehn Jahre alt, in fünf Examenfächern nur Sehr gut erhielt, also das Gesamtzeugnis Ausgezeichnet gerade mit knapper Not erreicht wurde. Die Ähnlichkeit mit Petschörin hatte ein Ende, sobald ich, nachdem eine unharmonische und unfruchtbare Halb- oder Viertelverliebtheit überstanden war, die ich knabenhaft unter hochmütigem und erkünsteltem Grübeln zerpflückt hatte, die Grundeinfachheit meines eigenen Wesens entdeckte und die fremde Physiognomie wie eine Maske abschüttelte. Der Glaube schließ-

lich an meine eigene unbegrenzte Überlegenheit und der Ehrgeiz ohne Maß und Ziel, in dem dieser Glaube seine Entladung gefunden hatte, fielen plötzlich zusammen, als ich, achtzehn Jahre alt, zum ersten Male selbständig meinen Weg suchend und die Geister prüfend, die wirkliche Überlegenheit der großen Schriftsteller kennen lernte. In dieser Hinsicht bedeutete besonders die erste Vertiefung in Kierkegaards Hauptwerke ein entscheidendes Lebensereignis für mich. Ich fühlte, von Angesicht zu Angesicht mit dem ersten großen Geist, der mir gleichsam persönlich begegnete, wie wenig ich in Wirklichkeit war, begriff mit einem Male, daß ich bisher weder gelebt noch gelitten, weder gefühlt noch gedacht hatte, und daß nichts ungewisser sei als die Frage, ob ich einmal mit der Zeit Fähigkeiten an den Tag legen würde. Das Gewisse war, daß mein gegenwärtiger Status auf nichts hinzuweisen schien.

22

In jenen Knabenjahren schwelgte ich jedoch in Vorstellungen von zukünftiger Größe, die noch keinen Stoß bekommen hatten. Und ich war keineswegs im Zweifel darüber, auf welchem Gebiet ich mich als Erwachsener auszeichnen würde. Alle meine Instinkte zogen mich zur Literatur. Die dänischen Aufsätze, die in der Schule aufgegeben wurden, beschäftigten meine Gedanken von Woche zu Woche; ich verwendete die größte Sorgfalt auf sie, erwog die Fragen von so vielen Seiten, wie es mir nur möglich war, und bemühte mich, meinen Aufsätzen eine gute Form zu geben. Unbewußt suchte ich Ausdrücke, die schlagende Gegensätze enthielten; ich strebte malende Worte und wohlklingenden Satzbau an. Obwohl ich das Wort Stil bisher einzig in der Bedeutung kannte, die es in der Zusammensetzung Stilebog*) hat, war es mir um einen gewissen Stil zu tun, und ich war nicht weit davon entfernt, aus lauter Unerfahrenheit in Manier zu verfallen, so daß ein satirischer Lehrer mich zu meinem Kummer eines Tages an J. L. Heibergs Worte erinnerte: „Der Gedanke, der halbe, dick beschmiert mit des Ausdrucks Salbe."

---

*) Stile-bog im Dänischen Aufsatz-Heft (Buch)

Hand in Hand mit der praktiſchen Einführung in die Behandlung der Sprache ging in den däniſchen Stunden die Darſtellung der Geſchichte der Nationalliteratur, und dieſe wurde verſtändig und ganz lehrreich von dem Lehrer Herrn Driebein gegeben, der wohl zu den vielen Heibergianern jener Zeit gehörte, ohne ſich jedoch deshalb auch nur im geringſten von dem zu entfernen, was man die Orthodoxie der Literaturgeſchichte nennen könnte. Der Proteſtantismus bekam Recht gegenüber dem Katholizismus, der junge Oehlenſchläger gegenüber dem älteren Baggeſen, die Romantik gegenüber dem Rationalismus, Oehlenſchläger als nordiſcher Dichter Recht gegenüber einem gewiſſen Björnſon, der, wie es hieß, nordiſcher ſein wollte als er.

Keine anerkannte Größe wurde in Herrn Driebeins Darſtellung Gegenſtand der geringſten Anfechtung. Und in ſeinem Kurſus wie in Thortſens Literaturgeſchichte blieb die Literatur, die als der Geſchichte angehörig gelten konnte, bei dem Jahre 1814 ſtehen.

Die Reihenfolge, in der ich in meiner privaten Lektüre die Größen der Literatur kennen lernte, war: Ingemann, Oehlenſchläger, Grundtvig, Poul Möller; zu Weihnachten und den Geburtstagen hatte ich viele ihrer Bücher geſchenkt bekommen. Bei dem Großvater verſchlang ich außerdem bald Heibergs Vaudevilles. Ich las als Kind ſelbſtverſtändlich ohne Kritik, empfangend und genießend. Aber als ich nun in der Schule von Baggeſens Auftreten gegen Oehlenſchläger hörte, alſo erfuhr, daß es zu jener Zeit verſchiedene Richtungen in der Literatur, ſowie verſchiedene Anſichten darüber gegeben hatte, welcher der Vorzug gebühre, las ich mit Leidenſchaft einen Band ausgewählter Gedichte von Baggeſen, die ich zu Weihnachten bekommen hatte; und die Sprachbehandlung feſſelte mich hier im höchſten Grade durch ihre Geſchmeidigkeit und den leichten Plauderton. Als ich nun eines Tages auch Hertz' Geſpenſterbriefe in die Hände bekam und mir der Vortrag in ihnen faſt noch mehr zuſagte, merkte ich erſt insgeheim, ſpäter mehr bewußt, daß es mich zur Formſchule in der däniſchen Literatur hinzog, und genoß die Empfindung, mich in dieſem Punkte als Ketzer zu fühlen. Denn Wohlwollen für den zu hegen, der

ſich ſogar an Oehlenſchläger vergriffen hatte, hieß es mit Loke gegen Thor halten. Poul Möllers Geſammelte Schriften hatte ich zu meiner Konfirmation bekommen und immer wieder mit einer ſolchen Schwärmerei durchſtudiert, daß ich faſt die Seiten zerleſen hatte und auch nicht eine Zeile der für mich doch recht unverſtändlichen philoſophiſchen Partien überſprang. Aber ebenſoviel Freude wie Poul Möllers Verſe bereiteten mir Hertz' lyriſche Gedichte, als ich ſie in einem geliehenen Exemplar kennen lernte. Und es kamen ein paar Jahre, wo das Geſchmeidige und Anmutige, die vollkommene Beherrſchung von Sprache und Versform für mich das Koſtbarſte wurden, bis bei meinem Eintritt ins ſiebzehnte Jahr, mit einer heftigen Reaktion das Wuchtige, Machtvolle, Großartige mir allein Wert zu haben ſchien. Von Hertz bewegte ſich meine Sympathie dann zu Chriſtian Winther, von Baggeſen zu Homer, Äſchylos, der Bibel, Shakeſpeare, Goethe. Eine der erſten Beſchäftigungen, die ich als Student vornahm, war, die Bibel auf däniſch und die Odyſſee auf griechiſch von Anfang bis Ende durchzuleſen.

24

Doch noch waren die Jahre der beginnenden Reife nicht gekommen und mein Seelenleben perſönlich, nicht ſachlich. Es wurde deshalb ein Element der Gärung in mein Gemüt geworfen, als ich eines Tages ein Exemplar von Heines Buch der Lieder geliehen erhielt. Was mich hier bezauberte, war zunächſt die Verſchmelzung von Schwärmerei und Witz; dann die kurzgefaßte, bündige Form; ferner die Stellen, in denen geſchildert wird, wie der Dichter und ſeine Geliebte, außerſtande die Scheu zu überwinden, die ihre Zungen lähmt, unfreiwillig miteinander Verſteck ſpielen und einander verloren gehen; denn ich fühlte, daß auch ich nicht imſtande ſein würde, den natürlichen und ſchlichten Ausdruck für meine Gefühle zu finden, falls es mit mir ſo weit käme. Über Heines Perſönlichkeit, die hiſtoriſche Stellung, politiſche Richtung oder Bedeutung des Dichters wußte ich noch nichts; ich ſuchte in dieſen Liebesgedichten beſonders die Verſe auf, in denen heftiges Selbſtgefühl und blaſierte Überlegenheit über die jedesmalige Situation ſich ausdrücken, weil dies zu dem Petſchórinton paßte, der ſeit der Lektüre von Lermontows Roman in meinem

Innern vorherrschend war. Wie ich es in jenen Jahren gewöhnlich tat, als ich noch nicht daran denken konnte, die Bücher zu kaufen, die mir gefielen, schrieb ich aus dem Buche der Lieder alles ab, was mir am besten gefiel, um es wieder lesen zu können.

25

Von diesem ganzen Leben in künstlerischem Verlangen und Suchen, in Eindrücken von außen, die mit der Frische und Leichtbeweglichkeit eines Knabengemütes aufgenommen wurden, aber besonders in Selbsterforschung und Selbstentdeckung, war nur der ältere Kamerad der aufmerksamste Zeuge und durch seine ganze Haltung mehr als ein bloßer Zeuge. Er kam mit Ausdrücken und Wendungen, die mir zu Kopf stiegen und mich eingebildet machten. Sebastian konnte zu mir sagen: „Nicht um deiner Gaben willen — um deiner Begeisterung willen schätze ich dich. Alle anderen Menschen, die ich kenne, sind Maschinen ohne Seelen, höchstens mit affektierten Floskeln ausgefüllt, über die jeder, der hinter die Kulissen geguckt hat, lachen muß; aber in dir steckt eine Fülle der Idee, die zu groß ist, als daß du glücklich werden könntest.“ Eine Fülle der Idee, das war der damalige Ausdruck für einen äußerst vortrefflichen geistigen Inhalt. Kein Wunder also, daß ich mich geschmeichelt fühlte.

Und der ältere Freund besaß den Scharfblick für meinen geistigen Zustand, der durchschauend dessen Unreife einsah, und (was mir trotz meines Hochmutes bei dem zu finden not tat, der mich am besten kannte und mir am sichersten an Bildung überlegen war) den felsenfesten Glauben an meine Zukunft. Als ich eines Tages dem Kameraden mitgeteilt hatte, daß ich mich nun „reifer und über mich selbst mehr im klaren fühlte,“ antwortete er mir mit vollkommener Sicherheit, daß dies ja allerdings höchst erfreulich sei, falls es sich wirklich so verhielte; aber leider ahne er, daß ich irrte und mich nur in einer Illusion befände. „Deswegen,“ fügte er hinzu, „bin ich nicht weniger überzeugt davon, daß du bald in eine Krise kommst, alle Hindernisse überwinden und das für die heutige Zeit fast gigantische Ziel erreichen wirst, nach dem du strebst.“ Dieses Ziel war übrigens ziemlich unbestimmt, lief im allgemeinen darauf hinaus, sich kräftig geltend

zu machen und große Veränderungen — ungewiß von welcher Art — in der Welt des Geistes herbeizuführen.

Indessen wurde in dem Maße als die Zeit herannahte, da wir die Universität beziehen sollten und ich als der Jüngere mich also dem erwachsenen Alter näherte, dem der andere trotz seiner bescheidenen Stellung als Schüler lange angehört hatte, Sebastian immer unglücklicher. Er hatte, wie er sich ausdrückte, es sich in den Kopf gesetzt, mein Melanchthon zu werden. Aber jetzt fühlte er infolge eines inneren Zusammenbruches, den ich nicht begriff, daß die Zeit vorbei war, wo er mir etwas sein konnte; er glaubte, die Erwerbung der dazu erforderlichen Kenntnisse und Bildung versäumt zu haben und machte sich deswegen lebhafte Vorwürfe. „Ich bin für dich nicht im entferntesten das gewesen, was ich hätte sein können", rief er eines Tages aus, und ohne es zu zeigen, litt er unter der Eifersucht und dachte mit Angst und Unruhe an die Zeit, da sich mir durch die Aufnahme an der Universität ein größerer Kreis eröffnen und er selbst überflüssig werden würde.

Die Furcht war insofern übertrieben, als ich naiv in meiner Eigenliebe wie in meinem Zutrauen, ihm auch fernerhin mein volles Vertrauen schenkte und als Entgelt dafür stets seine Hilfe suchte, wo ich auf philologische und mathematische Schwierigkeiten stieß, über die ich nicht allein hinwegkommen konnte.

Aber kaum war ich von meiner ersten Reise ins Ausland und einem vierwöchentlichen bewegten Aufenthalt in Göteborg nach Kopenhagen zurückgekehrt, kaum hatte ich vier Wochen als Fuchs philosophische Vorlesungen gehört und an dem kameradschaftlichen Zusammenleben der jungen Studenten teilgenommen, als das bedrohte Verhältnis zwischen uns beiden so ungleichartigen Freunden einen Wendepunkt erreichte. Die Veranlassung war unbedeutend, ja erbärmlich.

Eines Tages als ich mit einigen Kameraden im Hörsaal stand, eilte ein Fuchs auf mich zu und fragte: „Ist es wahr, was Sebastian sagt, daß Sie von allen Menschen auf der Welt ihn am höchsten achten?" — Die Antwort lautete: „Sagt er das selbst?" — „Ja." Und im Verdruß darüber, daß der andere eine solche Äußerung, die wohl im Vertrauen gefallen sein konnte, gebraucht hatte, um vor Wildfremden damit Staat zu machen, fuhren

mir die Worte heraus: „Er ist ja verrückt," ein Ausruf, in dem, angesichts der unter jungen Menschen üblichen Redeweise, der Ausdruck „verrückt" sicherlich nicht dem Wortlaut nach aufgefaßt werden sollte, aber selbstverständlich schlecht gewählt war.

An demselben Abend, an dem jene Äußerung gefallen war, erhielt ich von Sebastian einen kurzen Brief, in dem mir, wenn auch in äußerst höflichen Formen, der Gehorsam aufgesagt wurde; der Brief, in dem die Anredeform Sie das gewohnte Du abgelöst hatte, war unterzeichnet: Ihr „verrückter" und „alberner" aber ergebener Sebastian.

Der Eindruck auf mich war äußerst peinlich; aber ein bei mir frühzeitig entwickelter Hang, eine Entscheidung stets gut zu heißen, und ein leidenschaftlicher Unwillen dagegen, irgend ein Verhältnis aufzunehmen, das seitens des anderen Teiles mit festem Vorsatz abgebrochen worden war, bewirkten es, daß ich keinen Augenblick daran dachte, den hier kundgegebenen Entschluß zu erschüttern, und das Billett ohne Antwort ließ.

Hiermit war die Sache indessen nicht zu Ende, und die nächsten Monate brachten mir nicht wenige unleidliche Augenblicke, ja Stunden, indem Sebastian, dessen Existenz so lange die meine umkreist hatte, und der jetzt augenscheinlich außerstande war, mich ganz aus den Händen zu lassen, bei jeder Gelegenheit meinen Weg kreuzte und sich in meiner Nähe aufpflanzte; ja eines Abends bei einem Studentenfest verschaffte er sich sogar einen Stuhl außerhalb der Stuhlreihe am Tisch, setzte sich mir gegenüber und brachte einen Teil der Nacht damit zu, mir unverwandt ins Gesicht zu starren. Wie es begreiflich war, fühlte ich mich dadurch im höchsten Grade gereizt.

Drei Monate waren verstrichen, als eines Tages ein Brief von Sebastian kam, und diesem folgten in einem Zwischenraum von Wochen oder Monaten verschiedene andere. Es waren ergreifende, mit einer Art Galgenhumor glänzend geschriebene Briefe, die Leidenschaft ausdrückten und der Verzweiflung Luft machten. Zum allerersten Male trat mir hier die Leidenschaft entgegen, aber eine Leidenschaft, die zwar kein naturwidriges oder sensuelles Element hatte, aber doch von einem Wesen gleichen Geschlechts stammte und daher meinen lebhaften Unwillen, ja Widerwillen erregte. Sebastian schrieb: „Ich empfand es als einen Betrug, so viel von dir zu

empfangen, ohne dir etwas wiedergeben zu können; es schien mir eine Niederträchtigkeit, mit dir zu verkehren; ich glaube also, vollkommen richtig gehandelt zu haben, indem ich mit dir brach. Doch freilich, ich hätte es nicht zu tun brauchen, Zeit und Umstände hätten wohl bald den Bruch bewirkt." Und in dem Gefühl, daß sich unsere Wege nun trennten, fuhr er fort:

Hic locus est, partes ubi se via scindit in ambas.
Dextera, quae Ditis magni sub moenia tendit,
Hac iter Elysium nobis; at laeva malorum
Exercet poenas et ad impia Tartara mittit.

Ich kann mich im Augenblick nicht selbst totschlagen; sobald es mir möglich ist, werde ich es tun."

Oder Sebastian schrieb: „In der letzten Zeit unseres Verkehrs war ich nicht recht klug, wenn ich mit dir sprach; es fehlte mir dir gegenüber an jedem Gleichgewicht; denn ich war mir bewußt, daß du deine kostbare Zeit verschwendetest, indem du dich mit mir unterhieltest, und war zugleich niedergedrückt vom Kummer darüber, daß wir uns trennen mußten. Ich versuchte dann, dich zu erzürnen, indem ich tat, als ob ich an deinen Gaben zweifelte, indem ich Gleichgültigkeit und Hohn affektierte; aber das war das Gekläff des Hundes gegen den Mond. Ich mußte uns so trennen, wie es geschah. Daß ich so kindlich sein sollte, mir aus einer Beleidigung von deiner Seite etwas zu machen, glaubst du wohl selbst nicht. Ich kann es eigentlich nicht bereuen; denn ich konnte dir nichts mehr nützen; der Ansicht bist du auch gewiß selbst; aber ich kann dich nicht entbehren; meine Liebe zu dir ist das einzige lebenskräftige in mir; dein Leben hat in dem meinen pulsiert."

Zuweilen endigten die Briefe mit Ausdrücken einer Art verzweifelten Humors, z. B. „Vale! Fanfare! (Purzelbäume von Bajazzo!)" Aber ob nun Sebastian den ernsthaften oder den desparaten Ton anschlug, es war mir jetzt unmöglich, den Verkehr mit ihm wieder aufzunehmen. Ich konnte nicht über das Geschehene hinwegkommen, und ich konnte keinen Freund haben, der eifersüchtig war, wenn ich mit anderen sprach. Seit meinem Erwachen als geistiges Individuum war alle Eifersucht mir ein Abscheu geworden; aber Eifersucht bei einem männlichen Wesen auf ein anderes männliches Wesen empörte mich förmlich. Ich sah Sebastians große Vorzüge ein, ehrte seinen Charakter, bewunderte

die Fülle ſeiner Kenntniſſe, aber ich konnte nicht mehr mit ihm verkehren, nicht einmal neben ihm die Straße entlang gehen. Alle die innigen und ſchönen Briefe prallten an dieſem Unwillen ab. Etwas in meinem Innern war ſteinhart geworden, wie eine Pflanze, die plötzlich in Mineralwaſſer verſteinert wird.

Es vergingen ſechs Jahre, ehe wir einander wieder trafen. Wir begegneten uns dann in einfacher und aufrichtiger Ergebenheit. Die alte Leidenſchaft bei Sebaſtian war längſt ganz und gar vorbei; er begriff ſie ſelbſt kaum mehr. Wir blieben, wenn auch nur von weitem, ohne nähere Verbindung, einander wohlwollend geſinnt und tauſchten hie und da unſere Gedanken aus, bis der Tod nach wenigen Jahren ihn fortriß, ehe er noch das volle Mannesalter erreicht und eine einzige von den Verſprechungen erfüllt hatte, die ſeine hochbegabte und arbeitſame Jugend gegeben hatte.

III

Übergangsjahre

1

Meine zweite Schuljungenliebe befiel mich in den letzten Monaten, ehe ich zur Universität gehen sollte. Sie war natürlich genug als Ergebnis der Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht, die bisher unbefriedigt in meinem Gemüt lebte; aber sie zeichnete sich im übrigen nicht gerade durch Natürlichkeit aus. Sie hatte ihre Ausgangspunkte teils in meinem Drange nach Erlebnissen, teils in meinem Verlangen, meine Kräfte zu erproben, war aber als Liebe wurzellos, da sie weder in meinem Herzen noch in meinen Sinnen Wurzel geschlagen hatte.

Der Gegenstand war wiederum ein junges Mädchen aus einem anderen Lande. Ihr Name und ihre Person waren mir seit meinem dreizehnten Jahre bekannt gewesen. Wir beiden Kinder hatten sogar Grüße ausgetauscht, einander mit Neugierde umfaßt, ja, eines hatte sich eine Locke von dem Haar des anderen gewünscht. Unsere erste Begegnung hatte also einen romantischen Hintergrund. Als ich erfuhr, daß sie nach Dänemark kommen würde, war ich wie zufällig im inneren Hafen anwesend und sah sie im Augenblick der Ankunft.

Sie war genau ebenso alt wie ich, sah, ohne eigentlich hübsch zu sein, sehr gut aus und hatte selten schöne Augen. Durch Verwandte von ihr, mit denen ich bekannt war, suchte ich Annäherung und kam ohne Schwierigkeit mit dem jungen Mädchen in Berührung. Anerbietungen, ihr die Kopenhagener Museen und Galerien zu zeigen, wurden gemacht und angenommen. So wenig Zeit ich auch unmittelbar vor dem Abiturium übrig hatte, diese neue Bekanntschaft erfüllte mich so sehr, daß es mir gar nicht

darauf ankam, wieviel von dieser kostbaren Zeit ich opferte. Als das junge Mädchen im Sommer bei Charlottenlund wohnte, während meine Eltern ihren Landaufenthalt mehr in die Nähe der Stadt verlegt hatten, ging ich fast täglich zum Walde und wieder zurück, in der ungewissen doch selten trügenden Hoffnung, sie zu Gesicht zu bekommen. Manchmal ruderte ich sie in einem Boote im Sunde umher.

So einfach und geradezu die Anziehung scheinen könnte, die ich empfand, so wenig einfach war der unreife Roman, den ich darauf erbaute.

Es waren, wie gesagt, nicht meine Sinne, die mich zu ihr zogen. Zersplittert und geteilt, wie ich es gerade damals war, schien eine rein geistige Verliebtheit mir ganz natürlich; man konnte sich sinnlich in ein ganz anderes Weib verlieben. Ich begehrte nicht einmal einen Kuß, noch weniger eine Umarmung, war überhaupt zu unerfahren, um an dergleichen zu denken. Aber es war auch nicht mein Herz, das mich zu ihr zog; ich empfand keine Zärtlichkeit, nicht einmal eigentliche Ergebenheit für sie. Sie beschäftigte einzig meinen Kopf.

Bei der knabenhaften Selbsterforschung, in die ich gerade damals hineingeraten war, wurde dieses Verhältnis zu einem neuen Gärungsstoff und zwar dem bisher stärksten in der Selbstprüfung. Instinktiv wünschte ich, ihre Phantasie zu beschäftigen; aber durch sie hielt ich mich unablässig an mich selbst. Was ich wollte, war weniger, ihr gefallen, als sie beherrschen; und da nur mein Kopf von ihr erfüllt war, gebrach es völlig an jener freiwilligen und frohen Selbsterniedrigung, die ein Element der wirklichen Liebe ist; es verlangte mich freilich mit aller Macht danach, sie zu fesseln; aber ich wollte doch besonders mich selbst behaupten, Unterwerfung vermeiden, meine Unabhängigkeit bewahren. Mein Knabenstolz verlangte dies.

Das junge fremde Mädchen, dessen Weltkenntnis nicht viel größer war als die meine, war in der kurzen Zeit ihres Lebens sicherlich nicht mit einer so absonderlichen Erscheinung in Berührung gekommen; das gab gar manches zu denken. Sie fühlte sich zwar angezogen, war aber nach weiblicher Art auf ihrem Posten. Sie war eine ruhige, liebenswürdige Natur, unschuldig kokett, hatte Anlagen zu gesunder Vernunft und liebevollem Wohlwollen, nicht

zu den Purzelbäumen der Leidenschaft; außerdem war sie weiblich praktisch.

Sie sah auf den ersten Blick, daß dieser erwachsene Schuljunge, der sie mit seiner Beredsamkeit, seinen Kenntnissen, seinen wilden Zukunftsplänen fast in Verwirrung setzte, kein Freier war, daß also seine Annäherungen nicht ernst zu nehmen waren. Sodann entdeckte sie mit sicherem weiblichen Spürsinn die unfruchtbare Machtbegierde in ihm. Und hier setzte sie sich erst unwillkürlich, dann bewußt zur Wehr. Es fehlte ihr nicht an Verstand. Sie bezeigte mir allerdings ein starkes Interesse, begegnete mir indessen mit der Selbstbeherrschung einer kleinen Dame, manchmal mit Kälte, ein einziges Mal mit treffendem Spott.

Es hätte sich zwischen uns der regelrechte Krieg der Geschlechter entwickelt, wenn wir nicht alle beide halbe Kinder gewesen wären. Wie ich inmitten meines in den Einzelheiten schon im voraus entworfenen Kampfes um die Herrschaft über ihr Seelenleben mich ab und zu völlig vergaß und dadurch, daß ich fast täglich zu ihr eilte, meinen Drang, in ihrer Nähe zu weilen, verriet, so kamen auch Augenblicke, wo sie aus ihrem erzwungenen Gleichgewicht geriet und wie im Fieber ihre Gemütserregung offenbarte. Aber bald darauf war ich wieder auf dem Rückzuge und sie wieder auf ihrem Posten; und nach Verlauf von vier Monaten trennten sich unsere Wege, ohne daß wir jemals einen Kuß oder ein inniges Wort gewechselt hätten.

Bei meiner krankhaften Selbstverdoppelung war ich die ganze Zeit hindurch damit beschäftigt gewesen, mir alles einzuprägen und zu protokollieren, was ich zu ihr und sie zu mir gesagt hatte; die Tragweite und Wirkungskraft der gefallenen Worte zu überlegen und zu untersuchen; Pläne für die Art meines Vorgehens zu entwerfen und mir vermeintliche Siege und Niederlagen zu merken; stets über diese Leere grübelnd, über alle diese Unnatur gebeugt, wie ein Stratege, der über die Karte gebeugt mit Nadeln Truppenbewegungen, Einnahme oder Aufgabe einer befestigten Stellung bezeichnet.

Dieses frühzeitige, unbefriedigende, nur im uneigentlichen Sinne erotische Erlebnis hatte die merkwürdige Wirkung, daß ich für die nächsten sieben Jahre der Erotik gegenüber unempfindlich und gleichgültig blieb, also ungestört von Frauen und Leidenschaften

5*

mich ganz in die Welt verschiedenartiger Forschung vertiefen konnte, die sich mir jetzt offenbarte.

2

Ein Schulkamerad, der lebhaftes Interesse für die Astronomie hegte und mich beim Betrachten des Nachthimmels angeleitet hatte, zeichnete in diesen Tagen für mich eine sehr große und gute Sternkarte. Mit Hilfe der Karte fand ich die Sterne wieder, die ich kannte, und erweiterte mein Wissen.

Derselbe Kamerad nahm mich mit auf das Observatorium zu dem alten Professor d'Arrest — einem weisen und feinen Manne — und ich sah zum ersten Male den Sternenhimmel durch das Fernrohr. Ich hatte freilich in der Schule Unterricht in der Astronomie erhalten, es fehlte mir aber an jeder Fähigkeit, zu einer deutlichen Vorstellung zu gelangen. Jetzt gewann ich die Sternbilder und gewisse einzelne Sterne lieb; sie wurden nächtliche Zeugen meiner Sorgen und Freuden mein Leben lang; ihr Anblick tröstete mich zuweilen im Gefühl der Verlassenheit, wenn ich mich einsam in einem fremden Lande befand. Die Leier, der Schwan und der Adler, die nördliche Krone und der Bootes, der Fuhrmann, die Hyaden und Plejaden und unter den Bildern des Winters der Orion, alle diese funkelnden Gruppen, die das Menschengeschlecht Jahrtausende hindurch mit seinen Augen gesucht hat, — auch mir wurden sie ferne Freunde. Und die Gedanken, die der Anblick aller der zahllosen Welten unwillkürlich und unabweislich einflößt, wurden auch in meinem Innern geboren — Gedanken von der Kleinheit der Erde in unserem Sonnensystem und der Kleinheit des Sonnensystems in unserem Weltall, von ungeheuren Abständen, so groß, daß Sterne in unserer Kindheit zugrunde gegangen sein können, deren Strahlen mit der Schnelle des Lichtes jetzt unser Auge treffen — von ungeheuren Zeitmaßen, in denen ein Menschenleben, ja, die Lebenszeit eines ganzen Volkes, wie ein Tropfen im Meere verschwindet. Und während ich in der Schule nur Astronomie als Fach von der mathematischen Seite gelernt hatte, erfuhr ich jetzt die Resultate der Spektralanalyse, die mir zeigten, wie menschliche Genialität bei Bunsen und Kirchhoff den Abstand zwischen Erde und Sonne zunichte gemacht hatte, und sah gleichzeitig ein, wie unwahrscheinlich es sei, daß die Ausbeute der irdischen Kultur sich

jemals anderen Erdkugeln mitteilen ließe, wie ja auch die Erde noch nie Kulturmitteilungen von irgend einem Stern empfangen hatte.

Dieser Umstand im Verein mit der Gewißheit von der gradweisen Abkühlung und dem einst bevorstehenden Tode der Erde hinterließ in mir den entscheidenden Eindruck von der Endlichkeit alles Erdenlebens und dem nur Vorläufigen jedes Fortschrittes.

In dem Gefühl, daß die auf einem Gottesglauben errichteten Religionen vor dem Fall stünden, hatte Europa lange zu der Religion des Fortschrittes als der letzten Religion geneigt. Nun sah ich, wenn ich meinen Blick zum Sternenhimmel erhob und mich an meinen Lieblingssternen, dem Sirius im großen Hunde oder der Vega in der Leier oder dem Altair im Adler erfreute, daß auch sie versagte, diese letzte Religion.

3

In der Schule hatte ich ungefähr zwanzig Gleichaltrige gekannt und unter ihnen notwendigerweise wenige gefunden, die mir etwas waren. Zu den Annehmlichkeiten, die die freie Stellung eines Studenten mit sich brachte, gehörte auch die, daß man auf einmal mit Hunderten von Gleichaltrigen in Berührung kam, die denselben Bildungsgang hinter sich hatten. Die jungen Menschen machten in Vorlesungen oder auf Festen miteinander Bekanntschaft, näherten sich einander oder fühlten sich abgestoßen, und Wahlverwandtschaft oder Zufälligkeiten verbanden sie dann miteinander auf kürzere oder längere Zeit.

Ein Jüngling, in dem das Verlangen nach geistiger Bereicherung die Hauptleidenschaft war, mußte sich notgedrungen mit vielen von den Gleichaltrigen einlassen, um sie kennen zu lernen, äußerlich und innerlich so viel als möglich zu erleben und sich dadurch selbst zu entwickeln.

Bei vielen von den Kameraden genügten wenige Gespräche, um zu erkennen, daß sich kein fruchtbarer Verkehr anknüpfen ließ. Mit einer ganzen Anzahl glatter oder kühler junger Studenten kam ich in flüchtige Berührung, ohne daß ihr Wesen in irgend einer Weise in das meine oder mein Wesen in das ihre eingriff. Aber dann waren da auch einige, die mich verschiedene Monate hindurch stark beschäftigten.

Der erste war typisch für die damalige Studentenwelt. Vilsing war aus Jütland, groß, brünett, weder hübsch noch häßlich, auffallend dadurch, daß er wie kein anderer beredt war. Er verdankte seine allgemeine Beliebtheit dem Umstande, daß er bei den Studentengelagen aufstehen und jederzeit mit reißender Schnelligkeit eine, wenigstens scheinbar, ganz unvorbereitete Rede halten konnte, eine Ulkrede, wie man sie nannte, in der lustige Verdrehungen, lyrische Aussprüche, spitze Seitenhiebe nach rechts und links, überraschende Einfälle und forsche Ausfälle zu einem Ganzen zusammengewoben waren, das in seiner Überlegenheit den gesunden Menschenverstand auf unterhaltende Weise herausforderte.

Den Ausgangspunkt bildete z. B. irgend eine Travestie von Sibberns schnurriger Begriffsbestimmung des Lebens, die wir damals alle zum Examen auswendig kennen mußten. Sie lautete:

„Das Leben überhaupt ist eine aus einer inneren Quelle kommende und mit einem inneren Triebe sich durcharbeitende, produzierende und in einem ewigen Stoffwechsel reproduzierende, organisierende und individualisierende Tätigkeit, sowie ein Tätigkeitsprozeß, der, indem er sich vermittelst eines gewissen Materials oder Substrates ein gewisses Äußeres konstituiert, in dem er sich offenbart, zugleich sich selbst als das in diesem seinem Äußeren subsistierende Wirken und Streben konstituiert, das die weitere Frage offen läßt, inwiefern man sagen kann, daß darin eine Seele lebe und subsistiere als das in einem solchen Leben hervortretende lebende Wesen."

Es läßt sich leicht denken, zu welchem entzückenden Unsinn dieses barbarische Schema Veranlassung geben konnte, wenn das Gelage oder die Liebe, das Weib oder die Trunkenheit in diesem Stil definiert und lustige Angriffe auf frühere weniger kecke Redner damit verbunden wurden, die nach Vilsings Ausdruck an das sanfte Vergißmeinnicht erinnerten, insofern als in ihren Mienen zu lesen war: Vergißmeinnicht — auch ich war ein Redner.

Von Vilsing, der bereits seit einigen Jahren studierte, war es einem Fuchs gegenüber schon eine Aufmerksamkeit, wenn er mit ihm bekannt zu werden wünschte und seine Gesellschaft suchte. Er war im Studentenverein zu Hause, stand zu den Tonangebenden in kameradschaftlichem Verhältnis und war ein gern gehörter Redner. Es war eine Art Herablassung von ihm, einen eben von

der Schule losgelassenen Burschen zu beachten, der in die Erde gesunken wäre, hätte er eine Rede halten sollen, und der im Kreise der älteren keinen einzigen Bekannten hatte.

Vilsing war ein in Stimmungen aufgelöster junger Mann, der, wie viele damals, wie z. B. Albrecht, die Hauptperson in Schandorphs Roman Ohne Mittelpunkt, an einem einzigen Vormittage in allen Farben des Regenbogens schillern konnte. Er gab sich hin und zog sich zurück, zeigte sich herzlich, innig, vertraut, von zärtlicher Besorgnis um den jüngeren Freund erfüllt und beim nächsten Zusammentreffen so flüchtig und kalt, als entsinne er sich kaum, ihn vorher gesehen zu haben; denn inzwischen hatte ihn der Ärger über seine allzu große Zuvorkommenheit gepackt, und er wollte sich behaupten als jemand, der sich seines eigenen Wertes recht wohl bewußt war.

Er imponierte mir, seinem jüngeren Zuhörer, indem er sich zwar nicht gerade als Weltmann, aber als der stark gesuchte Gesellschaftsmensch offenbarte. Er erzählte, wie oft er eingeladen würde, und wie er von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Ball zu Ball ginge — was mir mit meiner Sehnsucht nach Erlebnissen beneidenswert vorkam. Aber in größeres Staunen versetzte mich doch, was Vilsing von der Beliebtheit erzählte, deren er sich beim anderen Geschlecht erfreute. Mit einem jungen Mädchen — einem reizenden Mädchen! — war er verlobt, eine andere liebte ihn und er liebte sie; doch das war noch der bescheidenste seiner erotischen Triumphe; überall, wo er sich zeigte, siegte er. Und es waren Beweise dafür vorhanden. Denn eines Tages, als er mich mit sich auf seine Kammer hinaufgenommen hatte, blendete er mich, indem er vor meinen Augen ein Gewimmel gestickter Sofakissen, Schlummerrollen', Zigarrenfutterale, Streichholzbehälter, gehäkelter Börsen, gestickter Westen usw. ausschüttelte, Gaben von den verschiedensten weiblichen Wesen. In jedem Schubfach, das er aufzog, lagen solche Geschenke, über Stühlen und an Haken hingen sie.

Ich war jung genug, um eine gewisse Achtung vor einem Manne zu empfinden, der derartig vom schönen Geschlecht begehrt war, wenn ich ihn auch ein bißchen sehr geschwätzig fand. Das erste, was diesem Gefühl einen starken Stoß versetzte, war jedoch nicht etwa ein Zweifel an der Wahrheit der Erzählungen oder der Echtheit der Gaben, sondern der Umstand, daß die Kameraden,

einer wie der andere, wenn die erste Kühle der Bekanntschaft überwunden war, unweigerlich einen günstigen Augenblick zu der vertraulichen Mitteilung fanden, daß — sie konnten es sich selbst nicht erklären, aber es war eine Tatsache — wo sie sich auch zeigten, alle Frauen bei ihrem Anblick von einem eigenen Zauber ergriffen würden; sie müßten etwas an sich haben, das diese erobere, ohne daß sie selbst es wüßten. Als endlich eines Abends der buckligste von meinen Kameraden, ein Bursche, dessen blonder, unregelmäßig keimender Schnurrbart mehr einer alten abgenutzten Zahnbürste als irgend etwas anderem glich, mir anvertraute, auch er, er wisse nicht, woran es läge, worauf es eigentlich beruhe, — aber er müsse etwas an sich haben usw. — da ging der Glaube an Vilsings Eigenartigkeit und die Bewunderung für ihn in die Brüche.

Vilsing war im übrigen weit davon entfernt, sich für einen sinnlichen Teufel zu halten. Er gab sich nicht als kalt und frech, sondern als innig und seelenvoll. Er studierte Theologie und hegte nur den einen Wunsch, als Prediger zu enden. Er schwankte stets zwischen Zerknirschung und Selbstgefälligkeit, Übermut und Reue und genoß das Gefühl, ein sehr guter Kopf, ein unwiderstehlicher Herzenbrecher und ein wahrer Christ zu sein. Er glaubte in dem Fuchs, den er aus dem Gewühl herausgehoben und dem er einen Platz an seiner Seite gegeben hatte, einen gleichwertigen oder noch besseren Kopf zu finden, und dies zog ihn an. Er begegnete bei mir einer so großen Unerfahrenheit und Unweltlichkeit, daß seine Unterlegenheit an Geistesgaben, die er zu empfinden behauptete, reichlich aufgewogen wurde durch die Überlegenheit, die er hier bei sich selbst sowohl in gesellschaftlichen Fertigkeiten, wie in der Gabe, mit den Frauen umzugehen, genoß.

Es schien also, als ob manche wesentliche Bedingungen für einen dauernderen gegenseitigen Anschluß zwischen uns beiden vorhanden wären. Aber bei dem ersten Gespräch, in dem er geruhte, sich für meine Lebensanschauung zu interessieren, bekam das Verhältnis einen Sprung, der sich zu einem Spalt ausdehnte. Entsetzt sprang Vilsing zurück, als er erfuhr, wie ich Grünschnabel Leben und Menschen ansah und was ich als mein Recht betrachtete: „Du bist dem Bösen verfallen, und dein Verlangen ist auf das Böse gerichtet; ich habe weder Zeit noch Lust, jetzt eine ganze Christologie zu entwickeln, aber was du verwirfst, ist

das Ideal; was du hochhältſt, iſt der Teufel ſelbſt. Mein Gott, mein Gott, wie beſorgt bin ich um dich; ich würde mein Leben hingeben, dich zu retten. Doch genug davon, im Augenblick habe ich keine Zeit; ich muß zur Mittagsgeſellſchaft bei Aſſeſſor Laſſen."

Das war unſer letztes ernſthaftes Geſpräch. Ich wurde nicht gerettet. Er gab nicht ſein Leben hin. Er machte im Sommer eine Ferienreiſe, mied mich bei ſeiner Rückkehr, und bald ſahen wir uns nie wieder.

4

Die Grundanſchauung, deren Andeutung Vilſing dermaßen in Schrecken verſetzte, trug in ihrer Form das Zeugnis einer ſolchen Unreife, daß ſie nur auf einen Jüngling Eindruck machen konnte, deſſen Unreife trotz ſeiner Jahre noch größer war. Sie mit Klarheit darzuſtellen, iſt kaum möglich; dazu war ſie an und für ſich nicht klar genug. Aber es hatte mit ihr folgende Bewandtnis:

Die Selbſtbetrachtung und energiſche Selbſtvertiefung, denen ich mich als Schüler in den letzten Jahren hingegeben hatte, wurden noch hartnäckiger bei meiner Loslöſung vom Schulzwange und bei dem freien Heraustreten unter die Erwachſenen. Ich benutzte meine Freizeit in Kopenhagen und auf den kleinen Reiſen, die ich unternehmen durfte, dazu, meinen heftigen Lebensdurſt durch intenſives Fühlen und immerwährendes Durchgrübeln des Gefühlten zu löſchen, ferner zum eifrigen und aufmerkſamen Studium all der ſchönen Literatur aus den verſchiedenſten Ländern und Zeiten, von der ich gehört hatte, die ich aber noch nicht aus eigener Anſchauung kannte.

Durch all das, was ich erlebte und las, beobachtete und empfand, achtete ich ſtets aufmerkſam auf mich ſelbſt, in dem Sinne, daß ich vor allem Klarheit darüber ſuchte, was für eine Art Weſen ich in meinem eigenen Ich vor mir hätte. Ich fragte mich, wer ich ſei. Ich ſuchte das geheimnisvolle Wort zu finden, das den Zauber der Unklarheit löſte, in dem ich mich befand, und mir die Grundfrage beantwortete, was ich ſei. Und hier ſchlug mir aus meinen Grübeleien und meiner Lektüre endlich das Wort entgegen, das ich für das treffende hielt, obwohl es heutzutage kaum ausgeſprochen werden kann, ohne ein Lächeln hervorzurufen: das Wort dämoniſch.

Dämoniſch war ich, und wenn ich mir dieſe Antwort gab, kam es mir vor, als habe ich mein Weſen beleuchtet. Ich meinte damit, wie ich es mir ſelbſt erklärte, daß es für mich keine Wahl zwiſchen Gut und Böſe gäbe, wie für andere; denn das Böſe intereſſierte mich nicht. Für mich galt es überhaupt keine Wahl, ſondern eine Entfaltung meines Ich, das ſeine Berechtigung in ſich ſelbſt hatte.

Was ich das Dämoniſche nannte, war mir zum erſten Male, außerhalb meines eigenen Innern, in Lermontows Helden entgegengetreten. Petſchórin mußte ſeiner Natur gemäß handeln, wie beſeſſen von ſeinem eigenen Weſen. Ich ſelbſt fühlte mich in gleicher Weiſe beſeſſen. Bei Platon hatte ich das Wort Daimon und Daimones getroffen; Sokrates beruft ſich darauf, daß unter Dämonen Götter oder Kinder der Götter zu verſtehen ſeien. Ich ſelbſt fühlte mich, auch ich, als ein Kind der Götter. In all den großen Sagengeſtalten aus dem Mittelalter ſtieß ich auf den Zug göttlicher Beſeſſenheit, beſonders in den beiden, die die Dichter des 19. Jahrhunderts völlig bezaubert hatten: Don Juan und Fauſt. Der erſtere war das Sinnbild der Zaubermacht über die Frauen, der letztere das Symbol des Wiſſensdurſtes, der zur Herrſchaft über die Menſchenwelt und die Allnatur wird. Bei den Kameraden, bei Wilſing, bei den anderen, ſelbſt bei dem Buckligen mit dem verunglückten Schnurrbart hatte ich erfahren, wie der Don Juantypus, der ihnen die Köpfe verdrehte, noch heutigentags die Gedanken der Jugend beherrſchte; ich ſelbſt begriff ſehr wohl den Zauber, den dieſes Schönheitsideal elementarer Unwiderſtehlichkeit ausüben mußte; doch der Fauſttypus ſtand mir bei meinem Wiſſensdurſt näher. Aber die Hauptſache für mich war, daß ich bei den erſten großen ganz modernen Dichtern, die ich kennen gelernt hatte, — Byron und deſſen geiſtigen Nachkommen Lermontow und Heine, — gerade den Grundzug wiederfand, den ich dämoniſch nannte: den Kultus des eigenen Ich als rückſichtsloſe Freiheitsliebe.

Stets brütete ich über dieſem Begriff des Dämoniſchen, der mich erfüllte. Ich legte meine Gedanken darüber nieder in meiner erſten größeren Abhandlung (die übrigens verloren gegangen iſt) Über das Dämoniſche, wie es ſich im menſchlichen Charakter zeigt. Lächerlich erſchien es mir, als eines Tages ein Gleichaltriger, ein guter Kopf, dieſe Arbeit von der Behauptung

aus kritisierte, daß es überhaupt nichts Dämonisches gäbe. Ich ahnte damals nicht, daß fünfundzwanzig Jahre später Relling in der Wildente dem Kameraden mit folgenden kernigen Worten recht geben sollte: „Was, zum Teufel, heißt das, dämonisch sein! Das ist ja nur so ein Gerede!“

5

Auf Rechnung des Dämonischen mußte um diese Zeit auch die gemischte Anziehung gesetzt werden, die ein fremder junger Student auf mich ausübte, und der Verkehr, der sich zwischen uns entspann. Kappers war irgendwo in Westindien geboren, der Sohn eines wohlhabenden deutschen Fabrikanten, und in einer norddeutschen Stadt erzogen worden. Aus unbekannten Gründen wünschte der Vater, daß er an der Kopenhagener Universität studieren und dort sein juridisches Examen ablegen solle. Es war farbiges Blut in seinen Adern, wenn auch stark verdünnt, vielleicht zum achten Teil. Er war groß und schlank, in Haltung und Gang ein wenig schlottrig, von blasser Farbe mit dunklen Augen und Negerhaar. Das Gesicht war nicht schön aber außerordentlich klug, und dieser Ausdruck täuschte nicht, denn der junge Mensch war erstaunlich intelligent.

Er war bei einer hochangesehenen Kopenhagener Familie in Pension gegeben worden, bei einem hervorragenden Gelehrten, der sich gutmütig und unpraktisch wie er war, nicht zum Mentor eines so regellosen Jünglings eignete. Von den einheimischen Füchsen stach er durch seine elegante Tracht und seine weltbürgerliche Bildung stark ab und lernte so leicht, daß er nach einem Aufenthalt von einigen Wochen ein fast fehlerloses Dänisch sprach, nur mit ausgeprägt fremder Betonung, die indessen dem, was er sagte, eine gewisse Anmut gab. Sein außerordentlicher Verstand überraschte weder durch Umfang noch durch Tiefe; aber er arbeitete schneller als irgend ein anderer Verstand, und war so scharf, daß er sich ausgezeichnet für die Jurisprudenz zu eignen schien.

Kappers brachte fast den ganzen Tag auf den Straßen umherschlendernd im Gespräch mit Kameraden zu; stets war er zu einem Spaziergang bereit, nie sah man ihn arbeiten oder hörte ihn von seiner Arbeit sprechen. Nichtsdestoweniger meldete er, der

Ausländer, der kaum der Sprache mächtig war, sich schon nach einem halben Jahre — ohne also die Vorlesungen zu Ende gehört zu haben — zum philosophischen Examen und bestand es mit Auszeichnung in allen drei Fächern; ja, Rasmus Nielsen, der ihn in Propädeutik examinierte, geriet über die schnellen und klugen Antworten dieses Fremden in solche Begeisterung, daß er ihm Besonders ausgezeichnet gut gab, eine Zensur, die nicht existierte.

Ebenso hervorragend erschien seine Begabung auf dem juridischen Felde. Wenn er sich mit dänischen Studiengenossen des Morgens beim Repetitor einfand, so konnte er wohl zuweilen etwas müde und schlaff sein, aber öfter zeigte er ein natürliches Geschick in der Behandlung juridischer Fragen und eine Virtuosität, die verschiedenen Seiten einer Frage hervorzuziehen, die bei einem Anfänger höchlichst verwundern mußten.

Er war eine rein formelles Talent von ungewöhnlicher Stärke, besaß gerade die Fähigkeiten, durch die im Altertum die Sophisten Eindruck machten. Er war selbst ein junger Sophist und gleichzeitig ein wahrer Komödiant, der sein Auftreten ganz nach dem richtete, mit dem er sprach, den Betreffenden gewann, indem er dessen Ton anschlug und die Seite seines Wesens hervorkehrte, mit der er dem anderen am besten gefallen konnte. Ausgestattet mit der Gabe, seine Umgebung zu mystifizieren und zu blenden, äußerst scharfsinnig, geschmeidig und leer, verstand er es, Gedanken in Bewegung zu setzen und durch lebhafte, vorurteilsfreie, oft paradoxale Unterhaltung zu fesseln. Bald war er kälter, bald vertraulicher; er wußte Herzlichkeit nachzuahmen und durch scheinbare Bewunderung zu schmeicheln. Gegenüber einem jungen Studenten wie ich, mit dem er täglich verkehrte, der eben aus der Schule gekommen, in allem weltlichen Leben und besonders im Kapitel „Weib“ ganz unerfahren war, bei dem er aber gute Anlagen und einen hochfliegenden Idealismus verspürte, affektierte er asketische Lebensgewohnheiten. Gegenüber anderen Kameraden zeigte er sich als der überaus leichtsinnige, ausschweifende Sohn reicher Leute, der er war; ja einzelne der harmlosesten und jämmerlichsten führte er zu seinem Vergnügen in die armseligen Höhlen des Lasters ein und ließ sie dort auf seine Kosten sich gütlich tun.

Geistig interessiert, kam er gleich nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Vorschlage, man müsse einen „wissenschaftlichen" Verein gründen, bestehend aus ganz wenigen Füchsen, die bei wöchentlichen Zusammenkünften eine Abhandlung vorlesen sollten, die einer von ihnen verfaßt hätte, worauf zwei Mitglieder, die die Abhandlung schon früher durchgelesen hätten, sie jeder einer vorher niedergeschriebenen Kritik unterwerfen sollten. Darauf allgemeine Erörterung des Themas. Alles was die geplante Gesellschaft anbetraf, wurde in echt Kappersscher Weise mit einer Geheimniskrämerei betrieben, als gälte es eine Verschwörung, und in einer Form, als handelte es sich um eine diplomatische Aktion.

Es wurden Statuten für die Gesellschaft ausgearbeitet, trotzdem sie nur aus fünf Personen bestehen sollte, und über ihre Zusammenkünfte ausführlich Protokoll geführt. Unter den Mitgliedern befand sich der später als Redakteur und Schriftsteller bekannte V. Topsöe, damals ein vorsichtiger und impertinenter Fuchs, dessen Wahlspruch war: „Wir Menschen müssen von der Protektion leben." Er las in der Gesellschaft eine Abhandlung vor Über das Äußere, die sich damit beschäftigte, wie man sich kleiden, bewegen, das Haar kämmen und frisieren solle, die Beobachtungsgabe und leicht satirischen Hang verriet. Zu denen, die leidenschaftlich gern aufgenommen sein wollten, es aber nie erreichten, zählte ein junger Student von hübschem Äußeren und nicht geringer Wißbegierde, aber aufdringlich und dumm, der mir, der ich in Lermontows Petschórin stets mein Abbild erblickte, heftige Verachtung einflößte aus dem absonderlichen Grunde, weil er mich in allen Stücken an Petschórins törichten und eingebildeten Widersacher Gruchnitzki zu erinnern schien. Einer, der zur Beteiligung an den Bestrebungen der Gesellschaft aufgefordert wurde, aber ablehnend antwortete, war Vilsing. „Was ich gegen derartige Vereine habe," sagte er, „ist die Selbstgefälligkeit, zu der sie Veranlassung geben; der einzige Stoff, den ich zu behandeln Lust hätte, wäre, wie der moderne Don Juan zu denken ist; aber das kann ich nicht, da ich so vieles aus meinem eigenen Leben behandeln müßte."

In dieser Gesellschaft wurde die Abhandlung über das Dämonische vorgelesen, und Kappers war es, der mit seinem entwickelten Verstande die Existenz von irgend etwas derartigem nicht zugeben wollte.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte hielten sich indessen nur ein halbes Jahr; der Apparat war zu groß und beschwerlich im Verhältnis zur Ausbeute. Doch blieb der Verkehr zwischen Kappers und seinen nächsten Kameraden deshalb nicht weniger lebhaft. Wohl an anderthalb Jahre im ganzen blieb der glänzende Westindier bei seinen juridischen Studien und setzte sein lustiges Leben in Kopenhagen fort. Aber allmählich gerieten die Studien ins Stocken, während das flotte Leben mehr Zeit in Beschlag nahm. Er wohnte jetzt für sich allein in einer Wohnung, die anfangs recht elegant war, aber allmählich öder wurde, je nachdem die Möbel verkauft wurden oder zum Pfandleiher wanderten.

Auf die Möbel folgten die Bücher, und nachdem auch die Sammlung der Verordnungen zu Geld gemacht worden war, hörte das juristische Studium von selbst auf. Als der Bücherschrank geleert war, folgten das Kleider- und Wäschespind, bis eines Tages im Herbst 1861 ein Abgesandter des Vaters, den dieser nach Kopenhagen geschickt hatte, um den wirklichen Status des Sohnes herauszubekommen, den jungen Mann im Hemde, ohne Rock oder Hose, in seinem eleganten Pelz auf dem Fußboden seines Salons sitzend vorfand, wo nicht einmal ein Stuhl übrig geblieben war. Auf die Frage, wie es so weit mit ihm gekommen sei, antwortete er: „Das ist der Fluch, der die farbige Rasse verfolgt."

So wurde denn ein Anzug für Kappers junior eingelöst, worauf er auf schnellstem Wege nach der Stadt in Deutschland entführt wurde, in welcher der Vater ansässig war, und wo der Sohn nun jedem, der es hören wollte, erzählte, daß er Kopenhagen etwas sehr plötzlich hätte verlassen müssen, „auf Grund eines Duells mit einem sehr hochstehenden Herrn".

6

Über meine ersten Erfahrungen in bezug auf akademische Freundschaften mußte ich in späteren Jahren lächeln, wenn ich auf sie zurückblickte. Aber mein Bekanntenkreis war allmählich so groß geworden, daß sich aus ihm notwendigerweise neue Freundschaften entwickeln mußten.

Einer der jungen Leute, der zu den Mitgliedern von Kappers „wissenschaftlichem" Verein zählte, und dem sich der Westindier

ohne Affektation am engsten angeschlossen hatte, war ein Jüngling, dessen Vater in hohem Ansehen stand, und der deshalb Beachtung fand; er war nicht groß, von etwas langsamem Gang und ein bißchen bequem, hatte schöne Augen, warme Gefühle, nicht geringe Bildung, einen guten Kopf ohne besondere Ursprünglichkeit, war etwas nachlässig in seiner Kleidung wie in anderem.

Sein Vater war der in seiner Jugend als Universitätsprofessor und liberale Politiker bekannte C. N. David, später Chef des statistischen Bureaus und Mitglied des Reichsrates. Als Jugendfreund von Johann Ludwig Heiberg war er dessen dramaturgischer Mitarbeiter an der Fliegenden Post gewesen. Als Jüngling hatte er viele Verse im Stil jener Zeit geschrieben, z. B.:

„Zollt die Welt auch Preis und Ehren
wonn'gem Glück von Kuß und Wein —
was wir ohne beide wären,
das weiß der Student allein.
Drum, tät das Geschick ihn lumpen,
küßt er Nachbars Liebchen bloß,
und den Wein kann er sich pumpen,
ist er gänzlich ohne Moos."

Er hatte auch später Heiberg hie und da mit einem Vaudevillecouplet ausgeholfen. So ist das sentimentale Lied aus König Salomon und Hutmacher Jürgen „Herr, daß Ihr's wißt, Ihr steht auf dän'schem Grund" in Wirklichkeit nicht von Heiberg, sondern von David.

Nun bildete er gemeinschaftlich mit Bluhme und einigen anderen älteren Politikern eine konservative Fronde gegenüber der Politik der Nationalliberalen. Eines Tages, als wir beiden jungen Menschen im Zimmer des Sohnes saßen und Statuten für die aus fünf Personen bestehende Fuchsvereinigung ausarbeiteten, kam der alte Herr durch die Stube und fragte: „Woran schreiben Sie?" — „An Statuten für einen Verein; sie sollten, wenn es geht, gleich fertig sein." — „Das ist recht. So ein Grundgesetz kann schon ein bißchen expedit geschrieben werden. Auf unseres hierzulande ist wahrlich kaum mehr Überlegung und Mühe verwendet worden."

Es war jedoch nicht die innere Politik der Nationalliberalen, die ihm hauptsächlich widerstrebte — er war nur sehr unzufrieden mit dem Wahlgesetz — sondern es war ihre Haltung Deutschland

gegenüber. So oft man Schritte zur Einverleibung Schleswigs tat, rief er: „Wir tun, was wir feierlich versprochen haben, nicht zu tun. Wie kann man so kindlich sein, zu glauben, daß das gut gehen wird."

Der Sohn, der zu Hause politisch konservative Eindrücke empfangen hatte, war ein lebenslustiger aber etwas verlegener junger Mann, der zuweilen seine Unsicherheit unter einer Sorglosigkeit verbarg, die ihm auch nicht fremd war. Hinter ihm stand seine Familie, in die er gastfrei diejenigen von den Kameraden einführte, die er leiden mochte, und so bürgerlich diese Familie auch ihrer Abstammung nach war, so gehörte sie doch den vornehmsten Kreisen des Landes an und übte durch den Sohn ihre Anziehungskraft aus.

Ich, den Ludwig David nun am eifrigsten aufsuchte, hatte ihn seit langen Jahren gekannt, da wir Schul-, ja Klassenkameraden gewesen waren, trotzdem David ein Teil älter war. Aber ich hatte als Knabe nie eine eigentliche Sympathie für ihn empfunden, mich eher abgestoßen gefühlt. Auch David hatte mir gegenüber niemals Annäherungen versucht, hatte andere intimere Freunde gehabt. Jetzt dagegen nahm er eine herzliche Haltung an und erkannte meine Gaben und meinen Fleiß in starken Worten an; er selbst wurde zu Hause oft damit geneckt, daß es ihm an Fleiß fehle.

C. N. David war die erste öffentliche Persönlichkeit, die ich kennen lernte und in deren Heim ich eingeführt wurde. In dem Hause des alten Politikers, späteren Finanzministers, genoß ich eine Reihe von Jahren hindurch seltene Gastfreiheit.

7

Politisch war ich bisher nur schwach interessiert gewesen. Natürlich hatte ich als Knabe mit Aufmerksamkeit den Krimkrieg verfolgt, den der französische Onkel während eines Besuches den Kampf für die Zivilisation gegen die Barbarei nannte, trotzdem er ein Kampf für die Türkei war; nun verfolgte ich als Fuchs mit Spannung die italienischen Feldzüge und die Empörungen gegen die österreichischen Herzöge und die neapolitanischen Bourbonen; aber die innere Politik Dänemarks hatte wenig Fesselndes für mich. Sobald ich zur Universität kam, fühlte ich mich unter dem Einfluß von

Geistern wie Poul Möller, J. L. Heiberg, Sören Kierkegaard in gehörigem Abstande von dem Glauben an die Demokratie, der damals allerorten verkündigt wurde. Dies war jedoch nicht viel mehr als eine Stimmung, die nicht ausschloß, daß ich mich im Einklang mit dem fühlte, was man damals Freisinn nannte. Obwohl mich der bei lustigen und ernsthaften Zusammenkünften zu Worte kommende nationalliberale und skandinavische Terrorismus nicht selten erbitterte, waren in der ausländischen Politik meine Gefühle sowohl Schweden-Norwegen wie Deutschland gegenüber dieselben, die die gesamte studierende Jugend empfand. Ich verdankte weder Schweden noch Norwegen irgendwelche geistige Bereicherung, doch mein Herz zog mich einzig zu den Schweden und Norwegern, und in Christian Richardts herrlichem Liede zum Nordischen Fest im Januar 1860 „Für Schweden und Norwegen" fand ich den Ausdruck für die durchaus brüderlichen Gefühle, die ich in meinem Innern den beiden nordischen Nachbarvölkern entgegenbrachte. Obwohl ich umgekehrt, so spärlich mein Vorrat an Kenntnissen auch war, schon einen bedeutenden Eindruck von deutscher Kultur empfangen hatte, so hatten die im großen ganzen immer feindlichere Haltung Deutschlands gegenüber Dänemark und die schon damals von Deutschland drohende Kriegsgefahr in Verbindung mit den Kindheitserinnerungen an den Krieg 1848—1850 bewirkt, daß ich in dem damaligen Deutschland nur das Feindesland erblickte. Eine heftige Schwärmerei, die ich in meinem sechzehnten Jahre für ein reizendes kleines deutsches Mädchen empfunden hatte, hatte mich von meiner Gesinnung nicht abbringen können.

8

Die alten Männer, die zur größten Vorsicht gegenüber den unerfüllbaren Ansprüchen des Deutschen Bundes rieten und tiefes Mißtrauen gegen die Hilfe empfanden, die von Europa zu erwarten war, wurden in der herrschenden Presse scharf angegriffen. Als Ganzstaatliche Männer galten sie für unnational und als sogenannte Reaktionäre für freiheitsfeindlich. Als ich jetzt in das Haus eines dieser politisch so übel beleumdeten Führer eingeführt wurde, besaß ich, so unkundig ich auch war, wenigstens so viel Kultur in der Politik wie in anderen Dingen, um zwischen dem, was ich einigermaßen überschauen konnte, und dem, was ich nicht

verstand, einen scharfen Unterschied zu machen; ich besaß Bildung genug, um dänische Verfassungsfragen zu dem letzteren zu rechnen, und so trat ich ohne das geringste Vorurteil über die Schwelle eines Hauses, von dem nach Ansicht der politisch Rechtgläubigen eine verderbliche, wenn auch zum Glück machtlose Irrlehre ausging.

Mit dieser kam ich jedoch gar nicht in Berührung. Der alte Konferenzrat ließ im Schoße seiner Familie nie eine Silbe über Politik fallen. Aber der Eindruck von überlegenem Verstande und Menschenkenntnis, den er machte, genügte, um ihn in eine andere Beleuchtung zu rücken, als sie ihm in „Fädrelandet" zu teil wurde, dem Blatt, dessen Anschauungen die studierende Jugend sonst blind zu den ihren machte. Und noch mehr wurde der Glaube an das Urteil dieses Blattes erschüttert, nachdem ich eines Tages dort im Hause den Chef der Reaktion selbst, Geheimrat Bluhme, zu sehen bekommen und als unbemerkter Zuhörer in einer Ecke seinen Reden gelauscht hatte. Er sprach viel, aber ebenso wie der Herr des Hauses, kein Wort über seine öffentliche Wirksamkeit. Als Staatsmann der alten Schule drückte er sich mit ausgesuchter Höflichkeit und einem gewissen Zeremoniell aus, titulierte z. B. die Frau des Hauses beständig Ew. Gnaden. Aber von der Affektation, deren ihn „Faedrelandet" beschuldigte, zeigte er keine Spur. Und was auf mein Gemüt einen tiefen Eindruck machte, war das Dänisch, das der alte Herr sprach, das schönste Dänisch. Er erzählte von seinen Reisen in Indien — er war seinerzeit Gouverneur in Trankebar gewesen —, und man sah die Ufer des Ganges und die Scharen weißer Frauen vor sich, die zu ihnen strömten, um sich aus religiösen Gründen im Flusse zu baden.

Nie konnte ich die Worte vergessen, mit denen sich Bluhme zum Gehen anschickte. Er sagte: „Darf ich Sie bitten, mir die englischen Blaubücher auf ein paar Tage zu leihen; es könnte ja sein, daß sie eines oder das andere enthielten, was unsere Zeitungen nicht für passend erachtet haben, uns mitzuteilen." — Es durchzuckte mich bei diesen Worten. Zum ersten Male ging es vor mir auf, wenn auch nur als Möglichkeit, daß die Presse mit Vorsatz, in der Absicht, irre zu führen, Tatsachen verschweigen könnte, die Anspruch auf allgemeine Aufmerksamkeit hatten.

Der Sohn des Hauſes hatte mich ſeinerzeit gebeten, Ovids Elegieen mit ihm zu leſen, und das war der Ausgangspunkt der näheren Bekanntſchaft. In der Stadt, im Winter, waren wir beiden jungen Leute nur ſeltener mit der Familie zuſammen. Anders aber im Sommer. Der Konferenzrat hatte ſich eine Villa in Rungſted gebaut auf einem Grundſtück, das ſeinem Bruder gehörte, der Landmann, Beſitzer von Rungſtedgaard, Rungſtedlund und Folehave war, ein verſtändiger und praktiſcher Herr. In dieſer Villa, die eine ſchöne Lage mit der Ausſicht über das Meer hatte, wurde ich als Freund des Sohnes häufig eingeladen, einige Sommertage, ja zuweilen einen ganzen Monat zuzubringen. Anfangs war ich natürlich der Familie gleichgültig; ſie empfing mich nur des Sohnes wegen. Aber allmählich bekam ich Boden unter den Füßen. Die ſchöne, kluge und muntere Frau (geb. Bramſen) nahm ſich meiner Jugend mütterlich an, und die jungen Töchter erzeigten mir ein Wohlwollen, für das ich ihnen dankbar war.

Der Herr des Hauſes erzählte zuweilen irgend eine Anekdote, ſo z. B. folgenden ausgelaſſenen Streich, den Heiberg in ſeiner Jugend verübte: Wenn er in den Wald ging und Hunger bekam, pflegte er ſich Lebensmittel aus den Vorräten in den Landauern zu holen, die bei Klampenborg hielten, während die Herrſchaften im Tiergarten ſpazieren gingen und die Kutſcher im Gaſthauſe ſaßen. Eines Tages hatte er ſich auf dieſe Weiſe gemeinſam mit Möhl und David einer großen Torte bemächtigt. Die jungen Menſchen hatten ſich wohl die Hälfte davon ſchmecken laſſen und das übrige wieder im Wagenmagazin untergebracht, als die Familie zu ihrem Wagen zurückkehrte, den ihr bekannten Heiberg entdeckte und nun die jungen Leute zu einem Stück Kuchen und einem Glaſe Wein einlud. Als man zu ſeinem Schrecken die Verwüſtung ſah, der die Torte zum Opfer gefallen war, wollte die Familie ſelbſt nichts davon haben, und die ſchon im voraus vollgeſtopften Diebe wurden nun gezwungen, den Reſt des Kuchens unter ſich zu teilen.

Oft gab es in der Villa ſchöne Muſik zu hören; zuweilen wurde ich aufgefordert, vorzuleſen; ich tat dann mein Beſtes, gute, weniger bekannte Sachen auszuwählen und ſie ſorgfältig vor-

leſen. Das gemeinſame Leben in freier Luft brachte mir einen Schimmer des Seltenen, ſo heftig Begehrten: ſtille Zufriedenheit. Aber ganz wohl zumute war mir hauptſächlich, wenn ich mit der Natur allein war.

Ein aus dem Zuſammenhang geriſſenes Tagebuchblatt aus jener Zeit läßt erkennen, wie ich unerprobte Kräfte in meinem Weſen gären fühlte:

Auf dem Wege hierher war der Himmel bunt mit gewaltigen, vielfarbigen Wolken. Ich ſchlenderte heute im Walde zwiſchen Eichen und Buchen herum und ſah die Sonne Blätter und Stämme vergolden, legte mich mit meinem griechiſchen Homer unter einen Baum und las das erſte und zweite Buch der Odyſſee. Ging hin und zurück auf dem Kleefelde, ſchwelgte in Klee, atmete ihn ein und ſog den Saft der Blumen. Ich habe die alte herrliche Ausſicht von meinem Fenſter. Das ganze Meer in all ſeiner Flachheit bewegte ſich auf mich zu und grüßte mich, als ich kam. Es brauſte und ſchäumte mild. Die Inſel Hveen lag klar vor meinem Blick. Nun rumort der Wind vor meinem Fenſter, die See iſt wild, der düſtere Himmel zeigt einen Schimmer vom Monde ... Oſtwind und Regen. Ging auf Valleröd zu in dem ſtarken Winde. Der Himmel wurde klar; ein dunkelroter Farbenfleck bezeichnete den Stand der Sonne unter dem Horizont. Der Mond iſt nun ſchnell aufgegangen, erſt rot, dann gelb geworden und ſieht köſtlich aus. Ich berauſche mich im Anſchauen der Natur. Gehe nach Folehave und fühle mich, wie die Götter bei Homer, leicht hinlebend ...

Ich kann an einem ſtürmiſchen Abend in der freien Natur nie ſchläfrig werden. Ruhte mich ein wenig, ſtand um vier Uhr auf, ging im Sturmſchritt auf fürchterlich aufgeweichten Wegen nach Humlebäk, nach Gurre (den Ruinen und dem See), durch den Wald nach dem Garten von Fredensborg, zurück nach Humlebäk und fuhr von da mit dem Dampfer hier nach Hauſe, nach Rungſted. Ging dann auf den Hügel. Stille Schönheit der Landſchaft. Gefühl davon, daß die Natur ſelbſt den Geſunkenen in reinere Regionen erhebt. Nahm die Odyſſee und ging auf dem Feldwege zum Steintiſch, kühle und friſche Luft, Harmonie und Herrlichkeit über der Natur. „Wild fliegt der Habicht“ Ging in den ſonnenbeſtrahlten Hörsholm-Wald hinauf, betrachtete den betrübten Ausdruck in den Geſichtern der Pferde und Schafe ...

Ich ließ Steine im Waſſer ſpringen und gab den andern Rätſel zu raten. Eine Frau kam und bat um eine kleine Unterſtützung zum Begräbnis ihres Mannes; er hätte einen ſo leichten Tod gefunden. (Es heißt, ſie habe ihn mit einem Holzſchuh erſchlagen.) Saß während eines rieſigen Regenſchauers in Rungſtedlund; hatte dann nach dem ungeheuren Regen eine herrliche Fahrt nach Folehave hinauf und von da nach Hörsholm. Alles war köſtlich und friſch wie in einem verzauberten Lande. Welche Friſche! Kirche und Bäume ſpiegelten ſich im See. Mein Wappen ſind drei Glückserbſen ...

Nach Vedbäk und zurück. Wir wollten eine Ruderpartie machen. Die Hausfrau ging darauf ein, aber als wir endlich ein großes, ſchweres und

klobiges Boot bekommen hatten, waren sie alle ängstlich. Dann brach Ludwigs Dolle, und er fiel hintenüber. Das war natürlich, denn er ruderte allzutief. Ich nahm beide Ruder und ruderte sie alle allein. Es war ermüdend, das schwere Boot mit so vielen zu rudern; aber das Meer war so unsäglich schön, der Abend ganz still. Silberflecken auf dem Wasser sichtbar für den aufmerksamen und eingeweihten Liebhaber der Natur. Kräuseln vom Westwinde (φρεξ). Grub Kies auf und ging nach Solehave hinauf. Pflückte Blumen und Erdbeeren; meine Finger riechen noch so gut nach Erdbeeren ...

Ging dann nachts aus. Meine Phantasie erhob sich um mich herum. Sommernacht, aber winterkalt, die Wolken ballten sich am Horizont. Gesetzt, ich träfe in Sturm und Kälte und Dunkelheit jemand, der mir nicht fremd ist. Über das Korn hin flüsterte und zischelte der Wind einen Namen. Die Wellen prallten mit einem kurzen, kleinen Schlage gegen die Küste. Nur das Meer ist Natur, das Land auf tausenderlei Art von Menschenhänden seines Naturgepräges beraubt; aber das Meer ist jetzt wie vor Jahrtausenden. Ein dichter Nebel stieg. Die Birken neigten ihre Häupter und schlummerten ein. Aber ich kann das Gras wachsen und die Sterne singen hören.

Allmählich wurden die Beziehungen zu Ludwig David immer herzlicher, und dieser erwies sich als ein treuer Freund. Als es ein paar Jahre, nachdem die Freundschaft geschlossen worden war, für mich ziemlich trübe aussah, da mein Vater als Kaufmann große Verluste erlitten hatte und mich nicht mehr in dem Maße unterstützen konnte wie früher, forderte mich Ludwig David auf, ganz in die Wohnung der Eltern überzusiedeln und dort als Sohn des Hauses zu bleiben — ein Anerbieten, das ich freilich abschlug, das mich aber tief rührte, besonders als ich erfuhr, daß es erst erfolgte, nachdem die ganze Familie darum befragt worden war.

10

Im Monat November 1859, gerade zu derselben Zeit als Kappers „wissenschaftlicher Verein" gegründet wurde, schlug ein Kamerad namens Grönbek, der aus Falster und mit der Familie des Historikers Kaspar Paludan-Müller bekannt war, mir vor, einer anderen kleinen Gesellschaft junger Studenten beizutreten, zu denen Grönbek auf Grund ihrer ganz ungewöhnlichen menschlichen und literarischen Bildung emporsah.

Ich hatte in dem einzigen Sammelpunkt der Studenten, dem alten Studentenverein in der Boldhusgade, der stets in ein poetisches Licht gestellt wurde, nicht gefunden, was ich suchte. Das Leben dort war schlaff, und die Sonnabendzechereien brachten schlechten

Punſch, meiſt ſchlechte Reden und nur ſelten einmal ſchöne Lieder. Nun war ich freilich eben Mitglied einer jungen Geſellſchaft geworden, aber ich wies nie die Ausſichten auf lehrreiche Bekanntſchaften ab, und nichts war mir zu viel. Ich ſagte alſo mit Vergnügen zu und wurde eines Abends Ende November in den von Grönbek geprieſenen Verein eingeführt, der ſich nicht „wiſſenſchaftlich“ nannte, kein anderes Ziel hatte als die Geſelligkeit und ſich in Ehlers Kollegium bei einem jungen philologiſchen Kandidaten Frederik Nutzhorn verſammelte.

Auf etwas Außerordentliches geſpannt, wurde ich ſehr enttäuſcht. Es ſtellte ſich heraus, daß der Verein ganz loſe und unbeſtimmt war. Die Anweſenden, der Wirt, ein gewiſſer Jens Paludan-Müller, Sohn des Geſchichtſchreibers, ein gewiſſer Julius Lange, Sohn des Profeſſors der Pädagogik, und einige andere empfingen mich, als hätten ſie auf mich gewartet, damit der Ankömmling den Verein in Gang bringen ſollte; ſie ſprachen, als ſolle ich nun alles tun, um ſie zu unterhalten, und als ob ſie ſelbſt nichts tun möchten; ſie erſchienen bequem, faſt träge. Zuerſt las man abwechſelnd etwas aus Björnſons Arne vor, das damals neu war; dann folgte ein gequältes Geſpräch. Nutzhorn faſelte, Paludan-Müller näſelte, Julius Lange allein ließ ab und zu eine humoriſtiſche Bemerkung fallen. Der Gegenſatz zwiſchen dieſer Bande Nutzhorns, welche es mit der Geſelligkeit nicht weiter ernſt nahm, und Kappers' Kreis, in dem aus Leibeskräften gearbeitet und erörtert werden ſollte, war ein verblüffender. Die Bande erſchien bei dem Vergleich äußerſt phlegmatiſch.

Bei den folgenden Zuſammenkünften änderte ſich der erſte Eindruck. Ich entdeckte im Geſpräch mit dieſen jungen Männern zunächſt meine eigene Unwiſſenheit in politiſcher Geſchichte und Kunſtgeſchichte; ſodann erſchien ich mir im Vergleich zu ihnen alt in Anſichten wie in Gewohnheiten. Sie waren z. B. alle Republikaner, während Republikanismus in Dänemark mir bisher als jugendliche Torheit erſchienen war. Außerdem hatten ſie keine bürgerlichen Gewohnheiten. Nach einem Zechgelage gegen Weihnachten, das ſich durch ein allerliebſtes Lied von Julius Lange auszeichnete, machten ſie den Vorſchlag, daß man jetzt, um zwölf Uhr nachts, die ſechs bis ſieben Meilen nach Frederiksborg gehen ſolle. Und derartige Extravaganzen begingen ſie nicht ſelten.

Doch geſchah es erſt im Hochſommer 1860, daß ich mit dieſem neuen Kreiſe ſo recht verſchmolz und mich darin heimiſch fühlte. Er war durch einige vortreffliche Kameraden erweitert worden: den gegenwärtigen Appellationsgerichtsaſſeſſor Harald Paulſen, dem es nicht darauf ankam, mit dem erſten beſten Strolch in einem Hohlwege anzubinden; den damaligen ſtud. theol. Troels Lund, den ſpäter ſo angeſehenen Hiſtoriker, der immer fein, ſelbſtbeherrſcht, nachdenklich und von angemeſſener Ironie, in den Fechtſtunden in Finten groß war; und den damaligen ſtud. jur. Emil Peterſen (geſt. 1890 als Abteilungschef in der Eiſenbahnverwaltung), ſanft ſchwärmeriſch, äußerſt pflichttreu, mit einem ausgeprägten lyriſchen Hange.

Als wir eines Abends kurz vor Johanni uns nach Vedbäk aufgemacht, Emil Peterſen in Tryggeröd abgeholt und die entzückende Gegend genoſſen hatten, rangen wir draußen im Waſſer bei Skodsborg miteinander und hielten dann gemeinſame Abendmahlzeit, bei der während des Gelages die Luſtigkeit ſich erſt zur Wildheit, dann zum Entzücken ſteigerte. Wir hielten Reden und ſangen, riefen uns unſere Einfälle durcheinander zu, faßten uns dann um den Leib und tanzten, bis wir vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnten. Dann tranken wir alle Brüderſchaft, und die ganze Schar ging in die Stadt, wo wir nach Mitternacht an die Türen der Gaſthäuſer trommelten, um irgendwo Einlaß zu erhalten, wo wir Kaffee bekommen konnten. Mit einem Male begriff jeder Art und Wert des andern vollauf; ein brüderliches Gefühl vereinte uns, und wir blieben Freunde fürs Leben. Freilich war das Leben, das einigen von uns beſchieden war, nur kurz: Jens Paludan-Müller fiel bei Sankelmark vierundeinhalbes Jahr nachher; Nutzhorn hatte nur noch ſechsundeinhalbes Jahr zu leben. Von den andern ſind Emil Peterſen und Julius Lange tot. Aber ob wir nun lange oder kurze Zeit lebten, uns oft oder ſelten ſahen, wir blieben herzlich verbunden. Kein Mißverſtändnis und keine Verſtimmung bekam jemals Spielraum zwiſchen uns.

11

Zu den Ausflügen, die ich in Dänemark unternahm, zählte einer nach Schleswig im Juli 1860.

Es war eine Aufforderung an die Studenten ergangen, einem Fest beizuwohnen, das Ende Juli in Angeln abgehalten werden sollte, um das spärliche dänische Element in dieser deutschgesinnten Gegend zu stärken. Nicht viele wünschten an der Fahrt teilzunehmen; aber manche hatten schöne Stimmen und konnten die patriotischen Lieder, von deren Wirkung auf die Herzen der Bewohner Angelns und besonders ihrer Weiber man sich viel versprach, mit Gefühl vortragen. Verschiedene, die noch heute leben und damals anerkannte Führer der Studenten waren, machten mit.

Die Segelfahrt von Korsör nach Flensburg fand in einer selten schönen Sommernacht statt; man gab die Schlafplätze, die man sich gesichert hatte, auf und blieb die ganze Nacht auf Deck bei einer Bowle Punsch. Die Sterne leuchteten klar, das Schiff durchschnitt hurtig das stille Wasser, schöne Lieder wurden gesungen, hochgestimmte Reden gehalten. Eine einzelne Rede wurde geflüstert, die auf den damals noch allgemein beliebten General de Meza, der im Schlaf gestört, in der Kajüte saß, mit seinen weißen Handschuhen und gekräuselten Spitzenmanschetten und mit einer weißen und roten Nachtmütze auf. Er war für die Jungen der Mann, der während der Schlacht bei Fridericia keine Miene verzogen, und als sie zu Ende war, friedfertig in seinem Dänisch-Französisch gesagt hatte: „Resyltatet er meget satisfactorisk.“*)

Feindliche und höhnische Blicke aus den Fenstern in Flensburg klärten die Reisenden bald darüber auf, daß dänische Studentenmützen dort nicht gern gesehen waren. Dagegen zeigten die Angler Bauern sich überaus liebenswürdig. Das Fest, das den ganzen Tag dauerte und mit Tanz und Feuerwerk beschlossen wurde, war wohlgelungen, und ein junger Mensch, der nachts gezecht hatte, am Tage gereist war und den Abend mit schönen Mädchen vertanzt hatte, mußte mit seinen verwirrten Sinnen spät nachts den Festplatz in einem romantischen Schimmer erblicken, wie er da allein stand, von flammenden Fackeln umgeben, während das Feuerwerk um ihn herumspritzte und knisterte. Einige Studenten saßen auf dem Felde um brennende Pechkränze; ein alter Angelbauer sorgte für das Feuer, wobei er dänische Lieder sang. Ganz entzückt, Tränen in den

*) Das Resultat ist sehr befriedigend.

Augen, drückte er den jungen Leuten die Hand und dankte ihnen, daß sie gekommen waren. Das war besonders feierlich und schön.

Als ich am darauffolgenden Tage — auf dem Wege von Flensburg — an der Station Egebäk ausstieg, um nach Idsted zu gehen, zeigte es sich, daß drei andere junge Menschen denselben Gedanken gehabt hatten, so daß wir alle vier zusammen gingen. Es waren junge Männer aus einem Guß, wie ich ihn vorher nicht getroffen hatte. Ihre Gefühls- und Ausdrucksweise war mir neu. Alle redeten sie die Sprache des Herzens und verrieten augenblicklich, daß sie sich gegenseitig anbeteten, sie schienen kräftige, offene Naturen mit einem gemeinsamen Gepräge. Es waren die drei späteren Hochschulvorsteher Ernst Trier, Nörregaard und Baagöe. Trier war der wärmste und rundeste, freundlich und entgegenkommend gegen einen Fremden, er machte den Eindruck einer gewissen Klugheit, war vorsichtig in seinen Urteilen über Personen. Baagöe groß und männlich, schien ein kräftiger romantischer Charakter, zeigte große Empfänglichkeit für Natureindrücke und schien bei seinem Zeichentalent mit ungewöhnlichem Kunstsinn ausgerüstet; er war bescheiden und milde in seinen Urteilen. Nörregaard, eine einnehmende Persönlichkeit, warm und eifrig, nicht so klug wie Trier, nicht so vorsichtig in seinen Aussprüchen, legte derben, schweren Ernst an den Tag, schien keinen Sinn für Scherz oder Meinungsäußerungen auf Umwegen zu haben. Er war der augenscheinliche Liebling der andern. Sie redeten ihn mit dem Namen Tusindfryd*) an und gaben auf die Frage, weshalb sie ihn so nannten, die Erklärung: weil er die Wonne Tausender ist. Was den Neuhinzugekommenen ein wenig verwunderte, war nur, daß Nörregaard gegen eine solche Benennung keinen Einspruch erhob.

Trier geriet in Hitze, als das Gespräch sich der schönen Literatur zuwandte und dem, was man damals das Ästhetische nannte. Es gäbe in der Literatur, sagte er, eine Richtung, welcher die Moral gleichgültig wäre; das sei die verwerflichste Richtung von allen; er, Trier, kenne einen Bischofssohn, der ihr huldige. Er äußerte sich sodann unwillig über die Heibergische Schule, erhob auf ihre Kosten Dichter wie Hauch, Ingemann und Grundtvig. Neu für seinen Zuhörer war der Nachdruck, den er auf die Volks-

*) Tusindfryd = Tausendwonne, d. h. Tausendschönchen.

tümlichkeit dieſer letzteren Dichter legte (die er ſcharf von der Popularität unterſchied); er betonte, wie großen Nutzen ſie dadurch ſtifteten, daß ihre Sachen in den Händen des kleinen Mannes wie der Gebildeten ſein könnten. Äußerſt enge erſchien ſeine Anſchauung jedoch, wenn er den Eindruck, den Kierkegaards Entweder-Oder gemacht hatte, von „Brunſt“ bei den Leſern des Buches herleiten wollte; aber was Geſundes und Friſches in ſeinen Worten war, konnte nicht anders als gewinnend wirken.

In raſchem Schritt erreichte die kleine Schar Idſteds ſchöne Heide, gebildet aus Erikabüſchen, deren rote Blüten in der Beleuchtung der untergehenden Sonne köſtlich ausſahen. Man lagerte ſich auf dem Hügel, wo Baudiſſin mit ſeinem Stabe gehalten hatte, und die jungen Grundtwigianer ſangen:

Sieg in deiner Hand, Sieg in deinem Fuß,
Sieg in jedem Gliedmaß ſei dein Los!

Dann las Baagöe Hammerichs Schilderung der Schlacht bei Idſted vor, während jeder in ſeiner Phantaſie die Heeresmaſſen anrücken und aufeinanderſtoßen ſah, gerade wie vor zehn Jahren.

Die Zeit war knapp, wenn man noch abends unter Dach kommen wollte. Um neun Uhr hatte man noch zwei Meilen bis Schleswig. Man ging die erſte Meile mit einer Geſchwindigkeit, die mir neu war. Die erſten drei Viertel der Meile wurden jedes in einer Viertelſtunde, das letzte in zwanzig Minuten zurückgelegt. Als wir am Hotel ankamen, ſtand die aus dem Kriege berühmte Madame Eſſelbach in der Tür, die Hände in den Seiten wie auf ihrem Porträt, muſterte die Kommenden mit klugen, ſcharfen Augen und rief in deutſcher Sprache: „Das iſt ja das junge Dänemark.“ In der Stube ſaßen Offiziere und ſpielten Karten. Rittmeiſter Sommer verſprach, uns am nächſten Morgen um ſechs Uhr Gottorp zu zeigen; wir konnten dann im voraus vom Herſterberge eine Ausſicht über die ganze Stadt genießen.

Der Rittmeiſter, der in den Jahren nach dem Kriege ſo viele Angriffe in den Zeitungen erfahren mußte, und mit deſſen Ausdruck „meine jungfräuliche Klinge“ ſo viel Ulk getrieben wurde, zeigte uns jungen Leuten die prächtige Kirche und dann das Schloß, das als Kaſerne ganz ſchimpfiert worden war. Er trat als Vater ſeines Regiments auf, benahm ſich wie Poul Möllers

Künſtler, lobte erfreut die Tüchtigen, redete aber in harten Worten zu den Flüchtigen, teilte unabläſſig Lob und Tadel aus, ſchwatzte Däniſch mit den Soldaten, Plattdeutſch mit der Köchin und Hochdeutſch mit der kleinen Schloßmamſell, machte die Gäſte auf die ſtrenge Ordnung und Reinlichkeit in den Ställen aufmerkſam. Er klagte bitter darüber, daß ein gewiſſer Premierleutnant, den er uns zeigte, der 1848 ſeine Kokarde in den Rinnſtein geworfen hatte und zu den Deutſchen übergelaufen war, jetzt wieder in das Regiment und über tapfere Sekondeleutnants eingeſetzt worden war, die ihr Kreuz im Kriege gewonnen hatten.

Hier trennte ich mich von meinen grundtvigſchen Genoſſen. Als ich bei der Heimkehr Julius Lange von ihnen erzählte, ſagte dieſer: „Brave Leute, die ihre Herzen als Dekoration im Knopfloch tragen!“

Schnurrig war die Reiſegeſellſchaft, die ich für den Reſt meines Ausfluges bekam. Es waren der ſpätere Finanzbürgermeiſter Borup und der ſchon damals am „Dagblad“ angeſtellte Journaliſt Falkman (eigentlich Peterſen). Damals konnte ich nur wenig davon ahnen, daß mein damaliger etwas plumper Reiſegenoſſe ſich ſpäter zu dem Cato entwickeln würde, der Ibſens „Geſpenſter“ „in der Kalkgrube, wo ſo etwas einzig hingehört“ untergebracht zu ſehen wünſchte und Hunderte von Artikeln gegen mich ſelbſt ſchreiben ſollte.

Ohne gerade beſonders jugendlich zu ſein, war der derbe, vierſchrötige Borup jung. Falkman ſchrieb in fideler Stimmung lange Berichte über Schleswig an Bille, die ich für ihn korrigierte. Borup und Falkman riefen gewöhnlich, ſobald ich den Mund öffnete: „Bloß nicht ſeraphiſch!“

Gemeinſam fuhren wir nach Glücksburg, beſichtigten dort das Feldlager und aßen, da wir ſeit dem Morgenkaffee um fünf Uhr nichts zu eſſen bekommen hatten, einen Braten von ſechs Pfund, wir drei. Wir übernachteten in Flensburg und fuhren am nächſten Tage mit dem Wagen nach Gravenſtein, auf einem herrlichen Wege mit waldbewachſenen Hügeln. Ein Regenguß kam, und wir ſaßen in Todesſtille, damit beſchäftigt, uns in Pferdedecken einzuhüllen. Als der Regen nach einer Stunde aufhörte und wir in einem Kruge Raſt hielten, machte das gezwungene Schweigen der wildeſten Luſtigkeit Platz. Wir drei jungen Burſchen — der zukünftige Finanzbürgermeiſter wie die anderen — tanzten in die Stube

hinein, hüpften herum wie die Wilden, begoſſen uns, das Sofa und die Kellnerin mit Milch; walzend, lachend ſprangen wir dann wieder aus der Tür und in den Wagen, nachdem wir das Mädchen mit Vierſchillingsſtücken überhäuft hatten.

Von Gravenſtein begaben wir uns nach Sonderburg. Die Älteren legten ſich nach der Mahlzeit ſchlafen. Ich ging in die Düppelmühle hinauf. Bei der Rückkehr fand ich auf einem Hügel auf der Alſenſeite eine Bank mit ſchöner Ausſicht nach Schleswig hinüber. Ich legte mich mit dem Rücken auf die Bank und blickte zum Himmel empor und über die entzückende Landſchaft hinweg. Die hellen Felder, umgeben von den hohen, düſteren Hecken, die den ſchleswigſchen Landſchaften ihr Gepräge geben, nahmen ſich, von dem hochliegenden Punkt geſehen, ganz köſtlich aus.

12

Es war nicht meine Sache, das Daſein durch die roſenrote Brille zu ſehen. Meine Natur war allzu geſpannt, in ununterbrochenem Streben. Obwohl ich manchmal empfand, was für ein unmittelbares Behagen es bereitete, frei zu atmen, die Sonnenſtrahlen zu ſehen oder das Sauſen des Windes zu verſpüren, und ſtets eine Wonne darüber fühlte, in der erſten Jugend zu ſtehen, — in meinem Weſen lagen doch ſo viel Schwermut und ein ſolcher Unwille, mich irgendwelchen Illuſionen hinzugeben, daß es mir, wenn ich in mein Inneres blickte und mir über mein Leben Rechenſchaft ablegte, war, als ſei ich in meinem ganzen Leben keinen einzigen Tag fröhlich geweſen. Ich kannte keine tagelange, kaum eine ſtundenlange Freude, nur ein augenblickliches Entzücken: während des Zuſammenſeins mit Kameraden bei einem Feſt, im Verkehr mit einem Freunde, unter dem Eindruck von Naturſchönheit oder weiblicher Anmut und — als das Glück, geiſtig bereichert zu werden, — beim Leſen eines Gedichtes, dem Anhören eines Schauſpiels oder der Vertiefung in ein Kunſtwerk.

Das Gefühl, bereichert zu werden, konnte ich leider im Verkehr mit der Umgebung äußerſt ſelten verſpüren. Faſt immer hatte ich während des Geſpräches mit fremden Menſchen das gerade entgegengeſetzte Gefühl, das mich empörte, — das Gefühl, als ob ich geiſtig ausgeſogen, wie eine Zitrone ausgepreßt würde; und während

ich mich nie langweilte, wenn ich allein war, litt ich in Gesellschaft anderer in überwältigender Weise unter der Langeweile. Ja, ich langweilte mich dermaßen bei den Besuchen, mit denen ich von Kameraden und Bekannten überhäuft wurde, die rücksichtslos meine Zeit beanspruchten, um ein paar Stunden totzuschlagen, daß ich darüber förmlich verzweifelte; ich war zu jung, um mich hartnäckig verleugnen zu können. Einen solchen Platz nahm allmählich die Vorstellung von der Langeweile ein, unter der ich bei fast jeder Geselligkeit litt, daß ich ein nicht ganz übles (leider verloren gegangenes) Märchen von der Langeweile dichtete, mit Zugrundelegung eines Motivs, das ich nach mehreren Jahren in Sibberns bekannter Schrift aus dem Jahre 2135 anders verwendet sah. Das Märchen wurde Nutzhorns Bande vorgelesen und gewann deren Beifall.

Aber obwohl ich so keineswegs lebensfroh genannt werden konnte, war kraft meiner überströmenden Jugend beständig etwas Ausgelassenes in mir, das, sobald der Verkehr mit andern mich aus dem Gleichgewicht brachte, sich als Mutwillen fühlbar machte und mich in Lachen ausbrechen ließ.

Meiner rein unbändigen Lachlust wegen war ich unter meinen Kameraden bekannt, und nicht gerade vorteilhaft bekannt. Ich hatte einen äußerst wachsamen Blick für das Lächerliche, und impulsiv wie ich noch war, war es mir nicht möglich, mich mit einem Lächeln zu begnügen. Nicht selten konnte ich auf einem Spaziergange durch die Stadt ununterbrochen eine ganze Straße hindurch lachen. Es gab Zeiten, wo ich völlig außerstande war, dieses Lachen zu beherrschen; ich lachte wie ein Kind, und es war mir unbegreiflich, daß die Leute so ehrpusselig, so innerlich feierlich umhergehen konnten. Starrte mir jemand nur ins Gesicht, so mußte ich lachen. Kokettierte ein junges Mädchen ein bißchen mit mir, konnte ich ihr ins Gesicht lachen. Eines Tages ging ich aus und sah zwei betrunkene Eckensteher in einer Droschke, jeder mit einem Totenkranz auf dem Schoß: ich mußte lachen; ich traf einen alten Laffen, den ich kannte, er hatte zwei Fräcke an, die Schöße des einen hingen unter denen des andern hervor; ich mußte auch darüber lachen. Zuweilen, wenn ich in Gedanken versunken ging oder stand, war ich äußerst zerstreut, antwortete mechanisch oder sprach in einem Ton, der nur

wenig zu den Worten paßte; merkte ich das dann selbst, so mußte ich laut über meine eigene Zerstreutheit lachen. Es konnte mir passieren, daß ich in einer feinen Abendgesellschaft, von dem Sohn des Hauses in eine mir fremde steife Familie eingeführt, wo das Tischgespräch sich träge in einsilbigen Worten bewegte, so gewaltsam lachen mußte, daß mich alle erstaunt oder zornig betrachteten. Und es konnte geschehen, daß in irgend einem Kreise, wo etwas Trauriges zur Sprache kam, das die Anwesenden berührte, die Erinnerung an etwas Drolliges, das ich an demselben Tage erlebt oder gehört hatte, in mir auftauchte und mich dermaßen gefangen nahm, daß ich die für die Umgebung unfaßbaren und kränkenden Lachanfälle bekam, die zurückzudrängen mir unmöglich war. Bei Trauerfestlichkeiten plagte mich die Angst, lachen zu müssen, derartig, daß meine Aufmerksamkeit unwillkürlich an allem haften blieb, woran es gerade nicht zu denken galt, — und nach einem kurzen inneren Kampfe brach ich dann in Lachen aus. Besonders verdrießlich war diese Neigung für mich, wo das Lachen, andere störend, in etwas eingriff, das durchzuführen ich selbst Lust und Willen hatte. So verdarb ich durch mein Lachen die ersten Proben von Sophokles' griechischem Philoktetes, den eine kleine Gruppe Studierender auf Julius Langes Anregung aufführen wollte. Einzelne sprachen das Griechisch so merkwürdig aus — andere hatten ihre Rolle vergessen oder spielten schlecht —, und das genügte für mich, um einen Lachanfall zu bekommen, der sich kaum eindämmen ließ. So lachte ich sehr oft, ganz gequält darüber, lachen zu müssen, in Wirklichkeit schwermütig gesinnt und den Kopf voll Sorgen; ich mußte da an Örvarodd denken, der bei Oehlenschläger nicht lacht, wenn er fröhlich ist, aber wie wild lachen muß, wenn ihm weh ums Herz ist.

Die Anfälle von Lachlust waren in Wirklichkeit eine Folge purer Jugend; bei all meinem Grübeln war ich in vieler Beziehung ein Kind geblieben; ich lachte, wie Knaben und junge Mädchen lachen, ohne aufhören zu können, besonders wenn sie nicht dürfen. Aber diese meine fatale Eigenschaft leitete meine Gedanken auf das Wesen des Lachens selbst hin; ich versuchte, mir klar zu machen, weshalb ich lachte, und weshalb man lachte, überlegte so gut ich konnte, worauf das Komische beruhte und worin es bestünde, und legte dann die Frucht meiner Überlegungen in meiner

zweiten größeren Abhandlung „Über das Lachen“ nieder, die verloren gegangen ist.

Als ich mich meinem zwanzigsten Jahre näherte, hörten die Lachanfälle völlig auf. Ich habe, schrieb ich damals, in jenes Reich der Seufzer geblickt, auf dessen Schwelle ich — wie Parmeniskos angesichts des trophonischen Orakels — plötzlich vergessen habe, zu lachen.

13

Unterdessen hatte ich mein achtzehntes Jahr erreicht, und die Wahl einer Lebensstellung mußte getroffen werden. Aber wozu eignete ich mich? Meine Eltern wie die übrigen Verwandten, auf deren Urteil ich Wert legte, wünschten, daß ich die Laufbahn des Juristen einschlagen sollte; man meinte, ich würde ein tüchtiger Advokat werden können; ich selbst aber hielt mich zurück, ich hörte im ersten Universitätsjahr nicht eine einzige juristische Vorlesung.

Im Juli 1860, nachdem ich das philosophische Examen (mit Auszeichnung in allen Fächern) bestanden hatte, wurde die Frage dringend. Ob ich bedeutendere Fähigkeiten als Schriftsteller würde entwickeln können, war ich außerstande zu entscheiden. Nur darüber war ich mir klar: mit einer untergeordneten Stellung in der Literatur würde ich mich nicht begnügen; dann hundertmal lieber Stadtschultheiß in Korsör. Eine innere Stimme sagte mir, daß ich als Schriftsteller vorwärts kommen würde. Ich war der Ansicht, daß zurzeit Totenstille in der schönen Literatur Europas herrsche, daß sich aber insgeheim mächtige Kräfte regten. Ein neuer Aufschwung stand meiner Meinung nach bevor. Im August 1860 schrieb ich, nur für mich selbst, folgendes: „Wir Dänen werden mit unserer nationalen Kultur und unserer Kenntnis fremder Literaturen wohl gewaffnet stehen, wenn die literarische Kriegstrompete wieder durch die Welt tönt und die feurige Jugend zum Kampfe ruft. Es ist meine sicherste Überzeugung, daß die Zeit kommen wird, und daß ich selbst hier im Norden, wenn auch nicht sie hervorrufen, doch sehr viel dazu beitragen werde.“

Eines der ersten Werke, das ich als Fuchs durchgelesen hatte, war Goethes Dichtung und Wahrheit, und diese Biographie

Digitized by Google

hatte einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. In meiner kindlichen Schwärmerei beschloß ich, alle die Bücher zu lesen, von denen Goethe dort erwähnt, daß er sie in seiner Jugend gelesen habe; und so begann und vollendete ich eine Lektüre von Winckelmanns sämtlichen Werken, von Lessings Laokoon und den übrigen kunstarchäologischen Untersuchungen, studierte mit anderen Worten Kunstgeschichte und Kunstphilosophie zunächst in Darstellungen, die vom Standpunkt der späteren Forschung gänzlich veraltet, wenn auch an und für sich und für ihre Zeit wertvoll genug waren. Goethes Lebenslauf bezauberte mich eine Zeitlang dermaßen, daß ich die Gestalten des Buches allerorten wiederfand. Ein alter Lehrer, zu dem ich frühmorgens ging, um mir die Kenntnis im Englischen zu erwerben, die mir die Schule nicht beigebracht hatte, erinnerte mich z. B. lebhaft an den alten Tanzlehrer bei Goethe, und mein Eindruck wurde verstärkt, als ich erfuhr, daß auch dieser Lehrer zwei schöne Töchter hatte. Wichtiger war es, daß dieses Buch einen rastlosen Wissensdrang in meinem Inneren erweckte, während ich gleichzeitig in meinen Geist ein Bild von Goethes monumentaler Persönlichkeit und eine Einwirkung seines Allsinnes aufnahm.

Inzwischen drängten die Verhältnisse in meinem Elternhause mich dazu, ohne weiteres Schwanken ein Fachstudium zu beginnen. Die Aussichten, welche die Literatur bot, lagen allzu weit im Felde. Zu den Naturwissenschaften hatte ich keine Neigung; das Logische in meinen Anlagen schien leichter in das Rechtswesen eindringen zu können; das juristische Studium wurde also gewählt und begonnen.

Die Universitätsvorlesungen, wie sie von den Professoren Nagesen und Gram gehalten wurden, waren entsetzlich; sie bestanden in einem langsamen und schläfrigen Diktiren. Eine tödliche Langeweile herrschte stets in den Hörsälen. Besonders Nagesen war unausstehlich; nichts Menschliches kam zu Wort, wenn er diktierte. Gram war eine entgegenkommende, wohlwollende Persönlichkeit, aber kaum stand er auf dem Katheder, so war es, als sagte auch er: „Ich bin ein Mensch, alles Menschliche ist mir fremd."

Das Studium mußte also mit Hilfe von Repetitoren betrieben werden, und der, den ich gemeinsam mit Kappers, Ludwig David und einigen andern wählte, Otto Algreen-Ussing, war ein tüchtiger und liebenswürdiger Führer. Es sollten noch an die fünf Jahre

vergehen, ehe dieſer Mann und ſein Bruder Frederik, eine ſtärkere Begabung, wegen der Gründung des königstreuen und konſervativen Auguſtvereins als Reaktionäre verfolgt und lächerlich gemacht wurden von den Chefredakteuren der herrſchenden Preſſe, die nach Verlauf weniger Jahre ſich als zehnmal reaktionärer entpuppen ſollten als dieſe beiden. Der Vater, der bekannte Politiker Algreen-Uſſing, hatte als junger Oppoſitionsmann unter Chriſtian VIII. an Davids Seite geſtanden. Die Söhne waren gute Köpfe und beide vortreffliche Juriſten, Otto aber war geradezu begeiſtert für die Jurisprudenz; in ſeinem Munde war Juriſt „das Erſte, was ein Menſch ſein kann".

Es gelang ihm jedoch nicht, mir ſeine Begeiſterung für das Jus mitzuteilen. Ich gab mir Mühe, aber der Stoff hatte für mich nur wenig Feſſelndes. Das Däniſche Geſetz Chriſtian V. zog mich ausſchließlich durch ſeine Sprachform an, durch die anſchaulichen und kernigen Ausdrücke, die manchmal gebraucht wurden. Wenn es z. B. hieß: „Äpfel- und Kohlgärten und Plätze, die eingefriedigt werden müſſen, ſoll jedermann ſich ſelbſt mit einem Zaun einfriedigen". Im übrigen war es der überlegene Scharfſinn in Anders Sandöe Örſteds Geſetzeskommentaren, der in jenen Stunden den ſtärkſten Eindruck auf mich machte. Wenn ich eine Stelle im Geſetz immer wieder geleſen hatte, die meiner Meinung nach leicht faßlich und nur auf eine einzige Weiſe zu verſtehen war —, wie konnte ich da anders, als in Erſtaunen geraten und überwältigt werden, wenn der Lehrer Örſteds Kommentar hervorzog, der nachwies, daß das Geſetz jämmerlich abgefaßt war und auf drei oder vier verſchiedene einander widerſprechende Arten verſtanden werden konnte! Aber dies wurde ſehr häufig von Örſted ganz unwiderlegbar erwieſen.

In meiner Unempfänglichkeit für die juriſtiſchen Einzelheiten und in meiner Intereſſeloſigkeit gegenüber dem poſitiven Recht warf ich mich jetzt mit um ſo größerer Leidenſchaft auf das, was man in alten Tagen das Naturrecht genannt hatte, und vertiefte mich immer wieder in die Rechtsphiloſophie.

14

Zu derſelben Zeit, als ich ſo das juriſtiſche Studium begann, fing ich an, mein philologiſches und äſthetiſches Studium in großem

Maßstabe zu betreiben. Der Tag wurde vom Morgen bis in die ſpäte Nacht eingeteilt, und es war Zeit zu allem: zu den alten und neueren Sprachen, zu den juriſtiſchen Stunden beim Repetitor, zu den philoſophiſchen Vorleſungen, welche die Profeſſoren H. Bröchner und R. Nielſen an der Univerſität für Fortgeſchrittenere hielten, und zur ſelbſtändigen Lektüre wiſſenſchaftlicher und hiſtoriſcher Art.

Einer der Lehrer aus meiner Schulzeit, ein gründlich gelehrter Philologe, der jetzige Dr. Oskar Siesbye, bot mir unentgeltlichen Unterricht an, und mit ſeiner Hilfe wurden verſchiedene Tragödien von Sophokles und Euripides, dies und jenes von Platon, Komödien von Plautus und Terenz ſorgfältig geleſen. Und das Intereſſe dieſes Gelehrten beſchränkte ſich nicht auf den Unterricht, ſondern umfaßte im ganzen meine Perſönlichkeit und mein Streben.

Frederik Nutzhorn las mit mir die Edda und das Nibelungenlied in den Urſprachen; mit Jens Paludan-Müller ging ich das Neue Teſtament auf Griechiſch, mit Julius Lange Äſchylus, Sophokles, Pindar, Horaz und Ovid, ein wenig von Ariſtoteles und Theokrit durch. Catullus, Martial und Cäſar las ich allein.

Doch eigentliche Inſpiration kam erſt über meine Studien, als ich mich meinem neunzehnten Jahre näherte. In der Philoſophie hatte ich mir damals nur einiges von Kierkegaard zu eigen gemacht. Aber jetzt begann ich ein gewiſſenhaftes Studium von Heibergs philoſophiſchen Schriften und arbeitete redlich daran, mich in deſſen ſpekulative Logik hineinzuverſetzen. In der Reihenfolge wie Heibergs Proſaiſche Schriften in der Ausgabe von 1861 erſchienen, wurden ſie mit der äußerſten Aufmerkſamkeit durchforſcht. Heibergs Tod im Jahre 1860 hatte mich förmlich in Trauer verſetzt; ich liebte und verehrte Heiberg als Denker. Die formelle Klarheit und innere Dunkelheit in der Heibergſchen Umformung von Hegels Lehrſätzen verlieh eine gewiſſe künſtleriſche Befriedigung, während gleichzeitig das wirkliche Verſtändnis Anſtrengung koſtete.

Aber wie es in der Natur der Sache lag, konnte Heibergs philoſophiſches Lebenswerk für einen Studierenden nichts weiter ſein, als eine Einführung in Hegels Gedankengang und eine Einleitung zu den eigenen Werken des Meiſters. Ich wußte nichts davon, daß Europa jetzt, im Jahre 1860, ſchon längſt über dieſe Arbeiten zur Tagesordnung übergegangen war. Voll leidenſchaftlicher Sehn-

ſucht, zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, fing ich an, mich mit dem Syſtem zu beſchäftigen, begann mit der Enzyklopädie, las die drei Bände Äſthetik, die Rechtsphiloſophie, die Philoſophie der Geſchichte, die Phänomenologie des Geiſtes, wieder die Rechtsphiloſophie, die Religionsphiloſophie, endlich die Logik, die Naturphiloſophie und die Geiſtesphiloſophie in einem wahren Rauſch von Erkenntnisfreude. Eines Tages, als ein junges Mädchen, zu dem ich mich hingezogen fühlte, mich gebeten hatte, unmittelbar vor ihrer Abreiſe zu kommen und ihr Lebewohl zu ſagen, vergaß ich die Stunde, die Reiſe, die Verabredung und das Mädchen über meinem Hegel. Als ich, in meinem Zimmer auf und ab gehend, zufällig die Uhr aus der Taſche zog, entdeckte ich, daß ich mein Stelldichein verſäumt hatte, und daß das junge Mädchen jetzt längſt abgereiſt ſein mußte.

Hegels Rechtsphiloſophie wirkte bezaubernd auf mich als juriſtiſchen Studenten, teils auf Grund der Überlegenheit, womit das Subſtantielle in Hegels Geiſt hier hervortrat, teils auf Grund der herausfordernden Haltung des Buches gegenüber herkömmlichen Anſichten und Ausſichten, indem für Hegel hier die „Moralität“ faſt das einzig Verwerfliche wird. Doch am meiſten entzückte mich die Äſthetik. Sie war leicht faßlich und doch wuchtig, von überſtrömendem Reichtum.

Immer wieder fühlte ich mich bei der Lektüre von Hegels Werken davon entzückt, daß eine neue Gedankenwelt ſich vor mir auftat. Und wenn mir nach hartnäckigem Grübeln zuletzt klar wurde, was mir lange unverſtändlich geweſen war, ſo empfand ich, was ich ſelbſt „eine unnennbare Seligkeit“ nannte. Hegels aprioriſch aufgeführtes Gedankenſyſtem, ſein deutſcher, mit willkürlich gebildeten Kunſtworten überlaſteter Stil von anno 1810, der, wie man meinen ſollte, einen Jüngling aus einem anderen Lande und einer anderen Zeit hätte abſchrecken müſſen — all dies bedeutete für mich nur Schwierigkeiten, deren Überwindung Vergnügen bereitete.

Das Hegelſche ſelbſt war mir überdies nicht die Hauptſache. Die Hauptſache war folgendes: Ich lernte einen weltumſpannenden Geiſt kennen; ich wurde eingeweiht in einen Verſuch, das All zu faſſen, der halb Weisheit, halb Poeſie war; ich erhielt Einblick in eine Methode, die, wenn auch wiſſenſchaftlich unbefriedigend und ſchon damals von den Forſchern verlaſſen, fruchtbar war und auf

geistvoller Auffassung vom Wesen der Wahrheit beruhte; ich fühlte mich in die Schule eines großen Geistes versetzt, und in dieser Schule lernte ich denken.

Allerdings hätte ich die Weihe in einer Schule erhalten können, die auf modernerer Grundlage errichtet war; allerdings hätte ich viel Zeit und viel Umwege gespart, wäre ich in eine Erfahrungsphilosophie eingeführt worden; oder falls mich das Schicksal in eine Schule gebracht hätte, wo die Geschichte mehr quellenkritisch, wenn auch weniger geistvoll aufgefaßt wurde, und wo die Achtung vor der Einzelpersönlichkeit größer war. Aber wie die Schule nun war, zog ich jedenfalls aus ihr all den Nutzen, den sie für mein Ich haben konnte, und ich fühlte mich mit Entzücken in mächtig beschleunigtem geistigen Fortschritt begriffen. Es tat diesem Gefühl, zur wissenschaftlichen Einsicht gekommen zu sein, deshalb keinen besonderen Abbruch, als ich erfuhr, was ich anfangs nicht gewußt hatte, daß meine Lehrer, Hans Bröchner sowohl wie Rasmus Nielsen, darin einig waren, nicht bei dem deutschen Philosophen stehen zu bleiben; man war, wie es hieß, „über Hegel hinausgekommen."

Auf der Höhe, zu der mich das Studium der Philosophie erhoben hatte, begriff ich nun, daß die Fragen, mit denen ich an die Wissenschaft herangetreten war, unrichtig gestellt waren und auch unbeantwortet fortfielen. Worte, die jahrtausendelang den Sinn der Menschheit erfüllt hatten: Gott, Unendlichkeit, Gedanke, Natur und Geist, Freiheit und Ziel, alle diese Worte bekamen einen anderen, tieferen Sinn, wurden mit einem neuen Gepräge gestempelt, erhielten neuen Wert; und die geläuterten Vorstellungen, die sie jetzt ausdrückten, wurden einander gegenübergestellt und gingen Verbindungen miteinander ein, bis das Weltall von einem Netz von Gedanken durchzogen und darin ruhend erschien.

Von dieser Höhe erschien das Kleine und Alltägliche, mit dem sich das Menschengewimmel beschäftigte, jämmerlich. Was bedeutete z. B. das Gezänk im Reichstag und Reichsrat eines kleinen Landes wie Dänemark im Vergleich zu dem naturnotwendigen, durch Geistesgesetze bestimmten Lauf der Freiheitsidee durch die Weltgeschichte, wie er sich bei Hegel zeigte! Und besonders, was bedeutete der Tagesklatsch der Zeitungen, der den Sinn so vieler Zeitgenossen erfüllte, im Vergleich zu der dem

Jüngling eröffneten Möglichkeit eines Lebens in ewigen Ideen, mit ihnen und für sie!

15

Tiefer noch empfand ich die Weihe, als ich von Hegel auf Spinoza zurückging und zum ersten Male mit Andacht und Begeisterung die Ethica las. Hier stand ich am Ursprunge der pantheistischen Philosophie der neueren Zeit. Hier war die Philosophie noch deutlicher Religion, indem sie die Religion ersetzte. War die Methode auch äußerst künstlich, rein mathematisch, so hatte die Philosophie hier die Anziehung einer ursprünglicheren Geistesform, wirkte ungefähr wie primitive im Vergleich zu entwickelter Malerei. Selbst die Redewendung Gott oder die Natur hatte eine bezaubernde Mystik. Das Kapitel des Werkes, das der Naturgeschichte der Leidenschaften gewidmet ist, überraschte und bereicherte durch seine einfache und tiefe Erklärung der menschlichen Seelenzustände. Und obwohl der Kampf gegen die Lebensbetrachtung des Aberglaubens hier mit abweisender Schärfe geführt wurde, während man ihn in der modernen Philosophie nur stillschweigend als vorhanden voraussetzte, war es, als gingen die Gedanken hier auf stilleren Wegen.

Bei Hegel hatten ausschließlich der Umfang der Ideen und die Methode des Denkens fesselnd gewirkt. Bei Spinoza war es anders. Seine Persönlichkeit, der große Mensch in ihm, einer der größten der Geschichte war anziehend. Ein neuer Typus war mit ihm in die Weltgeschichte eingetreten; er war der über das irdische Leben erhabene stille Denker, durch Reinheit und Stärke des Charakters an Jesus erinnernd; als Naturanbeter, Notwendigkeitsanbeter und Pantheist Jesu Gegensatz. Seine Lehre bildet die Grundlage für den Glauben der neueren Zeit. Er war zu gleicher Zeit Heiliger und Heide, aufrührerisch und fromm.

16

Doch während ich so rein intellektuell danach strebte, in möglichst viele Reiche des Geistes zu dringen und mir ein Gebiet nach dem andern zu unterwerfen, gab ich mich bei weitem nicht mit dem geistig Gewonnenen zufrieden oder fühlte mich in dessen unangefochtenem

Digitized by Google

Besitz. Zu gleicher Zeit, da ich mein Sehnen nach Einsicht oder Wissen befriedigte und auf flüchtige Augenblicke in der Erkenntnisfreude das höchste Glück genoß, fand ein immer heftigerer innerer Kampf in meinem Gefühlsleben statt.

In dem Maße, als mein Wesen in mir emporwuchs und ich langsam von der Zersplitterung befreit wurde, in die mein Bewußtsein hineingeraten war — mit anderen Worten: je einfacher ich wurde, und je mehr ich bestrebt war, echt und wahr zu sein, um so weniger fühlte ich mich als bloßes Einzelwesen, sondern mit der Menschheit verbunden, ein Glied in der Kette, ein Organ des Alls. Der philosophische Pantheismus selbst, in den ich mich vertiefte, arbeitete ja dem Individualismus in mir entgegen, lehrte die Vereinigung aller Wesen in der gotterfüllten Natur und stellte sie dar. Doch war es nicht der Pantheismus, dem die Krisis in meinem inneren Wesen entstammte; es waren die Quellen des Gefühls, die jetzt aufbrachen und, ständig rinnend, meine Seele erfüllten. Menschenliebe ergriff und beherrschte mich, bespülte die Äcker meiner inneren Welt und machte sie fruchtbar, die brach gelegen hatten, und diese Menschenliebe mündete in ein umfassendes Mitleid.

Dies erfüllte mich allgemach derartig, daß ich den Gedanken an die Armen, die Leidenden, die Unterdrückten, sie, denen Unrecht geschieht, fast nicht ertragen konnte. Stets schwebten mir ihre Bilder vor, und stets erschien es mir als hätte ich die Pflicht, für sie zu wirken, und als sei es verächtlich, zu genießen, wenn so viele entbehren und sich martern lassen mußten. Oft, wenn ich abends die Straßen entlang ging, brütete ich dermaßen über diesen Gedanken, daß ich nichts von dem sah, was um mich her vorging, sondern fühlte, wie es mich mit ganzer Seele zu denen zog, die da litten.

Im Kreise meiner nächsten Verwandten befanden sich Männer mit warmem Herzen und hilfsbereiter Gesinnung. Der Mann, mit dem die jüngere Schwester meiner Mutter verheiratet war, hatte in dem Grade das Herz auf dem rechten Fleck, daß er in die Tasche griff, sobald er Not sah oder davon hörte, trotzdem er wenig zu geben hatte. Der Bruder meines Vaters war völlig in die Philantropie aufgegangen, gründete unablässig wohltätige Stiftungen oder Vereine, verstand es auf ungewöhnliche Weise,

seine Mitbürger zur Durchführung seiner Pläne zu bewegen und zeigte beim Entwerfen dieser Pläne einen fast genialischen Blick und einen praktischen Sinn, was um so mehr überraschen mußte, als es seinem Verstande im übrigen an jeder Schärfe fehlte und sein Räsonnement über abstrakte Fragen wirr war. Aber meine Empfindungen hatten mit denen dieser beiden nichts gemein. Mein Gefühl war nicht so leichtgeweckt wie das des ersteren, nicht so gutmütig und schnellwirkend. Es glich auch nicht dem des letzteren, das ausschließlich Mitgefühl mit den Schlechtgestellten ohne das geringste Element von Auflehnung gegen die Verhältnisse oder gegen die Menschen war, welche die Schuld an dem Elend trugen; der Bruder meines Vaters fand das Leben stets gut, wie es gerade war, sah allerorten das Walten einer liebevollen Vorsehung und hegte die felsenfeste Überzeugung, selbst von dieser Vorsehung geführt und gefördert zu werden, die besonders dafür Sorge trug, daß seine dem Wohlergehen der Menschheit gewidmeten Unternehmungen in Gang gebracht wurden. Nein, mein Gefühl war ganz anders geartet. Nichts lag mir ferner als diese zuweilen recht kindliche Hoffnungsfreudigkeit. Ich konnte mich nicht damit begnügen, die Leiden der einzelnen offenkundig zu machen und ihnen womöglich abzuhelfen; ich suchte ihre Ursachen in Roheit und Unrecht.

Ich konnte also auch nicht die Spuren des Fingers der Weltregierung in einem Gewimmel von Zusammentreffen, Gesprächen, Zeitungsartikeln und klugen Ratschlägen guter Männer wiederfinden, die sich alle miteinander entluden in der Gründung eines Vereins für Näherinnen oder in der Errichtung eines Krankenhauses, um dem Elend entgegenzuarbeiten, das die Weltregierung selbst geschaffen hatte. Ich war kein Kind mehr und nie in dem Sinne kindlich gewesen. Doch mein Herz blutete nichtsdestoweniger vor Mitleid mit den Stiefkindern der Gesellschaft. Ich sah die Notwendigkeit jener Eigenliebe noch nicht ein, die nur Selbstbehauptung ist, und ich fühlte mich gedrückt und gequält von dem, was ich in meiner verhältnismäßig vorteilhaften Stellung als Nichtproletarier vor so vielen anderen voraus hatte.

Doch hieran schloß sich eine andere Stimmung mit anderen Eingebungen. Ich fühlte einen Trieb, vor meine Umgebung, vor die Gedankenlosen und Hartherzigen als Verkündiger hinzutreten. Ich schrieb in starker innerer Bewegung eine erbauliche Rede: Die

Digitized by Google

nützliche Angst. Ich begann es als meine Pflicht zu betrachten, sobald ich die nötige Fähigkeit besäße, in die Stadt hinauszugehen und an jeder Straßenecke zu predigen, gleichgültig, ob ich so als Laienprediger auf Unempfänglichkeit stoßen und Spott ernten würde.

Eine solche Handlungsweise gefiel mir, weil sie mir als das Schwierigste erschien, und weil ich in jugendlicher Verschrobenheit kein anderes Merkmal der Pflicht kannte als ihre Schwierigkeit. Ich brauchte nur etwas zu entdecken, das mir recht schien, und mir dann zu sagen: „Aber das darfst du nicht tun!“ und sogleich vereinigte sich in mir alles, was ich an jugendlicher Kraft und Kühnheit, an tieferem Ehrgefühl und Stolz, an Lust, mit dem scheinbar Unüberwindlichen anzubinden, in mir trug, um gegenüber diesem „du darfst es nicht“ darzutun, daß ich es dürfe.

Da mir nun vorläufig Selbstverleugnung, Demut, Askese das Schwierigste zu sein schienen, so lief mein ganzes Seelenleben eine Zeitlang darauf hinaus. Gerade um diese Zeit — ich war neunzehn Jahre alt — war die ökonomische Lage meiner Familie kritisch und ich als ganz armer Student auf mich selbst angewiesen. Es waren also nicht viel weltliche Güter, denen ich entsagen oder auf die ich Verzicht leisten konnte. Aus einer schönen Wohnung in der Kronprinsensgade war meine Familie in eine viel weniger gute Wohnung in der höchst unansehnlichen Laksegade gezogen; hier erhielt ich eine Dachkammer von bescheidenem Umfange, von wo ich am Tage die Hausdächer und nachts die Sterne erblicken konnte. Still waren die Nächte nicht, insofern als die Nachbarhäuser vom Schreien und Heulen armer Weiber widerhallten, die von den spät heimkehrenden Männern oder „Verhältnissen“ in der Trunkenheit durchgeprügelt wurden. Aber nie zuvor hatte ich mich so erhoben, so entzückt, ja selig gefühlt, wie in dieser Kammer. Meine Tage verstrichen in Ekstase, ich fühlte mich geweiht zum Streite im Dienste des Höchsten. Ich stellte Versuche mit meinem Körper an, um ihn ganz in meine Gewalt zu bekommen, aß so wenig wie möglich, schlief so wenig wie möglich, verbrachte so manche Nacht außer Bett, auf dem bloßen Fußboden liegend, um mich so abzuhärten, wie es mir notwendig erschien. Ich war bestrebt, die erwachende jugendliche Sinnlichkeit in mir zu ertöten, und erlangte allmählich die volle Herrschaft über mich, daß ich sein konnte, was ich sein wollte, ein williges und kräftiges Werkzeug im Kampf für

den Sieg der Wahrheit. Und nun stürzte ich mich von neuem in die Studien, mit einer Leidenschaft und einer Lust, daß ich nichts entbehrte, sondern Monat für Monat mich getragen fühlte, an Wissen und an Geisteskraft zunehmend, wachsend von Tag zu Tag.

17

Doch dieser Gemütszustand wurde von einem anderen gekreuzt. Der religiöse Durchbruch in meinem Gemüt konnte nicht ungetrübt bleiben bei meiner Stellung inmitten einer Gesellschaft, die von religiösen Strömungen durchsetzt war, bei meinem Ausgangspunkt von der europäischen Menschheit, die jahrtausendelang von religiösen Vorstellungen durchpflügt worden war. Alles, was als Atavismus, als Spuk aus den Denk- und Gefühlsarten der Vergangenheit im Inneren des einzelnen verborgen liegen kann, rückte nun an, um die beängstigenden religiösen Gefühlseindrücke zu unterstützen, die ich von außen empfing.

Es war nicht die Haltung meiner Freunde, die Eindruck auf mich machte. Alle meine intimeren Freunde waren rechtgläubige Christen, aber die Versuche, die verschiedene von ihnen, wie Julius Lange, Jens Paludan-Müller, zu meiner Bekehrung angestellt hatten, waren an meinem weit vorgeschritteneren Geist vollständig abgeprallt. Ich war aus viel härterem Stoff als sie, und ihre Umstimmungsversuche drangen bei mir nicht unter die Haut. Um mein Gemüt in Schwingung zu versetzen war ein Geist erforderlich, dem ich mich unterlegen fühlte; einen solchen fand ich nicht bei ihnen. Ihm begegnete ich in S. Kierkegaards philosophischen und religiösen Schriften, z. B. in Werken wie Von der Krankheit bis zum Tode.

Der Kampf in meinem Innern begann sacht, als ich mich meinem neunzehnten Jahre näherte. Der Ausgangspunkt war folgender: Eines schien mir not zu sein: in und für die Idee zu leben; das war der Ausdruck jener Zeit für das Höchste. Alles, was sich feindlich gegen die Idee erhob, war dem Lose verfallen, mit Spott gegeißelt oder mit Entrüstung gefällt zu werden. Und ich schrieb eines Tages die Äußerung nieder: „Heine weinte über Don Quijote. Ja, er war der Rechte. Blutige Tränen könnte ich weinen, wenn ich an das Buch denke." Aber es galt, zur

vollen Klarheit darüber zu gelangen, was unter der Idee zu verstehen sei. Heiberg sah in den Ungebildeten die Ideenlosen. Aber mir erschien es als zweifellos, daß die Bildung keinen Maßstab abgäbe. Und ich fand keinen anderen Maßstab für die Hingabe an die Idee als die Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen. Wenn ich, sagte ich mir, mich weniger aufopfernd zeige als einer der Schurken, die ich bekämpfe, so verfalle ich selbst berechtigtem Spott. — Aber war die Aufopferung der Maßstab, so war ja Jesus, wie die Überlieferung lehrte, das Ideal; denn wer war selbstaufopfernd gewesen wie er!

Hier war eine schiefe Ebene, die in das christliche Gefühlsleben hineinführte; und ein Jahr später, als ich mich meinem zwanzigsten Jahre näherte, war ich auf dieser schiefen Ebene so weit gelangt, um mich in wesentlicher Übereinstimmung mit der christlichen Gefühlsart zu wissen, insofern als mein Leben asketisch war und mein suchender, strebender, ununterbrochen arbeitender Geist im Gebet nicht nur Ruhe sondern Entzücken fand und die Vorstellung, von „Gott" beschirmt und unterstützt zu werden, erhebend und anfeuernd auf mich wirkte.

Doch gerade vor der Vollendung meines zwanzigsten Lebensjahres brach die Krise von neuem aus, und während der ganzen ersten Hälfte des folgenden Jahres hielt sie mit ununterbrochener Gewaltsamkeit an: War ich im gegenwärtigen Stadium meiner Entwickelung Christ oder nicht? Und wenn nicht, war es dann meine Pflicht, Christ zu werden?

Der Gedanke, der zuerst in mir auftauchte, war: Es kostet große Anstrengung, ständig, zuweilen in der Minute, die sittliche Selbstbeherrschung zu erlangen, und wenn dies auch keine Selbstgefälligkeit mit sich zu bringen braucht, noch weniger mit sich bringen muß, es zeitigt doch das Gefühl vom Werte dieser Herrschaft über sich selbst. Wie seltsam also, daß das Christentum, das zur Erwerbung dieser Herrschaft über sich selbst auffordert, gleichzeitig behauptet, dem geoffenbarten Gott sei es gleichgültig, ob der Mensch sittlich gelebt habe oder nicht, da Glauben oder Nichtglauben für die sogenannte Erlösung das einzig Entscheidende sein soll.

Der nächste Gedanke, der sich einstellte, war: Nur bei Kierkegaard, in dessen Lehre vom Paradoxon, tritt das Christentum

derartig definiert hervor, daß es ſich mit keiner andern geiſtigen Richtung verwechſeln läßt. Gilt es jedoch die Wahl zwiſchen Pantheismus und Chriſtentum, ſo entſteht die Frage, ob Kierkegaards Lehre auch wirklich das hiſtoriſche Chriſtentum und nicht eher ein begriffsmäßig angepaßtes ſei; und dieſe Frage muß verneinend beantwortet werden, da es möglich iſt, es ſich anzueignen, auch wenn man zu der Offenbarung des heiligen Geiſtes in Geſtalt einer Taube, zu der Stimme aus den Wolken, überhaupt zu dem ganzen Stabe von Wundern und Dogmen eine völlig abweiſende Haltung einnimmt.

Der nächſte Gedanke war wieder folgender: Der Pantheismus ſteckt dem Menſchen kein einzelnes unbedingtes Ziel. Der Nichtgläubige verbringt ſein Leben im Intereſſe der vielen Ziele, die der Menſch als Menſch hat. Für den Pantheiſten wird es alſo ſchwer ſein, ganz ethiſch zu leben. Es gibt viele Fälle, wo man durch die Umgehung des ſtreng Ethiſchen niemandem ſchadet, nur an ſeiner Seele Schaden nimmt. Hier wird es dem Nichtgläubigen ſchwer werden, ſich zu bequemen, um der unperſönlichen Wahrheit willen den Schritt zu tun, während der Gottesfürchtige von ſeiner leidenſchaftlichen Angſt, Gott zu erzürnen, bewegt wird.

So wurde ich in meinem Grübeln hin und her geworfen.

18

Was mir beſondere Furcht einflößte, war die Beſorgnis, daß, wenn ich zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt ſei, es mir an Mut fehlen könnte, ſie mir entſcheidend zu eigen zu machen. Ob es ſich nun um Laſten handelte, die das Daſein des Chriſten mit ſich brachte, oder um die, welche mit dem Daſein des Pantheiſten verbunden waren — es gehörte Mut dazu, ſie aufzunehmen.

Dem Chriſtentum gegenüber machte ich alſo einen ſcharfen Unterſchied zwiſchen der Feigheit, die vor der Entſagung zurückſchauderte, und dem Zweifel, der die Frage ſelbſt zur Erörterung brachte, ob Entſagung Pflicht ſei. Und darüber war ich mir klar: auf dem Wege zum Chriſtentum mußte *erſt* der Zweifel und dann die Feigheit überwunden werden, — nicht umgekehrt, wie Kierkegaard in *Zur Selbſtprüfung* behauptet hat, wo er ſagt, daß keiner der Märtyrer gezweifelt habe.

Aber mein Zweifel war unüberwindlich. Kierkegaard hatte behauptet, nur für das Sündenbewußtsein bedeute das Christentum nicht Schrecken oder Wahnsinn. Für mich bedeutete es zuweilen beides. Ich schloß daraus, daß ich kein Sündenbewußtsein habe, und fand dies bestätigt, wenn ich einen Blick in mein Inneres tat. Denn mit welcher Heftigkeit ich mir auch in diesem Zeitraum allerhand Vorwürfe machte und meine Fehler verdammte, so erschienen sie mir doch stets als Schwächen, die bekämpft werden mußten, oder als Mängel, denen abgeholfen werden konnte, niemals als Sünden, die Vergebung und zur Erlangung dieser Vergebung eines Erlösers bedurften. Was das heißen sollte, daß Gott für mich den Erlösertod gestorben sei, wußte ich durchaus nicht; das war eine Vorstellung, bei der ich mir nie hatte etwas denken können. Und ich fragte mich selbst, ob wohl die Bewohner eines anderen Sternes würden begreifen können, daß auf der Erde das Vernunftwidrige für die höchste Wahrheit galt.

19

Was den Pantheismus betrifft, so war ich gleichfalls auf meinem Posten, um mich nicht etwa durch Mangel an Mut davon abhalten zu lassen, ihn zu ergreifen. Daran hätte mich nur die Überzeugung von seiner Unwahrheit hindern können. Der Pantheismus erschien mir aber wahr: Alles schien durchdrungen und getragen von einer Vernunft, die keine menschlichen Ziele vor Augen hatte und nicht mit menschlichen Mitteln arbeitete, einer göttlichen Vernunft. Die Natur konnte nur von ihren höchsten Formen aus verstanden werden; das Ideale, das sich in der Menschenwelt auf deren höchster Stufe offenbarte, war nach Möglichkeit und Anlage in den ersten lebenden Keimen zugegen, ja, im Urnebel, ehe er sich in Organisches und Unorganisches sonderte. Die ganze Natur war göttlich in ihrem Wesen, und ich fühlte mich in meinem Innern als ein Naturfrommer.

Aber diese selbe Natur war gleichgültig gegen des Menschen Wohl und Wehe. Sie erließ ihre Gesetze ohne Rücksicht darauf, ob sie dadurch Menschenleben zerstörte; sie erschien grausam in ihrer Kälte; sie sorgte für die Erhaltung der Gattung, aber das Einzelwesen lag ihr nicht am Herzen.

Nun war ich ja indessen wie alle anderen europäischen Menschenkinder in der Vorstellung von der Unsterblichkeit des Einzelnen erzogen worden, einer Vorstellung, die u. a. ein Ausdruck für die ungeheure Bedeutung, die Ewigkeitsbedeutung war, die jedem Einzelnen beigelegt wurde. Ein je stärkeres Gefühl des eigenen Selbst der Einzelne hatte, um so heftiger klammerte er sich naturnotwendig an diese Vorstellung: er konnte nicht vernichtet werden. Aber keinem Jüngling konnte diese Vorstellung teurer sein als einem, der das Leben in sich pulsieren fühlte, als hätte er zwanzig Leben in sich, zwanzig Leben vor sich. Es war mir unmöglich, mir vorzustellen, daß ich sterben könnte, und eines Abends gestand ich dies meinem Lehrer, Professor Bröchner, ein und versetzte ihn dadurch in Erstaunen. „Wie", sagte er, „ist das Ihr Ernst? Sie können sich gar nicht denken, daß Sie einmal sterben sollen? Welche Jugend! Da sind Sie sehr verschieden von mir, der stets den Tod vor Augen hat." —

Doch wenn auch das Lebensgefühl in mir so stark war, daß ich mir meinen Tod nicht vorstellen konnte, so wußte ich ja mit Bestimmtheit, daß mein Erdenleben wie das aller anderen Menschen zu Ende gehen würde. Aber um so fester fühlte ich mich davon überzeugt, daß damit unmöglich alles vorbei sein könne; der Tod konnte kein Abschluß sein, er konnte, wie es die Religionen verkündigten und der Deismus des 18. Jahrhunderts lehrte, nur der Augenblick des Überganges zu einer neuen reicheren Existenz sein. An Belohnung und Strafe nach dem Tode konnte ich nicht glauben; das waren mittelalterliche Vorstellungen, über die ich längst hinaus war. Aber vom Unsterblichkeitstraum selbst konnte ich nicht lassen. Und ich war bemüht, ihn mir zu erhalten kraft der Lehre, daß nichts verschwinden könne. Die Quantität des Stoffes blieb ja stets dieselbe; die Energie blieb unter jeder Verwandlung bestehen.

Ich sah jedoch ein, daß dies mit Bezug auf die Form, die wir Individualität nennen, keine Beruhigung gewährt. Was nützte es Alexander, daß sein Staub ein Spundloch zustopfte, oder Shakespeare, daß Romeo und Julia in Chicago gespielt wurde! So flüchtete ich denn zu Gleichnissen und Bildern. Wer konnte wissen, ob nicht die Seele, die auf Erden gegen die Beschaffenheit des anderen Lebens blind gewesen war, beim Tode der Operation

unterworfen wurde, die ihr die Augen öffnete! Wer konnte wiſſen, ob nicht der Tod, wie es Sibbern angedeutet hatte, einer Geburt zu vergleichen war! Wie die Frucht im Mutterleibe, falls ſie Bewußtſein hätte, glauben müßte, daß die Umwälzung der Geburt die Vernichtung bedeute, während ſie doch erſt jetzt zu einem neuen und unendlich reicheren Leben erwachte, ſo ging es vielleicht der Seele im gefürchteten Augenblick des Todes.

Aber als ich meinem Lehrer dieſe meine Gleichniſſe und die Hoffnungen, die ich daran knüpfte, mitteilte, wurden ſie als nichtsſagend abgewieſen, und ich erhielt die einfache Aufklärung, der ich beipflichten mußte, daß es nichts gäbe, was auf ein fortgeſetztes Leben des einzelnen Ich nach dem Tode ſchließen ließe — daß umgekehrt alles dagegen ſpräche.

So begriff ich denn, daß die Unſterblichkeit des einzelnen in dem was ich Pantheismus nannte keinen Platz habe. Und es begann eine langſame innere Arbeit, um mich in bezug auf Bedeutung und Wert des Einzelnen zur Entſagung durchzukämpfen. So manches Geſpräch wurde mit meinem lebensmüden und durchweg reſignierten Lehrer geführt. Dieſer behauptete ſtändig, daß die Sehnſucht des Einzelnen nach perſönlicher Fortdauer nichts anderes ſei als ein Ergebnis der Eitelkeit. Er ſtellte dieſe Sehnſucht dann auch gern in ein komiſches Licht. Und er erzählte folgende Anekdote: Er pflegte an den Sommerabenden in der Allee des Philoſophenganges (der jetzigen Veſtervoldgade) ſpazieren zu gehen. Dort hatte er gewöhnlich auf den Bänken an vier, fünf alte Herren getroffen, die zu gleicher Zeit ihre Abendwanderung unternahmen; allmählich hatten ſie Bekanntſchaft gemacht und waren ins Geſpräch gekommen. Es ſtellte ſich heraus, daß die alten Herren Lichtzieher waren, die ſich vom Geſchäft zurückgezogen hatten, und denen es nun beſonders ſauer fiel, ſich die Zeit zu vertreiben. Sie langweilten ſich eigentlich immer und gähnten alle Augenblicke. Dieſe Männer hatten nur ein Thema, zu dem ſie mit Leidenſchaft zurückkehrten, ihre Hoffnung auf perſönliche Unſterblichkeit durch alle Ewigkeiten. Und Bröchner amüſierte ſich darüber, daß ſie, die nicht wußten, wie ſie in dieſem Leben nur einen Sonntagabend totſchlagen ſollten, in der Leidenſchaft dafür aufgingen, nach dem Tode eine endloſe Zeit auszufüllen zu haben. — Seinem Schüler ging dann auch ſelbſt eine leiſe Ahnung davon

auf, wie barock es war, Millionen von Jahrhunderten existieren zu wollen, was noch dazu nichts war im Vergleich zur Unsterblichkeit.

20

Es war für mich trotz alledem ein hartes Wort, daß in der pantheistischen Lebensbetrachtung die Aufsaugung des einzelnen von dem großen Ganzen an die Stelle der fortgesetzten persönlichen Existenz träte, die das Selbst begehrte. Doch was mich noch mehr zurückschreckte, war folgendes: Die göttliche Allnatur ließ sich durch Gebete weder rühren noch umstimmen. Aber beten mußte ich. Von frühester Kindheit an war ich gewöhnt, in Angst und Not den Sinn auf eine höhere Macht zu richten, erst mein Verlangen und meine Wünsche in Worte formend, später ohne Worte mich in Andacht sammelnd. Es war ein von den Vorfahren durch viele Hunderte von Geschlechtern ererbter Drang, der Drang um Hilfe und Trost anzurufen. Die Nomaden der Steppen, die Beduinen der Wüste, erzgekleidete Krieger, fromme Priester, fahrende Seeleute, reisende Kaufleute, der Bürger in der Stadt wie der Bauer auf dem Lande — sie alle hatten Jahrtausende hindurch gebetet, und von der Urzeit an hatten die Frauen, die Hunderte und Aberhunderte von Frauen, von denen ich abstammte, ihr ganzes Wesen im Gebet gesammelt. Es war schrecklich, nicht mehr beten zu können ....

Nie seine Hände falten, nie den Blick aufwärts richten zu können, sondern, von oben eingemauert, einsam im Weltall zu leben!

Gab es kein Auge im Himmel, das den einzelnen verfolgte, kein Ohr, das seine Klage auffaßte, keine Hand, die ihn in Gefahren schirmte, so war er in eine große, öde Steppe geraten, wo die Wölfe heulten.

Und erschreckt versuchte ich von neuem den Weg zur religiösen Beruhigung, den ich soeben für unfahrbar befunden hatte, — bis der Kampf in meinem Innern endlich nachließ und ich entsagend mein Gefühl zwang, sich vor dem zu beugen, was mein Gedanke als Wahrheit anerkannt hatte.

IV

Jünglingsjahre

1

Von den vielen guten kameradschaftlichen Verhältnissen, die ich angeknüpft, hatte eines, das Verhältnis zu Julius Lange, sich zur Freundschaft herausgebildet, und diese Freundschaft hatte wiederum den Charakter einer Leidenschaft angenommen. Unter allen Kameraden paßten wir beide völlig zueinander, wir ergänzten uns. Gründlich verschieden, konnten wir ununterbrochen uns gegenseitig etwas lehren. Wir wurden einander unentbehrlich; jahrelang verging selten ein Tag, an dem wir uns nicht sahen. Doch hat der Umgang mit dem jüngeren Studiengenossen Julius Lange unmöglich so viel Freude machen können, wie Langes Gesellschaft mir bereitete. Geistig ebenbürtig, hatten wir ein ganz verschiedenartiges Temperament. Erfüllt von derselben Liebe zur Kunst und derselben Begeisterung für die Kunst, nur daß der eine mehr zur Form des Bildes, der andere zu der des Wortes neigte, konnten wir einander beständig durch Mitteilung von Gedanken und Kenntnissen bereichern. Gründlich uneinig in unserem Verhältnis zur religiösen Überlieferung wie wir waren, nötigten die häufigen Wortgefechte jeden von uns unablässig zur kritischen Durchmusterung seines geistigen Hausrates. Aber der Verliebte von beiden war ich.

Als Julius Lange am 17. Dezember 1861, nachdem er bei mir zweimal vergeblich gewesen war, mich das dritte Mal traf und mir mitteilte: „Ich habe eine Einladung erhalten, reise Sonnabend nach Italien und bleibe fünf Monate fort," freute ich mich in meiner Überraschung freilich herzlich für den Freund, hatte aber gleichzeitig das Gefühl, als habe ich einen Schlag vor den Kopf er-

halten: Was ſollte nun aus mir werden, nicht nur in dieſer Zwiſchenzeit, ſondern nachher; wer konnte wiſſen, ob Lange zurückkehrte und ob er nicht als ein anderer zurückkehrte? Wie ſollte ich ſelbſt das Leben aushalten! Ich mußte über die Maßen arbeiten, wenn ich imſtande ſein ſollte, die Entbehrung zu tragen. Ich begriff beinahe nicht, wie es mir möglich ſein würde, zu leben, wenn ich nicht mehr Abend für Abend mich in die kleine Kammer des Freundes hinaufſchleichen und in ſtiller Freude dort ſitzen konnte, Bilder betrachtend und Gedanken austauſchend! Es war, als würde ein Nerv in mir durchgeſchnitten. Nun empfand ich es erſt mit voller Deutlichkeit: ſo hatte ich noch nie einen Mann geliebt. Ich hatte vier Augen gehabt, jetzt hatte ich wieder nur zwei; ich hatte zwei Gehirne gehabt, jetzt hatte ich nur eines; ich hatte in meinem Herzen die Freude zweier Menſchen gefühlt, jetzt blieb mir nur der Mißmut eines Einzelnen übrig.

Es gab in den Kopenhagener Galerien und Muſeen kein Gemälde, keine Zeichnung, keine Statue und kein Relief, die wir nicht gemeinſam ſtudiert und bei denen wir nicht unſere Eindrücke verglichen hatten. Zuſammen hatten wir das Thorwaldſen-Muſeum beſucht, zuſammen gingen wir in Biſſens Atelier, wo ich im November 1861 zum erſten Male meine ſpäteren Freunde, Wilhelm Biſſen und Walther Runeberg ſah. Die Erinnerung an Julius Lange knüpfte ſich für mich an jedes Gemälde von Hobbema, Dubbels oder Ruysdael, Rembrandt oder Rubens, an jede Wiedergabe italieniſcher Renaiſſancekunſt, an jede Photographie von Kirchen oder Schlöſſern. Und ich ſelbſt liebte die bildende Kunſt mit noch heftigerer Glut als die Poeſie.

Ich verglich häufig mein Verhältnis zur Literatur mit der Liebe zu einem Weſen gleichen Geſchlechts, meine Leidenſchaft für die bildende Kunſt mit dem ſtürmiſchen Gefühl des Jünglings für ein Weib. Allerdings verſtand ich mich weit weniger gut auf die bildende Kunſt als auf die Dichtung; aber das tat nichts zur Sache. Meine Lieblingskünſtler umfaßte ich mit einer heftigeren Schwärmerei als irgend einen Lieblingsſchriftſteller. Und dieſe Liebe zur bildenden Kunſt war ein Band zwiſchen mir und dem Freunde. Fand ſich noch ein Gaſt ein, wenn wir in meinem Zimmer zuſammenſaßen, ſo litt ich förmlich darunter, daß eine ſo genußreiche Stunde mir geſtört wurde, und wenn Lange dann auf-

ſtand und ging, war mir zumute, als würde ein Fenſter zugeworfen und ich der friſchen Luft beraubt.

2

Lange Zeit hatte ich meine nicht-juriſtiſchen Studien betrieben, wie es gerade ging, ohne Anleitung irgend eines Lehrers. Aber ich hatte einen Lehrer vermißt. Und als ein Dozent, der damals eben erſt an die Univerſität berufene Profeſſor H. Bröchner, jedem, der ſich zu beſtimmten angegebenen Zeiten bei ihm einfinden wollte, Anleitung zum Studium der Philoſophie anbot, fühlte ich mich ſtark verſucht, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. Ich hatte meine Bedenken dabei, denn ich wollte ungern auch nur das Geringſte von meiner koſtbaren Freiheit aufgeben; meine zurückgezogene Lebensweiſe, das Geheimnisvolle meines beſcheidenen Studienlebens bereiteten mir Genuß; aber andererſeits konnte ich mich nicht an Platon und Ariſtoteles heranmachen, ohne daß mir eine kundige Hand Winke über das Was und Wie gab.

Ich befand mich in großer Spannung; ich hatte Profeſſor Bröchner über Pſychologie ſprechen hören; doch der Vortrag war mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt behandelt, ſo einförmig und fremdklingend geweſen, daß er nur abſchrecken konnte. Nur des Profeſſors vornehme Schönheit wirkte anziehend, beſonders die großen betrübten Augen mit dem wunderbaren Blick, die ausſahen, als hätten ſie geforſcht und geweint.

Nun beſchloß ich, mich zu Bröchner hinauf zu wagen. Aber ich hatte nicht den Mut, vorher mit meiner Mutter darüber zu ſprechen, weil ich mich durch die laute Erwähnung dieſes Planes nicht ſelbſt erſchrecken mochte; ſo unruhig war ich bei dieſem Schritt. Als der Tag herankam, den ich für den Beſuch in Ausſicht genommen hatte — es war der 2. September 1861 — ging ich mehrmals vor dem Hauſe auf und ab, ehe ich mich entſchließen konnte, die Treppe hinaufzugehen; ich verſuchte im voraus zu berechnen, was der Profeſſor wohl ſagen würde und was ich dann am paſſendſten antworten ſolle — bis ins Unendliche.

Der große ſchöne Mann, der einem ſpaniſchen Ritter glich, öffnete ſelbſt die Tür und nahm den jungen Menſchen, der bald ſein vertrauteſter Schüler werden ſollte, freundlich auf. Er wußte zu

meiner Verwunderung, sobald er meinen Namen hörte, von welcher Schule ich ausgegangen und daß ich kürzlich Student geworden war. Er riet energisch von einem Durchstudieren Platons und Aristoteles' als zu anstrengend ab — sagte oder deutete an, daß der beschwerliche Weg, den er selbst zurückgelegt habe, mir erspart bleiben müsse, und skizzierte einen Studienplan für Philosophie und Ästhetik. Seine Haltung flößte Mut ein und hinterließ den Haupteindruck, daß er den Anfänger mit jeder unnützen Anstrengung verschonen wolle. Ich in meiner jungen Kraft fühlte mich gleichwohl, als ich nach Hause ging, ein bißchen enttäuscht, daß ich mich nicht gleich von Grund auf an die Geschichte der Philosophie machen sollte.

Der Besuch wurde bald wiederholt, und es entspann sich zwischen Lehrer und Schüler das innigste Verhältnis; von seiten des Älteren ein Verhältnis väterlichen Wohlwollens, wie es der Jüngere noch nicht gekannt hatte, in dem der Lehrer, unterweisend und praktisch anleitend, ununterbrochen seine Aufmerksamkeit auf alles gerichtet hielt, was dem Schüler dienlich sein und seine Zukunft fördern konnte; von seiten des Jüngeren ein Verhältnis der Ehrerbietung und Ergebenheit, eine tiefe Dankbarkeit für die Fürsorge, deren Gegenstand er war.

Ich empfand freilich hier und da angesichts der großen Gründlichkeit meines Lehrers und dessen Tüchtigkeit in der Beherrschung der schwierigsten Gedankengänge ein peinliches Mißtrauen zu meinen eigenen Gaben und meiner eigenen Geisteskraft im Vergleich zu der Bröchners. Ich fühlte mich auch nicht selten unangenehm berührt davon, daß gleichsam etwas Schiefes in unser Verhältnis kam, wenn Bröchner, trotz der vorgebrachten Zweifel und Einwendungen, es stets als eine abgemachte Sache annahm, daß ich seine pantheistische Grundauffassung teilen müsse, ohne einen Blick dafür zu haben, daß ich noch von Zweifeln umhergeworfen wurde und nach festem Boden unter den Füßen tappte. Aber das vertrauliche Verhältnis zu dem gereiften Manne hatte einen Reiz, der dem Verhältnis zu den unsicheren oder jugendlich beschränkten Kameraden notgedrungen abgehen mußte; er hatte die Erfahrung eines Lebens hinter sich, er blickte auf die Sympathien und Antipathien eines jungen Menschen von oben herunter.

Mir erschien z. B. damals noch Plougs Faedrelandet als

das intelligente Organ Dänemarks, während Billes Dagblad mir zuwider war, besonders infolge der Oberflächlichkeit und des abfertigenden Tones, die die literarische Kritik des Blattes kennzeichneten. Bröchner, der mit gemischtem Wohlwollen und ohne einen sonderlichen Unterschied zu machen, auf diese beiden Blätter des gebildeten Publikums herabblickte, fand in der Erbitterung seines jungen Schülers auf die triviale und doch nützliche Zeitung nur ein Kennzeichen seiner seelischen Beschaffenheit. Aber schon die Art, in der Bröchner eines Tages mit einem Lächeln bemerkte: „Sie lesen wohl Dagbladet prinzipiell nicht," ließ mich mit einem Male das Komische meines Zornes über die Artikel eines Hjerrild einsehen. Mein Gesichtskreis war ja noch eng genug, um mir die Verhältnisse in Kopenhagen als an und für sich bedeutungsvoll erscheinen zu lassen. Ich selbst fand meinen Gesichtskreis umfassend. Eines Tages, als ich mir über mein Inneres Rechenschaft ablegte, schrieb ich als Neunzehnjähriger naiv: „Meine guten Eigenschaften, sie, die meine Persönlichkeit konstituieren werden, wenn etwas aus mir wird, sind eine gewaltige und glühende Begeisterung, eine tüchtige Selbständigkeit im Dienste der Wahrheit, ein weiter Gesichtskreis und ein philosophisch geschultes Denken. Das muß mich mit meinem Mangel an Humor und Leichtigkeit versöhnen."

In wesentlicher Übereinstimmung mit Hans Bröchner fühlte ich mich erst mehrere Jahre nachdem die Bekanntschaft gemacht worden war; aber da hatte ein Studium von Ludwig Feuerbachs Schriften mich hingerissen; denn Feuerbach war der erste Denker, bei dem ich die Entstehung der Gottesidee im menschlichen Geiste in befriedigender Weise erklärt fand. Bei Feuerbach begegnete ich endlich einer Darstellung ohne Umschweife und ohne die gewöhnlichen schwerfälligen Formeln der deutschen Philosophie, eine siegreiche Klarheit, die höchst wohltätig auf meine eigene Denkart wirkte und mir Sicherheit gab. Hatte ich mich mehrere Jahre lang meinem Freunde und Lehrer gegenüber stark als Rechtsstehender gefühlt, so kam jetzt eine Zeit, da ich mich ihm gegenüber mit seinem geheimnisvollen Leben in dem ewigen Reiche des Geistes, dessen Glied er zu sein glaubte, gehörig linksstehend fühlte.

Ich hatte die Jurisprudenz nicht viel länger als ein Jahr betrieben, als mich das Studium hart zu bedrücken begann. Schon die lange Reihe der von Schou herausgegebenen däniſchen Geſetze und Verordnungen, welche die Rückſeite meines Schreibtiſches in deſſen ganzer Länge füllten, war eine tägliche Quelle der Verſtimmung. Ich hatte oft das Gefühl, als könne ich nicht froh werden, ehe die Verordnungen von meinem Tiſch heruntergefegt würden. Und die Vorleſungen waren ſtets ſo langweilig, daß ſie in mir, dem Lebensluſtigen, förmlich den Gedanken an Selbſtmord als letzten Ausweg aus aller Qual auftauchen ließen. So wenig fühlte ich mich zum Juriſten geeignet, daß ich ſtändig meine Zeit mit Hamletiſchen Überlegungen vergeudete, wie ich wohl das Studium aufgeben könne, ohne die Mißbilligung meiner Eltern zu erregen und ohne meiner Zukunft ganz ausſichtslos gegenüberzuſtehen. Und dieſe Grübeleien bedrückten nach und nach ein reichliches Jahr hindurch mein Gemüt wie ein Alp.

Ich hatte mir ein gut Teil Arbeit aufgeladen; ich gab täglich Stunden, um eine kleine Einnahme zu haben, nahm ſelbſt Unterricht in mehreren Fächern und vertiefte mich nicht ſelten in philoſophiſche Werke der Vergangenheit, die in Wirklichkeit zu ſchwer für mich waren, z. B. die Hauptwerke Kants. Unter dieſen Umſtänden begann ich, erſt neunzehnjährig, mich ſchwach zu fühlen. Ich litt an Übelkeiten, wurde nervös, hatte ein Gefühl, als könne ich nicht tief atmen, und als ich das zwanzigſte Jahr erreicht hatte, reagierte meine Natur heftig gegen die Überanſtrengung. Beim Studium von Kants Kritik der Urteilskraft fühlte ich mich eines Tages ſo ſchwach, daß ich den Arzt aufſuchen mußte. Dieſer empfahl körperliche Übungen und den Gebrauch kalter Douchen.

Die Bäder taten mir wohl, und ich gewöhnte mich dermaßen an ſie, daß ich ſie von nun an mein ganzes übriges Leben hindurch nahm. Turnübungen machte ich bei einem Schweden, namens Nycander, der in Kopenhagen eine Anſtalt für ſchwediſche Gymnaſtik gegründet hatte.

Bei ihm traf ich u. a. den bekannten isländiſchen Dichter und Diplomaten Grímur Thomſen, der den Titel Legationsrat führte.

Seine Landsleute waren stolz auf ihn. Isländische Studenten behaupteten, daß Grímur zwölf Oberhemden und drei Paar lackierte Stiefel besäße und in Paris eine Marquise umarmt hätte.

Beim Turnen zeigte Grímur Thomsen sich derb, nicht selten roh in seinen Reden und Andeutungen. Freilich war ich infolge meiner großen Jugend leicht verletzt und nahm Anstoß an Dingen, die ein Älterer ohne Entrüstung angehört hätte.

4

Körperlich war ich andauernd recht schwach. Geistig arbeitete ich unverdrossen. Das Mittel zur Erlangung einer Entscheidung in bezug auf die Studienfrage, das mir nach langem Grübeln am zweckdienlichsten erschien, war folgendes: ich wollte versuchen, eine der akademischen Preisaufgaben, die ästhetische oder die philosophische, zu beantworten, und wenn ich dann die goldene Medaille gewänne, so würden meine Eltern und andere daraus ersehen können, daß ich nicht aus Faulheit mit der Jurisprudenz gebrochen hatte, sondern daß ich wirkliche Anlagen in anderer Richtung besaß.

Schon 1860 hatte ich deshalb sehnsüchtige Blicke auf die gestellten Preisaufgaben geworfen, die in der Vorhalle der Universität ausgehängt waren, aber keine paßte für mich.

1861 war ich entschlossen, die Beantwortung zu versuchen, wenn auch die Aufgaben an und für sich nicht verlockend sein sollten.

Es befand sich darunter eine, welche die Frage nach dem richtigen Verhältnis zwischen Dichtung und Geschichte im historischen Roman zum Gegenstande hatte. Das Thema an sich fesselte mich nicht besonders, aber die Frage war mir nicht fremd, und sie ließ sich in einen großen Zusammenhang stellen: Das Recht des Stoffes gegenüber der Künstlerphantasie im allgemeinen. Ich meinte: wie die menschliche Gestalt in der Bildhauerkunst nicht beflügelt dargestellt, sondern ihr Artbegriff respektiert werden müßte, so müßte das Grundwesen vergangener Zeitalter in der historischen Poesie unangetastet bleiben. Vermittelst zahlreicher und durchgeführter Abstraktionen, die sich auf ungefähr hundertzwanzig Folioseiten erstreckten, und in denen ich wissenschaftliche Schärfe anstrebte, suchte ich eine gründlich fundamentierte Lehre von den Grenzen der dichterischen Freiheit im historischen Roman zu geben. Das

Fundament war allerdings so sorgfältig, daß es die größere Hälfte der Abhandlung einnahm.

Ganz abgesehen von den übrigen Mängeln dieser Anfängerarbeit hatte sie im Hinblick auf die Männer, die sie beurteilen sollten, den, daß darin einer ästhetischen Grundrichtung gehuldigt und das Wort geredet wurde, die ihnen beiden zuwider war. Hegel wurde hier als der Erste auf dem Gebiet der Ästhetik erwähnt, vor dessen imponierender Größe sich zu beugen dem Geiste wohltat. Sein emanzipierter Schüler F. Th. Vischer wurde eingehend behandelt und verteidigt. Von dänischen Denkern wurden fast nur J. L. Heiberg und S. Kierkegaard erörtert. Heiberg wurde zwar ununterbrochen kritisiert, aber mit tiefster Ehrfurcht, und als ein Mann behandelt, dessen kleinste Äußerung von Gewicht war. Dagegen war Sibberns kunstphilosophische Forschung ganz übersehen worden, ja zuweilen wurde Vischer als der erste Urheber psychologischer Entwicklungen gerühmt, die Sibbern viele Jahre vor ihm gegeben hatte. Ich war überhaupt durchaus nicht hinreichend in Sibberns Forschung eingedrungen, die mir teils nicht systematisch genug war, teils mich durch ihre absonderliche Sprachform abgestoßen hatte. Auch Hauch konnte die Verehrung Heibergs nicht angenehm sein, die unzweifelhaft durch alle Nachweise der Unvollkommenheiten und Selbstwidersprüche bei diesem Denker durchschimmerte.

Wenn nun noch dazu kommt, daß die Arbeit jugendlich doktrinär, sprachlich unfrisch war und in ihrer skelettartigen Magerkeit förmlich von Begriffsbestimmungen rasselte, so war es kein Wunder, daß sie nicht den Preis erhielt. In der Beurteilung hieß es ungefähr, daß die Abhandlung in ihrer Art gründlich sei, daß sie mit der Medaille belohnt worden wäre, falls es gegolten hätte, das Verhältnis zwischen Geschichte und Poesie im allgemeinen zu bestimmen, daß sie aber nun, da sie allzu kurz beim Roman verweile, nur eines „sehr ehrenvollen Akzessit“ für würdig erachtet sei.

So wenig unbillig dieses Ergebnis war, so war es doch ein Schlag für mich, der ich meinen Lebensplan für die folgenden Jahre davon abhängig gemacht hatte, ob ich den Preis gewänne oder nicht. Julius Lange, der eines Abends an meine Tür klopfte, um mir das Resultat mitzuteilen, wurde Zeuge meiner Enttäuschung. „Ich begreife, sagte er, daß du nun ausbrichst: Oleum et operam

perdidi! Aber du mußt die Hoffnung nicht um ſolcher Unbedeutendheit willen aufgeben. Ein Glück iſt es, daß du die Öffnung des Kuverts mit dem Namen verboten haſt, falls die Abhandlung nicht den Preis gewänne; denn niemand würde ſich um die ehrenvolle Zenſur kümmern, und ein Akzeſſit würde dir in den Augen der Umgebung ſchaden; es würde dir den Stempel der Mittelmäßigkeit aufdrücken."

5

Der anonyme Inhaber dieſes Akzeſſit beſchloß jedoch, ſeine Richter aufzuſuchen, ihre Bekanntſchaft zu machen und ſich ihnen zu nennen.

Ich ging zunächſt zu Hauch, der damals im Schloſſe zu Frederiksberg in hohen hellen Räumen wohnte. Hauch erſchien mir ungemein zuvorkommend; der damals mehr als ſiebzigjährige Mann ſagte mir jungen Menſchen eine Artigkeit über die andere. Die Abhandlung wäre „außerordentlich gut"; es hätte ihnen ſehr leid getan, mir nicht den Preis zuerteilen zu können; aber ich müſſe ihnen das nicht nachtragen; ſie hätten gehandelt, wie es ihnen ihr Gewiſſen gebot. So in anderthalb Jahren würde ich den „Magiſter" in Äſthetik machen können; der alte Dichter glaubte mir ein gutes Examen prophezeien zu können. Er wunderte ſich über die Jugend ſeines Gaſtes, „konnte faſt nicht begreifen, daß ich in ſo jungen Jahren ſo viel geleſen und gedacht haben konnte," gab mir gute Ratſchläge für die Fortſetzung meiner Studien.

Sibbern war ebenſo herzlich wie Hauch höflich und vorſichtig geweſen war. Sehr drollig war es, daß, während Hauch bemerkte, er ſelbſt habe gewünſcht, mir den Preis zu erteilen — mit einem „ungeachtet" in der Zenſur —, aber Sibbern habe ſich dem widerſetzt, behauptete Sibbern gerade das Gegenteil; er ſei trotz aller Mängel für die Erteilung der Medaille geweſen, aber Hauch hätte ſich dagegen ausgeſprochen. Sie hatten augenſcheinlich einander mißverſtanden; aber das Reſultat war jedenfalls gerecht, ſo daß kein Grund vorlag, ſich zu beklagen.

Sibbern ließ ſich auf Einzelheiten in der Abhandlung ein und war ſtrenger als Hauch. Er bemängelte es, daß der eigentliche Abſchnitt über den Roman fehlte; die Prämiſſen ſeien allzu

weitläufig abgefaßt. Er riet zu einem mehr hiſtoriſchen, weniger philoſophiſchen Studium von Literatur und Kunſt. Er hörte mit Befriedigung von meinen nahen Beziehungen zu Bröchner, während Hauch mir lieber einen Anſchluß an Rasmus Nielſen gewünſcht hätte, den er ſcherzend „eine richtige Kommißbrotnatur“ nannte. Als die Abhandlung zurückgegeben wurde, zeigte es ſich, daß ſie mit treffenden und lehrreichen Randbemerkungen verſehen war, die von Sibberns Hand ſtammten.

So wenig durch dieſe mißlungene Beteiligung an einem Preisausſchreiben gewonnen war, und ſo unzweideutig das Geſpräch mit dem praktiſchen Sibbern mir gezeigt hatte, daß eine Stellung als Lehrer des Däniſchen an einer höheren Schule alles war, was das Magiſtereramen in der Äſthetik mir, der ich von Kindheit an entſchloſſen war, nicht Lehrer zu werden, bringen konnte — dieſes Geſpräch reifte doch in mir den Entſchluß, das juriſtiſche Studium aufzugeben, wohlgemerkt, ſobald ich durch ſiegreiche Beteiligung an der Konkurrenz des nächſten Jahres meine noch zweifelhafte Begabung dargetan hätte.

6

Der nordiſche Studentenkongreß in Kopenhagen, im Juni 1862, gab meinen zwanzig Jahren ihre ſkandinaviſche Weihe. Wie die geſamte damalige ſtudierende Jugend war ich von Herzen Skandinavier, und der Apparat der Zuſammenkunft war wohl geeignet, jugendliche Stimmungen anzufachen. Obwohl ich als unſcheinbarer däniſcher Student auf den beſonders für die Gäſte veranſtalteten Ausflug nach Nordſeeland nicht mitgenommen wurde, alſo auch nicht zu dem von einem Regenguß unterbrochenen Frühſtück, das König Frederik VII. den Studenten im Nordmandsthal bei Fredensborg gab, ließ die Zuſammenkunft doch einen ſtarken Eindruck in mir zurück.

Es war ein hübſcher Anblick, als die Studenten der drei anderen ſkandinaviſchen Univerſitäten über den Sund von Malmö nach Kopenhagen geſegelt kamen. Beſonders wirkten die Norweger, groß, ſchlank, mit ſchmalen Geſichtern unter den Troddelmützen wie ein Wald junger Tannen; das Nationalitätsgepräge trat in ihren Erſcheinungen ſo ſtark hervor, daß ich ſie im erſten Augenblick kaum voneinander unterſcheiden konnte.

Die Feste boten für mich drei schöne Augenblicke.

Den ersten, als bei der Versammlung der Studenten auf dem Frauenplatz nach der Ankunft die Schüler der Metropolitanschule, alle Fenster des Gebäudes füllend, sie mit einem Jubelgeschrei begrüßten. Darin lag eine solche Frische und kindliche Begeisterung, daß manchen dabei die Augen feucht wurden. Es war, als huldigte die noch ferne Zukunft der Jugend, die gegenwärtig in Blüte stand, und prophezeite ihr Glück und Sieg.

Den nächsten, als die Einweihung und Überreichung der vier neuen Fahnen stattfand, die dänische Frauen für die Studenten gestickt hatten. Clausens Rede war pompös, nicht an die Empfänger, sondern an die Fahnen als lebende Wesen gerichtet: Du ziehst über die Ostsee zum Heiligtum bei der Fyris-Au (Upsala) ... Du ziehst über den Kattegat ins Felsenland; ... und die Ansprache an jede der Fahnen schloß: „Dir mögen Glück und Ruhm folgen!“ Stärker noch wirkte Plougs schönes Lied von den auf den Fahnen abgebildeten Göttern, eines seiner besten,

Geister aus der Alten Lieder,
Wallhalls Götter, kehret wieder!

besonders eine Strophe wie diese:

Kommt zurück mit eurem hehren
Ziel für Mannesmut und Ehren,
Euren hellen
Sehnsuchtsquellen,
Eurer Taten Siegeschor.
Kommt zurück mit eures reichen
Wesens tiefem Stammeszeichen,
Eurem freien —
Brudertreuen
Herzen, Götter, kommt hervor!

Am Abend nach dem Tag der Fahnenweihe war eine Festvorstellung für die Kongreßteilnehmer im königlichen Theater, wo Frau Heiberg, strahlend wie immer, mit verdientem Entzücken begrüßt, die Sophie in Heibergs Nein spielte, eine Rosette in den skandinavischen Farben am Gürtel. Hier brachte Paludan-Müllers Prolog, gesprochen von Michael Wiehe, den die dänische Jugend vergötterte, den dritten ergreifenden Augenblick. Ich, der ich von einem schlechten Platz im Hintergrunde des zweiten Ranges den Worten des Dichters lauschte, war kaum der einzige, der sich selt-

ſam bewegt fühlte, als Wiehe, den Blick im Saal umherſchweifen laſſend, ſagte:

Möchte des Nordens Jugend würdig ſpielen
Einſt ihre Rolle, jedermann genügen
An ſeinem Platz. Daß es uns nie gebräche
An Fleiß, an Treue, Gaben und Talenten!
Und möcht er kommen bald, der Führergeiſt
(Vielleicht von ſeinem Genius unerkannt
Weilt er ſchon unter uns), der ſieghaft Große,
Der auf Geheiß des Schickſals wird vollführen
Die große Tat ...

Man ſah ſich unwillkürlich um, ſuchte mit den Augen nach dem, von dem der Dichter kündete.

Man hat die Stimmung auf dieſem Kongreß im Vergleich zu der Stimmung früherer Zuſammenkünfte matt genannt. Von den jungen Teilnehmern wurde ſie nicht ſo empfunden. Es ging ein ſkandinaviſcher Hauch durch alle Gemüter; man fühlte ſich wie von einer hiſtoriſchen Strömung getragen. Es war wie ein böſer Traum, daß die Völker des Nordens ſo viele Jahrhunderte hindurch einander zerſtört und vernichtet, ſich gegenſeitig Blut und Gold abgezapft, die Selbſtbehauptung und Ausdehnung des Nordens in Europa unmöglich gemacht hatten.

Ganz ſchwach war es bei dieſer Zuſammenkunft zu verſpüren, daß Schweden und Norwegen damals eigentlich mehr Freude aneinander hatten und ſich in höherem Grade zuſammengehörig fühlten, als dies bei jedem von ihnen den Dänen gegenüber der Fall war, die ja außerhalb des politiſchen Bündniſſes ſtanden. Ich war vielleicht der einzige Däne, der dies zu verſpüren glaubte, aber als ich meine vermeintliche Beobachtung einem jungen begabten Norweger mitteilte, ließ dieſer ſich ſo wenig auf Widerſpruch ein, daß er bloß antwortete: „Haben Sie es auch bemerkt?“

Gleichwohl bekam man während des Kongreſſes ununterbrochen die Verſicherung zu hören: wenn Deutſchland in der nächſten Zeit Dänemark mit Krieg überzöge — woran niemand zweifelte —, ſo würden Schweden und Norweger die Dänen gewißlich nicht im Stich laſſen. Das Verſprechen wurde weit öfter gegeben als gefordert. Nur war es ſelbſtverſtändlich kindlich von den Teilnehmern, ſolche Verſprechungen, von Studentenführern und Studenten in Feſt-

ſtimmung gegeben, als bindend für die Völkerſchaften und ihre Staatsmänner zu erachten.

Geiſtig bereichernde Bekanntſchaften brachte die Zuſammenkunft mir nicht, trotzdem ich der Wirt zweier Studenten aus Upſala war; doch keiner von dieſen intereſſierte mich. Dagegen ſchloß ich mich aus wiſſenſchaftlichen Gründen kameradſchaftlich dem ſpäter bekannten Schriftſteller Karl von Bergen an, der ſich gleich mir der Philoſophie ergeben hatte und dem geiſtigen Fortſchritt zu dienen hoffte. Karl von Bergen war ein ſelbſtbewußter feierlicher Schwede, der außerordentlich viel Bücher geleſen hatte. Er war damals Neurationaliſt und bot hierdurch einen Berührungspunkt dar; doch war er Anhänger der Boſtrömſchen Philoſophie, die damals das Geiſtesleben Schwedens beherrſchte, und als ſolcher eifriger Theiſt. Hier gab es einen Zuſammenſtoß zwiſchen ihm und mir, deſſen Forſchen und Grübeln ſich immer weiter von dem Glauben an einen Gott außerhalb der Welt entfernte, und ſo wechſelten denn nach der Zuſammenkunft Karl von Bergen und ich Briefe über Theismus und Pantheismus, die die Breite und Stärke von Abhandlungen annahmen.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch blieben der ſchwediſche Eſſayiſt und ich in freundſchaftlicher, wenn auch ſchwacher Verbindung miteinander. Aber von Bergen, zu deſſen Vorzügen weder Charakter noch Urſprünglichkeit gehörten, bewegte ſich mit den Jahren in geiſtiger Hinſicht immer weiter nach rechts und war, an vierzig Jahre alt, ſoweit gelangt, anzubeten, was er verabſcheut hatte, und zu verabſcheuen, was er angebetet hatte. Seine Eitelkeit nahm überdies außerordentliche Dimenſionen an. In einem volkstümlichen Konverſationslexikon, das er übernahm, als der Buchſtabe B an der Reihe war, — und, komiſch genug, bald darauf wieder abgab — wurde die Rubrik von Bergen mit keiner geringeren Weitläufigkeit behandelt, als die Rubrik Bonaparte. Er lieferte Feldſchlachten gegen einige der beſten Frauen und Männer Schwedens, wie Ellen Key und Knut Wickſell, die ihm die Antwort nicht ſchuldig blieben. Als 1889 ſein alter Freund von der Studentenzuſammenkunft einige Vorträge über Goethe in Stockholm hielt, richtete er ſofort ein paar dürftige Gegenvorträge gegen ſie, die weder eine Antwort verdienten noch erhielten. Es war überhaupt ſein Spezialfach geworden, „Gegenvorträge“ zu halten. Als

er wenige Jahre darauf ſtarb, war auch vergeſſen, was er geſchrieben hatte.

Einen anderen jungen ſchwediſchen Studenten ſah ich hier bei der Studentenzuſammenkunft flüchtig, zu dem mein Herz mich im Laufe der Jahre hinziehen ſollte, und der mir ein Freund wurde. Es war der junge Liebling der Götter, Carl Snoilſky. Bei einem Feſte im Roſenborggarten wurde unter anderen Liedern eines ausgeteilt, das begann:

Träumende Lieder uns ſpielend erhoben,
Während der eilende Drache uns trug

und das ich mir mit meinem kritiſchen Spürſinn merkte. Es war von dem damals noch völlig unbekannten jungen Grafen Snoilſky, und es beſaß noch bei weitem nicht die ſeltenen Eigenſchaften, die Kernhaftigkeit und die Plaſtik, die ſeine Poeſie bald auszeichnen ſollten; aber es war das Werk eines Dichters, ein Troubadourlied zu Ehren der däniſchen Frau, ſchmelzend ſüß, und er, der es geſchrieben hatte, war ein Jüngling mit adliger Haltung und regelmäßig ſchönen Zügen — ein Adonis. Im nächſten Jahre kam er wieder, er war mit Chriſtian Winthers Haus eng verbunden und liebte den alten Dichter wie ein Sohn, ſo wie Swinburne Victor Hugo liebte; und in zärtlicher Verehrung und halber Verliebtheit ſaß er zu Frau Julie Winthers Füßen, trotzdem ſie fünfzig Jahre alt war und ihn behandelte wie eine Mutter ihr Lieblingskind.

Doch vergingen mehrere Jahre, ehe eine eigentliche Freundſchaft zwiſchen mir und dem ſchwediſchen Dichter zuſtande kam. Dieſer ſuchte mich eines Tages in meinem Zimmer in Kopenhagen auf und nahm ſich ganz beſonders ſchön aus in einem eng anliegenden Wams aus blauer wattierter Seide. Er war damals in Abweſenheit des ſchwediſch-norwegiſchen Geſandten Chargé d'affaires in Kopenhagen, nachdem er in ſeiner Eigenſchaft als Geſandtſchaftsattaché überall in der Welt herumgekommen war und ſich u. a. lange Zeit in Paris aufgehalten hatte. Er konnte keinen wärmeren Bewunderer ſeiner erſten Lieder haben als mich, und recht häufig verbrachten wir nun unſere Abende gemeinſam in einer Weinſtube in der Tordenſkjoldsgade, wo wir alle Erſcheinungen der nordiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Literatur beſprachen, die wir beide mit Schwärmerei und Kritik geleſen hatten. In vielen Stücken begegneten ſich unſere Urteile.

Es war damals eine Pause in Snoilskys Schaffen eingetreten; sein Gemüt war bedrückt. Es hieß allgemein, obwohl es unwahrscheinlich klang, daß er den Verwandten seiner Frau hätte versprechen müssen, keinerlei Verse mehr erscheinen zu lassen, da diese dergleichen als eines Edelmannes unwürdig erachteten. Jedenfalls quälte er sich in einer Ehe, die für ihn den Verlust der Freiheit bedeutete, ohne die er unmöglich schreiben konnte. Er sprach jedoch nie über diese streng persönlichen Verhältnisse. Aber eines Abends, als wir zusammensaßen, überwältigte die Vorstellung von seiner Unfreiheit Snoilsky dermaßen, daß ihm plötzlich die Tränen über die Wangen liefen. Er konnte sich fast nicht mehr fassen, und als wir spät in der Nacht mitsammen nach Hause gingen, ergoß er sich in einem Strom wehmütiger, halb verzweifelter Äußerungen.

Wohl ungefähr anderthalb Jahre später sahen wir uns wieder in Stockholm; Snoilsky war damals ruhig und würdig. Doch ich mußte oft an jenen Abend denken, als nach einigen Jahren die sogenannte öffentliche Meinung in Schweden gegen den Dichter zu rasen begann, weil ihn die Leidenschaft für seine zweite Gattin ergriffen hatte — eine Leidenschaft, die ihn so lange zu einem Landflüchtigen machte.

Mit den Jahren wurde er in seiner äußeren Haltung immer zurückhaltender und ein bißchen steif, aber im tiefsten Innern war er derselbe, und jeder, der ihn in seiner strahlenden Jugend gekannt hatte, mußte ihn für immer lieb haben.

7

Einen Monat nach der Studentenzusammenkunft verbrachte ich — auf Wunsch meines Freundes Jens Paludan-Müller — ein paar Wochen in dessen Heim bei den Eltern in Nykjöbing auf Falster, wo der Historiker Caspar Paludan-Müller damals Rektor des Gymnasiums war. Es waren schöne und reiche Wochen, an die ich später stets mit Dankbarkeit zurückdachte.

Der alte strenge Vater mit seinem Löwenhaupt und den ungeheuren Brauen imponierte durch seinen Ernst und seinen Scharfsinn, etwas abgesondert von der Welt, wie er es infolge seiner Schwerhörigkeit war, ein Leiden, das in der Familie erblich war. Auch die würdige Hausfrau entstammte einer Familie, die ihren Namen

in der däniſchen Literatur bekannt gemacht hatte; ſie war eine geborene Roſenſtand-Göiske. Jens war ein herzlicher, aufmerkſamer Wirt, die Töchter, jede für ſich ſeltene Menſchen; ſie trugen das Gepräge davon, einer Familie anzugehören, die über die höchſte Kultur des Landes verfügte; die älteſte war weiblich fein, die zweite mit ihrem Gepräge einer Römerin und ihrem Bronzekopf war von ſchöner und ausgeſprochener Eigenart. Die Jüngſte war vorläufig noch weiter nichts als ein liebenswürdiges junges Mädchen. Die weibliche Jugend des Hauſes wünſchte ſich heraus aus der Einförmigkeit des Provinzlebens, und die Befreiung kam für ſie, als der Vater zum Profeſſor an der Kopenhagener Univerſität ernannt wurde. Über der ganzen Familie lag Gemütlichkeit und ein Schimmer ſeeliſcher Vornehmheit ausgebreitet. Im Hauſe wurden zwei junge brave Grafen Reventlow erzogen, die damals noch halbwüchſige Knaben waren, aber beide ſpäterhin ihre Namen rühmlich bekannt gemacht haben. Mehr als vierzig Jahre lang hat der eine von ihnen, der Herausgeber der Papiere der Stammutter, die Verbindung mit dem Gaſt in dem Paludan-Müllerſchen Hauſe aufrecht erhalten.

Oft kam in das Haus ein junger Däne aus Caracas in Venezuela, namens Styrup, von ſeltener faſt weiblicher Schönheit, mit Augen, von denen man träumen konnte. Er ſpielte ſehr ſchön, war bezaubernd ſanft und gefühlvoll. Nachdem er ſich einige Jahre in Dänemark aufgehalten hatte, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück. Häufig kamen der obenerwähnte Grönbeck mit ſeiner ſehr ſchönen Schweſter und andere junge Leute aus der Stadt zu Beſuch, und die Tage vergingen mit Ring- und Federballſpiel, Kämmerchenvermieten, Muſik, Wanderungen im Garten und vergnüglichen Waldpartien.

Von vielen Seiten trat die Schönheit in verſchiedenen Geſtalten mir entgegen. Eines Tages ſagte ich zu Jens: „Eine Art von Schönheit iſt der Schimmer, den die Sonne der Jugend über die Geſtalt wirft; ſie verſchwindet, ſobald die Sonne ſinkt. Eine andere iſt von innen ausgeprägte Form, das Werk des Geiſtes; ſie bleibt, ſo lange der Geiſt ſich kräftig hält. Aber die höchſte Schönheit iſt der Zuſammenklang beider Rhythmen, die ſich um das Daſein ſtreiten. In dieſer Brautnacht der höchſten Schönheit verſchmelzen Geiſt und Natur in Eines.“

Wenige Jahre darauf mußte der alte Hiſtoriker das kleine Büchlein über Gottland herausgeben mit der daran ſich knüpfenden kurzen Biographie zur Erinnerung an ſeinen bei Sankelmark gefallenen einzigen Sohn, und wieder nach wenigen Jahren Frederik Nutzhorns Überſetzung des Apulejus zum Andenken an den Freund des Sohnes, den Verlobten der älteſten Tochter. Durch die Herausgabe dieſer beiden Büchlein war er zu mir in nähere Beziehungen getreten, und das Verhältnis war durchaus freundſchaftlich, bis im Februar 1872 eine Äußerung in einem Artikel, den ich zu meiner Verteidigung geſchrieben hatte, ihm die Feder wider mich in die Hand drückte. Die Äußerung lief darauf hinaus, daß ich ſogar unter den Predigern in der Volkskirche Geſinnungsgenoſſen habe. Caſpar Paludan-Müller erklärte es öffentlich für meine Pflicht, den Mann zu nennen, an den ich hier gedacht habe, da ein ſolcher Verräter nicht im Schoße der Kirche geduldet werden könne. Da ich natürlich nicht den Angeber machen wollte, ſo war ich gezwungen, durch mein Schweigen den Anſchein auf mich zu laden, als hätte ich geflunkert. Damals war der däniſche Mann, an den ich gedacht und der mir ſeine Lebensanſchauung mitgeteilt hatte, nämlich noch am Leben. Es war der verſtorbene Probſt Uſſing, ſeinerzeit Prediger in Mariager, eine ausgezeichnet feine und liebenswürdige Natur, ein in aller Stille überzeugter Anhänger von Erneſt Renan. Ein norwegiſcher Pfarrer, der ſeine Geſinnung teilt, lebt noch.

8

Im Auguſt 1863 führte Julius Lange mich auf einer Fußwanderung in Nordſeeland bei ſeinem anderen berühmten Onkel Frederik Paludan-Müller ein, der ſeine Sommerwohnung in Fredensborg hatte. Sein äußerer Typus war von dem des Bruders Kaſpar nicht wenig verſchieden. Das Merkmal des einen war Wucht, das des anderen Adel. Vor Frederik Paludan-Müller als Dichter hegte ich die tiefſte Bewunderung. Er gehörte zu den wahrhaft Großen der däniſchen Literatur, und ſeine Werke hatten mein Seelenleben derart genährt und geformt, daß ich ohne ſie geleſen zu haben, kaum ganz derſelbe geweſen wäre. Es war ein reines Glück, zu ſeinem Hauſe Zutritt zu haben und aus ſeinem Umgang Nutzen ziehen zu dürfen. Es wurde wie eine Auszeichnung

empfunden, zu den wenigen zu gehören, die er seines Verkehrs würdigte, und zu den noch wenigeren, für deren Zukunft er sich interessierte. Ob wohl die heutige Jugend in Dänemark schaffende Geister bewundert, wie diese damals von einzelnen bewundert wurden? Das ist insofern kaum möglich, als es zurzeit keinen nordischen Künstler mit einem solchen Gepräge ausgesuchter Feinheit gibt, wie es Paludan-Müller besaß.

Die jungen Leute, welche zu ihm kamen, hätten ihm eine jüngere schönere Gattin gewünscht und fanden Frau Charite, wie sie drollig genug hieß, des Dichters nicht ganz würdig. Mit Unrecht; da er selbst mit ihr völlig zufrieden war und augenscheinlich ganz in einer Ehe aufging, die ihr Teil dazu beigetragen hatte, ihn von der Welt zu isolieren. Seine Gattin war noch theologischer gesinnt als er und trat — wovon niemand eine Ahnung hatte — anonym als religiöse Schriftstellerin auf. Doch war sie ohne Rücksicht auf Lebensanschauungen äußerst liebenswürdig gegen jeden, der vor des Dichters Augen Gnade gefunden hatte.

Die kleine alte dürre Dame war die einzige ihres Geschlechtes, mit welcher der Dichter intim war. Alle anderen noch so jungen und schönen Frauen sah er nur an wie Kunstwerke. Doch seine Freude über sie kleidete ihn gerade, weil sie so unsinnlich war. Eines Abends, als er zu Ehren der schwedischen Malerin Fräulein Ribbing, einer seltenen Schönheit, ein kleines Fest gab, forderte er sie auf, sich neben die Büste der Venus von Milo zu stellen, damit die Ähnlichkeit, die in der Tat bestand, augenfällig werden könne. Seine unschuldige begeisterte Freude über diese Ähnlichkeit war herzgewinnend.

9

Zwei andere berühmte Persönlichkeiten, mit denen ich ein bißchen später zum ersten Male zusammentraf, waren Björnstjerne Björnson und Magdalene Thoresen.

Björnson lernte ich im Nutzhornschen Hause kennen, wo der Sohn Ditlev ein leidenschaftlicher Bewunderer des Dichters war. Sein König Sverre vom Jahre 1861 hatte eine Enttäuschung bereitet; aber sein Sigurd Slembe aus dem folgenden Jahre entzückte den Sinn der Jugend durch neue und große Poesie. Björnson war gesellschaftlich wie in der Literatur eine Kraftgestalt,

ſelbſtbewußt, laut ſprechend, offenherzig, ſehr eigenartig in all ſeinen Ausdrücken und durch das Gewicht, das er dem Geſagten zu geben verſtand. Sein Weſen hatte gegenüber dem mehr gedämpften Stil in Kopenhagen etwas Gellendes; er machte den Eindruck eines großen, breitſchultrigen ſehr verwöhnten Kindes. In der Preſſe wurde alles, was er ſchrieb und unternahm, von dem damaligen leitenden Kritiker ausposaunt, der eine eigene herausfordernde Art hatte, Björnſon zu loben, obwohl deſſen Fähigkeiten von niemand ernſtlich beſtritten wurden. Die nationalliberalen Führer, Alfred Hage, Carl Ploug uſw. hatten ihm ihre Häuſer und Herzen geöffnet. Es hieß, daß Heiberg ſich ſeinerzeit zurückgehalten hätte; der alte feine Mann ſollte, ein bißchen entſetzt über das etwas lärmende Weſen des jungen Genies dem Miniſter Krieger gegenüber Bedenken geäußert haben, ihn einzuladen. Auf Kriegers ſcherzhafte Bemerkung: „Ih was! Es iſt ein junger Mann! er muß ſich die Hörner ablaufen," ſollte Heiberg geantwortet haben: „Recht! das muß er! Aber nicht in meiner Wohnſtube! Das iſt kein Ort, wo man ſich etwas abläuft." Frau Heiberg aber war voller Bewunderung für ihn und offenbar ſehr von ihm eingenommen.

In einem Kreiſe von Jüngeren konnte Björnſon beſſer reden als plaudern. Er kam zuweilen mit ziemlich raſchen, abfertigenden Ausſprüchen, z. B. harten Urteilen über däniſche Muſik, mit Ausnahme von Peter Heyſes Kompoſitionen, Urteile, die nicht von genügender Sachkenntnis getragen wurden. Doch vieles von dem, was er ſagte, verriet den geiſtigen Machthaber, deſſen Selbſtgefühl zwar hier und da aufreizend wirken konnte, aber im Grunde ſeine Berechtigung hatte. Er erzählte ungewöhnlich gut, mit maleriſchen Eigenſchaftsworten, die man ſich in dem korrekten Kopenhagen merkte, ſprach von dem gelben Geheul der Wölfe u. dgl. Alles in allem war ſeine Haltung die eines Siegers.

Er vertrat eine Poeſie, die Anſchauung und Sache war, er ſchätzte deshalb eine Poeſie, welche wie die Paludan-Müllers Gedanken- und Formkunſt war, nur wenig, und mißbilligte es derb, daß ich ſie bewunderte.

10

Durch Frederik Nutzhorn lernte ich als junger Anfänger in der ſchwierigen Kunſt des Lebens auch Frau Magdalene Thoreſen

kennen. Unſer erſtes Geſpräch fand an einem ſchönen Sommertage unter freiem Himmel draußen in der Klampenborger Badeanſtalt ſtatt. Obwohl Frau Thoreſen damals wohl ſechsundvierzig Jahre alt war, konnte ihre bräunliche warme Hautfarbe recht gut das ſtärkſte Tageslicht vertragen. Ihr Kopf mit dem ſchweren dunklen Haar war ſüdländiſch ſchön, ihr Mund ſo friſch wie der eines ganz jungen Weibes, ſie hatte ſtrahlende ungewöhnliche Augen. Der Körper war etwas derb, der Gang etwas ſchwerfällig, Haltung und Bewegungen jugendlich lebhaft.

Sie war merkwürdig mitteilſam, offen und herzlich und neigte in ihrer Redeweiſe zu einer nicht geringen Überſpanntheit. Sie hatte damals, urſprünglich von den Björnſonſchen Bauernnovellen angeregt, ihre erſten Erzählungen herausgegeben, Der Student und Signes Geſchichte, die halb der norwegiſchen, halb der däniſchen Literatur angehörten und mit Wohlwollen aufgenommen worden waren. Sie war eine Fiſcherstochter aus Fredericia, die, nachdem ſie harte und freundliche Schickſale durchlebt hatte, vielen bedeutenden Männern und Frauen nahegeſtanden hatte und jetzt zu den anerkannten Perſönlichkeiten ihrer Zeit gehörte. Auch ſie wurde in Frau Heibergs Kreis äußerſt gern geſehen und ſehr geſchätzt.

Im Verhältnis zu ihr als Frau mußte ich beleſen und kenntnisreich genannt werden. Ihre eigene Bildung war ſehr zerſtückelt. Meine Jugend intereſſierte ſie, und ſie feſſelte mich durch ihr warmes Intereſſe die ganzen nächſten fünf Jahre, während deren ſie ſich in Dänemark aufhielt, an ſich. Bald ſchenkte ſie mir ihr Vertrauen, und war dieſes auch kein unbedingtes, ſo hatte doch nie zuvor eine Frau ſich mir in dieſer Weiſe mitgeteilt, am wenigſten eine reiſe und hochbegabte. Dieſe Frau hatte ſtark gefühlt und viel gegrübelt; ſie hatte ein reiches und bewegtes Leben gelebt: aber alles was ſie erlebt hatte, hatte ſie romantiſiert. Ihre dichteriſchen Anlagen liefen auf das Sublime hinaus. Sie war ganz aufrichtig, wollte eigentlich nicht beſchönigen, ſah aber, teils aus Stolz, teils aus Phantaſterei, alles, vom Größten bis zum Kleinſten, durch ſchönfärbende und vergrößernde Brillen, ſo daß eine Überſetzung ihrer Mitteilungen in die Sprache des Alltagslebens äußerſt ſchwierig wurde; und wenn ſich der Alltag in der Mitteilung ahnen ließ, ſo konnte man dieſe nicht in Alltagsbeleuchtung und mit Alltagsmaßſtab wiedergeben, ohne die Dar-

ſtellerin auf das Empfindlichſte zu verletzen. Aus dieſem Grunde wagte ich es nie, unter die Zahl meiner Eſſays eine kleine Lebenszeichnung von ihr aufzunehmen, die ich ganz ſo niedergeſchrieben hatte, wie ſie ſelbſt die Ereigniſſe vor mir idealiſiert hatte. Es war das einer der erſten Artikel, den ich drucken ließ.

Sie ſah ſtarke Naturen, reiche und tiefe Naturen in ärmlichen oder verfehlten Exiſtenzen. Sie ſah umgekehrt infolge mangelnden Scharfblickes zuweilen lauter Unzulänglichkeit bei Weſen mit umfaſſenden Geiſtesgaben; ſo erſchien ihr um dieſe Zeit die dichteriſche Begabung ihres Schwiegerſohnes Henrik Ibſen, der damals noch nicht bekannt und berühmt war, nur unvollkommen. „Was er ſchreibt, iſt flach wie eine Zeichnung," ſagte ſie. Oder ſie ſagte: „Er müßte mehr ſein als Kierkegaards Mitarbeiter." Erſt weit ſpäter entdeckte ſie ſein Genie. Dafür huldigte ſie Björnſon mit verliebter Begeiſterung, und es bereitete ihr Kummer, daß er gerade damals ſich ſehr von ihr zurückgezogen hatte.

Unklare Gefühle ſtießen ſie nicht ab, aber aller ſcharfe und ſpitze Verſtand. Sie war durchweg eine romantiſche Seele. Franzoſentum war ihr zuwider; die franzöſiſche Klarheit erſchien ihr oberflächlich; ſie fand die Tiefe in dem nordiſchen, beſonders norwegiſchen, verſchloſſenen und wortkargen Weſen. Lange hatte ſie ſich vorwärts getaſtet, ohne ſich über die Beſchaffenheit ihrer Gaben klar werden zu können. Ihr Gatte, der für ihre Ausbildung alles getan hatte, was er vermochte, hatte ſogar eine Zeitlang ſich und vielleicht ihr eingebildet, daß ihre Fähigkeiten in der Richtung Baggeſens lägen. Jetzt hatte ſie ihren Beruf und ihren Weg in der Literatur gefunden.

In allen Fragen, die ausſchließlich das Denken betrafen, war ſie außerordentlich unklar. Sie war Chriſtin und Heidin mit gleicher Aufrichtigkeit: Chriſtin aus einem vollen Herzen und mit ehrlichem Hange zum Glauben, Heidin in ihrem Unwillen gegen irgendwelche Lebens- oder Naturverleugnung. Sie ſagte gewöhnlich, daß ſie Chriſtus und Eros gleich innig liebe, oder wohl, daß beide für ſie ein und dasſelbe bedeuteten. Für ſie war das Chriſtentum das Neue, das Moderne, im Gegenſatz zum Rationalismus einer älteren Zeit, ſo daß Chriſtentum und moderne Lebensanſchauung für ſie überhaupt zur Einheit verſchmolzen.

Sie war eine tief weibliche Natur, in der treibende Kraft lag.

In der Fruchtbarkeit ihres Weſens war ſie frei von jeder Selbſtüberſchätzung. Ein ſchönes und geſundes Selbſtgefühl legte ſie nur dann an den Tag, wenn ſie es ſich vorſtellte, daß irgend jemand ſich unterfangen würde, ſie wegen Handlungen oder Ereigniſſe ihres Lebens zu verurteilen oder zu verkennen, über die ſie ſich ſelbſt allein Richter fühlte. Da konnte ſie in ſtarken Ausdrücken betonen, daß ſie ſich durch eigene Kraft aus einer niedrigen und gefährlichen Stellung zu gleicher Höhe mit den beſten Männern und Frauen ihrer Zeit erhoben hätte. Selbſt überſtrömend in ihrem Gefühlsleben und edel veranlagt, bedurfte ſie der Liebe und des Wohlwollens und gab vielfach wieder, was ſie empfing. Fühlte ſie ſich als Gegenſtand kalter und ſtechender Beobachterblicke, ſo wurde ſie unglücklich und ſtumm; war ſie aber ſicher und begegnete keiner Kälte, ſo war ſie lauter Wärme und Schwärmerei; doch nicht in der Weiſe, daß die Schwärmerei ſelbſt ohne Kritik war.

Sie konnte überſchätzen und unterſchätzen, war aber gleichwohl eine feine, faſt geniale Seelenkennerin, die zuweilen durch die treffenden Dinge, die ſie ſagte, überraſchte und durch ihr richtiges Urteil in ſchwierigen pſychologiſchen Fällen in Erſtaunen verſetzte. Sie verſtand z. B. wie wenige die große Künſtlerin, die feine Kokette und die alte Jungfer in Frau Heiberg.

Sie hatte keine moraliſchen Vorurteile; ſie hatte Signes Geſchichte als einen Proteſt gegen die herkömmliche Moral geſchrieben; aber nichtsdeſtoweniger war ſie ganz durchdrungen von chriſtlich-humanen Sittlichkeitsbegriffen, und es lag nichts Aufrühreriſches in ihrer Natur.

Im übrigen war ſie weit mehr Weib als Schriftſtellerin. Ihre Natur war tropiſch im Vergleich mit Frau Charite Paludan-Müllers Nordpolnatur. Sie lebte nicht in wirklichkeitsfernen Vorſtellungen, ſondern in Gefühl und Leidenſchaft, erfüllt von Liebe und Bewunderung, Eiferſucht und Unwillen. Als Weib war ſie glücklich über jede Äußerung der Freude über ihre Bücher, die ihr vor Augen oder zu Ohren kam, und ſah gewöhnlich Hunderte von Gleichgeſinnten hinter dem einzelnen ihr unbekannten jungen Mann, der ihr einen begeiſterten Dankſagungsbrief ſandte. Als Weib war ſie auch ſchmerzlich berührt von Gleichgültigkeit, der ihr warmes Gemüt jedoch ſelten begegnete.

Dieſer reich ausgeſtatteten Frau gegenüber lernte ich mich in-

ſofern von einer neuen Seite kennen, als ich während der Geſpräche mit meiner halb mütterlichen Freundin mich als ein verhältnismäßig kaltes Weſen zu fühlen begann, das ſich im Vergleich ein wenig trocken, unfruchtbar und phantaſielos ausnahm, ein Weſen mit ſcharf zugeſchliffenen Gedanken.

Frau Thoreſen verglich mich eines Tages mit einer unangezündeten gläſernen Lichtkrone, die zwiſchen mehreren anderen, deren Lichter alle angezündet wären, hänge, die zahlreichen Facetten ihrer vielen Kriſtalle funkelten im Flammenſchein, während ſie ſelbſt aus lauter kalten, glatten, blanken, geſchliffenen Prismen beſtünde.

So erblickte ich mich während des Umganges mit Magdalene Thoreſen in einem neuen Lichte, wenn ich mich mit ihren Augen anſah, und mehr als jemals fühlte ich mich betroffen davon, wie ungleichartig die Urteile über mich lauten würden, falls meine verſchiedenen Freunde und Bekannte einzeln ſchildern ſollten, wie ſie mich ſähen. Für Frau Thoreſen war ich Verſtandesmenſch, für andere Leidenſchaftsmenſch, für wieder andere Willensmenſch. Bei Nutzhorns hatte ich den Namen: Der beſcheidene B., anderwärts galt ich für ehrgeizig aus Selbſtgefühl; manche faßten mich als ein weiches Gemüt auf, andere ſahen in mir einen widerborſtigen Irrgläubigen.

In alledem lag eine Aufforderung, ſelbſt zur vollen Klarheit über mein wirkliches Weſen zu gelangen. Die Früchte meiner Arbeit mußten mir zeigen, was und wie ich war.

11

Das juriſtiſche Studium wurde mit gleichmäßiger Ausdauer fortgeſetzt, und allmählich arbeitete ich mich, nachdem ich mich mit dem Zivilprozeß vertraut gemacht hatte, durch das ganze juriſtiſche Syſtem, das Römiſche Recht ausgenommen, hindurch. Aber der hierauf verwendete Fleiß war rein mechaniſch. Mit Luſt betrieb ich dagegen meine anderen Studien, verſuchte auch ſelbſt etwas hervorzubringen und arbeitete in den letzten Monaten des Jahres 1862 eine ſehr große Abhandlung über Shakeſpeares Romeo und Julia aus, die ſich im weſentlichen mit den Grundproblemen der Tragödie beſchäftigte, wie ſie in der damaligen

Äſthetik aufgefaßt wurden; ſie iſt verloren gegangen wie ſo vieles andere aus dieſen Jahren. Ich ſandte ſie an Profeſſor Bröchner und bat mir ſein Urteil aus.

Gleichzeitig begann ich die Ausarbeitung einer Abhandlung über die Schickſalsidee in der griechiſchen Tragödie, als Antwort auf die Preisfrage der Univerſität für das Jahr 1862—1863, und war am 31. Dezember 1862 mit der Einleitung zu Ende, die erſt ungefähr ſechs Jahre darauf veröffentlicht wurde und unter dem Titel Der Begriff: Das tragiſche Schickſal in meine Geſammelten Schriften aufgenommen worden iſt. Daran ſchloß ſich eine bloße Übungsarbeit, in der alle uns erhaltenen griechiſchen Tragödien mit Rückſicht auf die in ihnen niedergelegten Schickſalsvorſtellungen durchgegangen wurden — eine Arbeit, die den größten Teil des nächſten Halbjahres in Anſpruch nahm.

Die veröffentlichte Einleitung gibt ein getreues Bild meines damaligen Entwicklungsſtadiums, teils weil ſie zeigt, in welcher Weiſe ich die Einwirkungen von außen, Kierkegaardſche Gedanken und Hegelſche Methode, verarbeitet hatte; teils weil ſie mit nicht geringer Beſtimmtheit eine Grundeigentümlichkeit meines Weſens und eine Grundrichtung meines Geiſtes verrät, da ſie in jeder Zeile ein Proteſt iſt gegen die Auffaſſung der Schulmeiſter von der Poeſie und einen Nachweis gibt, wie die moraliſchen Begriffe bei der Aufnahme in ein künſtleriſches Ganze ihr Gepräge verlieren und umgeformt werden.

Im November 1862 wurde ich Mitglied einer neugegründeten ſehr großen Geſellſchaft von Studierenden, die ſich alle vierzehn Tage einmal in Borchs Kollegium verſammelte, um Vorträge anzuhören und ſie gemeinſam zu erörtern. Sie umfaßte gewiß an die fünfzig Mitglieder und unter ihnen die meiſten ſpäter bekannt gewordenen Perſönlichkeiten dieſer Generation in Dänemark. Octavius Hanſen (der ſpäter anerkannte Politiker) führte bei dieſen Verſammlungen den Vorſitz und war ſchon damals wie zu dieſem Amte geſchaffen. Keiner hatte eine ſo parlamentariſche Haltung wie er. Er war nicht umſonſt mütterlicherſeits ein Engländer. Vortrefflich nahm er ſich auf der Rednertribüne aus mit ſeinem ruhigen Geſicht, ſeinen ſchönen Augen und dem braunen Bart, lockig wie Perikles' Bart auf den griechiſchen Büſten. Er war gutmütig, rechtſchaffen und kenntnisreich. Von den zahlreichen Mitgliedern war der Philologe Vilhelm

Thomsen sicher der Hervorragendste und der einzige, der später persönliche Bedeutung für mich erhielt, eine rein persönliche Bedeutung; denn Thomsen vermochte im täglichen Verkehr nur hie und da von seinem besonderen Wissensvorrat mitzuteilen. Eines Tages, als vom Keilschriftstudium die Rede war, sagte der junge Philologe halb im Scherz, halb im Ernst: „Und wenn ein Stein von der Sonne herunterfiele mit einer Inschrift von unbekannten Schriftzeichen in einer unbekannten Sprache, so würden wir sie schon zu deuten verstehen.“ Ich mußte dieser Äußerung gedenken, als Thomsen viele Jahre später die alttürkischen Inschriften auf den sibirischen Bergen las.

Es wurden zahlreiche politische Vorträge gehalten. Ich hielt einen über Heibergs Ästhetik.

Am 1. Januar 1863 empfing ich einen Neujahrsbrief von Bröchner, worin dieser schrieb, die Abhandlung über Romeo und Julia habe einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und nach seiner Meinung könne mir unmöglich jemand in bezug auf das Professorat in Ästhetik den Rang streitig machen —, ein Amt, das, der Natur der Sache nach, bald frei werden müsse, da Hauch bei seinem hohen Alter den Lehrstuhl nicht mehr sehr lange bekleiden könne.

So wurde von meinem eifrigen Beschützer das ein Menschenalter hindurch fortgesetzte Gerede über mein Verhältnis zu einem Amt eingeleitet, das allmählich in meinem Leben zu dem wurde, was die Franzosen une scie nennen, ein irritierendes Vexierspiel, an dem ich selbst nicht den geringsten Anteil hatte, das aber an meinem Namen klebte.

Jener Brief versetzte mich in Gemütsbewegung; nicht weil mir in so jungen Jahren eine ehrenvolle soziale Stellung in Aussicht gestellt wurde von einem Manne, der die nötige Sachkenntnis besaß, um meinen Anspruch darauf beurteilen zu können; sondern weil diese lächelnde Aussicht auf ein Amt in meinen Augen eine Falle war, die mich dermaßen fangen konnte, daß ich nicht den Weg der Entsagung ging, der mir allein zu meinem Lebensziel zu führen schien. Ich fühlte mich als ein Apostel; aber der Abstand von einem Apostel zu einem Professor war zu groß. Ich dachte allerdings daran, daß der Apostel Paulus Zeltmacher gewesen war. Aber ich fürchtete, als angestellter Mann den idealen Maßstab für mein

Leben zu verlieren und in Ideenlosigkeit zu versinken. Kam ich erst vom Wege ab, so kam ich nicht so leicht wieder darauf zurück. Es war schwieriger, ein Professorat niederzulegen, als es nie zu übernehmen. Und war man erst Professor, so war man bald verheiratet und ansässiger Staatsbürger, außerstande, zu wagen. Sein Leben nach Bröchners Aufforderung zuschneiden, hieß seine Seele dem Teufel verkaufen.

Ich antwortete also kurz, daß ich zuviel von Hauch hielte, um auf seinen Tod spekulieren zu können oder zu wollen. Aber hierauf wandte Bröchner sehr logisch ein: Ich spekuliere nicht auf seinen Tod sondern auf sein Leben; denn je länger er lebt, desto besser sind Sie darauf vorbereitet, sein Nachfolger zu werden.

Mitte Juni 1863 war die Preisabhandlung ins reine geschrieben. Im September kam die Zensur; die goldene Medaille wurde mir mit einer ehrenden Beurteilung zuerkannt. Außer mir erwarb sie sich mein Freund Jens Paludan-Müller für eine historische Arbeit, und im Oktober wurde uns bei der jährlichen Universitätsfeier die dünne Medaille mit der Athenengestalt ausgehändigt, die ich für mein Teil, weil mir ein Winterüberzieher not tat, am Tage darauf verkaufte. Der Rektor Clausen, der kleine Mann mit dem regelmäßigen verschlossenen Gesicht und dem glatten weißen Haar, sagte uns, er hoffe, daß dies die erste Frucht einer umfassenden Wirksamkeit in der dänischen Literatur werden möge. Doch erfreuter war ich darüber, daß ich bei der Gelegenheit einen Händedruck von Monrad erhielt, der als Kultusminister anwesend war. Obwohl Clausen als Theologe und als bedeutender Nationalliberaler einen Namen hatte, war er mir gleichgültig. Doch auf Monrads Händedruck war ich ein wenig stolz; denn vor dessen politischem Freisinn und besonders vor seiner ungeheuren Arbeitskraft hatten wir Respekt, und von seinem schönen Gesicht mit der Denker- und Herrscherstirn leuchtete überlegene Intelligenz.

12

Am 15. November 1863 vormittags ging ich mit Julius Lange, um Frederik Nutzhorn zu gratulieren, dessen Geburtstag war. Die liebenswürdigen Töchter des Hauses empfingen mich mit der gewöhnlichen Munterkeit. Aber der Vater, der alte Arzt,

ſagte, als ich eintrat: „Sie kommen auch zu einer ernſten Stunde," denn die Beſorgnis wegen Frederik VII. Krankheit ſpiegelte ſich auf ſeinem Geſicht. Dieſe Beſorgnis hatte ihren guten Grund in Anbetracht all der zukünftigen Ereigniſſe, zu denen eine ungünſtige Wendung der Krankheit das Signal geben konnte.

Ich ging mit Julius Lange nach Hauſe, der mir einige wilde Bruchſtücke ſeines „Syſtems" vorlas. Es behandelte die Gegenſätze Sympathie und Kontemplation, dem Ein- und Ausatmen entſprechend; der Ruhepunkt des Atemzuges ſei der eigentliche Bewußtſeinspunkt; alles miteinander jung, abſonderlich und unklar.

Am Nachmittag kam die Nachricht vom Tode des Königs. Abends herrſchte im Studentenverein große Bewegung und tiefe Beſorgnis. Gerüchte ſchwirrten herum von einem Miniſterwechſel, von einem Miniſterium Bluhme-David-Uſſing, und davon, daß der neue König das Grundgeſetz nicht unterſchreiben wolle, von dem man ſich kindlicherweiſe Schleswigs endliche Verſchmelzung mit Dänemark verſprach. An dieſem Abend lernte ich den Dichter Chriſtian Richardt kennen, der mir ſagte, daß ihm mein Geſicht aufgefallen ſei, ehe er meinen Namen gekannt habe. Julius Lange war im höchſten Grade verſtimmt und erbittert. Ploug ging die Treppen hinunter mit der Miene eines Mannes, deſſen Hoffnungen zuſammengeſtürzt waren, und den der Schlag unvorbereitet getroffen hatte. Sein Blatt hatte hartnäckig Mißtrauen gegen den Prinzen von Dänemark geſät.

Die Huldigung ſollte vor dem Schloſſe Chriſtiansborg am 16. November um elf Uhr ſtattfinden. Ich wurde dazu von einem gleichaltrigen Studenten abgeholt, dem jetzigen Biſchof Frederik Nielſen. Dieſer hatte meine Bekanntſchaft als jugendlicher Freidenker gemacht, legte aber glücklicherweiſe ſchon nach wenigen Jahren ſeine Irrtümer ab und ſchrieb ſpäter als tapferer Theologe Artikel und Flugſchriften gegen den Ketzer, den er urſprünglich als Geſinnungsgenoſſen aufgeſucht hatte. Es gibt in Dänemark faſt niemand, der in einem Irrtum beharrt; man legt ihn beizeiten ab, ehe man Schaden an ſeiner Seele nimmt; zuweilen ſogar dermaßen zeitig, daß er auch weltlich kein Hindernis für die Laufbahn wird.

Auf dem Schloßplatz war es ſchwarz von Menſchen, die ſich zum größten Teil in nicht geringer Aufregung befanden. Hall,

der damals Premierminiſter war, trat ernſt und hochaufgerichtet auf den Altan des Schloſſes hinaus und ſprach, erſt mit dem Rücken gegen das Schloß gewandt, dann nach links und rechts folgende Worte: „König Frederik der Siebente iſt tot. Lang lebe König Chriſtian der Neunte!“

Darauf trat der König heraus. Es ertönten kräftige Rufe, ſicherlich verſchiedene Hochrufe, aber doch noch mehr und lautere Rufe: „Es lebe das Grundgeſetz!“ die keineswegs eine Huldigung bedeuten ſollten. Im Abſtand, oben vom Schloßaltan, konnte man freilich die Rufe nicht unterſcheiden. Da der König ſie als Hochrufe für ſich auffaßte, verneigte er ſich mehrmals artig, und da die Rufe andauerten, warf er Kußhände nach beiden Seiten. Die Wirkung war eine andere als die beabſichtigte. Man faßte dieſe Bewegung nicht als einen treuherzigen Ausdruck des reinen Wohlwollens auf. Man war eine andere Haltung ſeitens ſeines Königs gewöhnt. Bei all ſeinen Schwächen und Gebrechen war Frederik VII. in ſeinem Auftreten ſtets der Vater; holdſelig von oben herunter; den Kopf zurückgeworfen und wohlbeleibt, gnädig und herzlich mit der Hand ſchwenkend: Dank, Kinder, Dank, geht nun nach Hauſe und grüßt eure Frauen und Kinder vom König! — Es war undenkbar, daß Frederik VII. ſich vor dem Volke verneigen, geſchweige denn ihm Kußhände werfen konnte.

Abends wurde im Studentenverein eine ſtürmiſche Verſammlung abgehalten. Wilhelm Rode hielt die Hauptrede und betonte ſcharf, daß mehr dazu gehöre, um die Herzen des däniſchen Volkes zu gewinnen, als eine Kußhand und eine Paradeverbeugung. Die neue Dynaſtie, deren Haupt jahrelang in der nationalliberalen Preſſe angeſchwärzt worden war, beſonders im Faedrelandet, das den Thronfolger als deutſchgeſinnt verdächtigt hatte, war noch ſo ſchwach, daß keiner von den Studenten es für notwendig hielt, auf den ſtattgefundenen Thronwechſel die ſchuldige Rückſicht zu nehmen. Teils war man von der Zeit Friedrichs VII. gewöhnt, in bezug auf die Perſon des Königs rückſichtslos von der Leber weg zu reden — das war der übliche Ton und hatte nichts zu ſagen, da die große Bevölkerung ihn liebte —, teils betrachtete man das Geſchehene nicht als unwiderruflich. Alles kam darauf an, ob der König den Grundgeſetzentwurf unterſchreiben würde, und ſelbſt die bedächtigſten und konſervativſten, die eine ſolche Unterſchrift für

unheilschwanger ansahen, hielten es für möglich, daß Christian IX. verjagt werden würde, falls er den Entwurf nicht unterschriebe. Man kann sich also eine Vorstellung davon machen, wie die Heißsporne sprachen. Die ganze Stadt war im Fieberzustande, und es hieß, daß Prinz Oskar drüben auf Schonen läge, bereit, beim ersten Wink über den Sund zu kommen und sich im Namen König Karl XV. huldigen zu lassen. Die skandinavisch Gesinnten wünschten diese Lösung, welche die drei Reiche ohne Schwertstreich vereinigt hätte.

Während der Versammlung lief ein Gruß vom Polizeidirektor Crone ein, der mündlich in der unglaublich formlosen Form überbracht wurde, daß der Polizeimeister ein so guter Skandinavier sei, wie nur einer, daß er aber die Studenten bäte, sich um ihrer selbst willen jeder Straßenunruhen zu enthalten, die ihn zum Einschreiten nötigen müßten.

Ich, der ich auf dem Schloßplatz stand, in der Menge verloren, und abends bei der Studentenzusammenkunft Zuhörer der leidenschaftlichen Aussprüche war, die da fielen, fühlte mich freilich von heftigen Stimmungen bewegt, war aber ganz unsicher in bezug auf die politische Frage, deren Tragweite ich nicht überschauen konnte. Ich hegte Besorgnis wegen der drohenden Haltung der fremden Mächte, falls der Entwurf unterschrieben werden würde. Der alte C. N. David hatte in seinem Hause gesagt: sollte es in seine Hand gelegt werden, was er jedoch nicht hoffen wolle, so erlaube er nicht, daß der Entwurf unterschrieben würde, und wenn er der einzige in Dänemark wäre, der so dächte, da wir dann die Garantie für unser Bestehen verloren hätten und zwei Feinde statt eines, außer Deutschland noch Rußland, bekommen würden.

An demselben Abend schrieb ich für mich: „Bei solchen Gelegenheiten empfindet man so recht, wie schwer es ist, eine eigentlich moralische Existenz zu führen. Ich bin nicht scharfblickend genug, um die Folgen dessen, was mir wünschenswert erscheint, einzusehen, und man kann nicht mit gutem Gewissen sich in Dinge mischen, die man nicht versteht. Nichtsdestoweniger war ich, als ich auf dem Platze vor dem Schlosse stand, derart aufgeregt, daß ich sogar eine Neigung verspürte, als politischer Redner aufzutreten, Grünschnabel, der ich bin."

Am 18. November war das Fieber in der Stadt aufs höchste gestiegen. Von morgens ab wimmelte es auf dem Schloßplatz von Menschen. Orla Lehmann, der damalige Minister, trat aus dem Schloßportal, bahnte sich einen Weg durch die Menge und rief immer wieder nach beiden Seiten: „Er hat unterschrieben! Er hat unterschrieben!“ — er sagte nicht: „der König“.

Es kam nun sieben Wochen hindurch für die Bevölkerung ein ununterbrochenes Wechseln und eine kaleidoskopische Veränderung der Situation. Das Verhältnis zu allen ausländischen Mächten und das zu Schweden-Norwegen hatte für die dänische Allgemeinheit allwöchentlich ein verschiedenes Aussehen. Schwedens Zurückweichen machte einen sehr bitteren Eindruck; man hatte der Öffentlichkeit eingebildet, daß eine Alliance geschlossen sei. Dann erfolgte die „Pression“ in Kopenhagen von den Gesandten aller Mächte, damit die Regierung die Novemberverfassung zurücknähme; hierauf der Brief des Kaisers von Rußland an den Herzog von Augustenburg, endlich Holsteins Besetzung mit deutschen Truppen, mit all der Last und Schande, die das dänische Heer dadurch erleiden mußte, indem Holstein kampflos geräumt wurde und man dem Herzog, Spott und Hohn über die Dänen ausschüttend, in allen holsteinischen Städten huldigte.

Weihnachtsabend kam die Botschaft von der Einberufung des Reichsrates gleichzeitig mit dem Ministerwechsel, der Monrad an die Spitze des Landes stellte und in Verbindung hiermit ein Gerücht, daß die einundzwanzigjährige Mannschaft sofort einberufen werden sollte. Dies erwies sich als unrichtig, und unaufhörlich waren nun die jungen Leute innerlich bald auf den Krieg gefaßt und für ihn begeistert, bald glaubten sie, daß es keinen Krieg geben werde. In den ersten Tagen des Januar hoffte man auf Grund des Gerüchtes, daß die letzte englische Note Hilfe zugesagt hätte, falls die Eider überschritten würde, daß dem Kriege vorgebeugt werden könne, wie man auch auf Monrads Diktatur vertraute.

Frederik Nutzhorn, der nicht an den Krieg glaubte, unternahm eine Romreise; Jens Paludan-Müller, der einberufen worden war, lag in Rendsburg, bis die deutschen Truppen einrückten; Julius Lange, der als eben Verlobter ungern seine Arbeit unterbrochen

und seine Aussichten für die Zukunft hinausgeschoben sehen mochte, war nach Iselingen gegangen, wo er seinerzeit seine Verlobte kennen gelernt hatte. Unter diesen Verhältnissen suchte ich, als einundzwanzigjähriger Student, der seine Universitätsstudien beendet hatte, mein Examen mir so schnell wie möglich vom Halse zu schaffen. Ich schrieb Ende 1863 an meinen Lehrer Professor Bröchner, der mir eine kurze philosophische Übersicht als Vorbereitung zur Universitätsprüfung versprochen hatte: Ich melde mich unter den allerungünstigsten Umständen, da mein Kopf nun seit mehr als einem Monat mit den Tagesereignissen so beschäftigt ist, daß ich weder lernen noch denken konnte, und die Examenszeit selbst scheint noch unruhiger werden zu wollen. Doch darf ich jetzt nicht zurückweichen, da ich sonst riskiere — was möglicherweise trotzdem geschieht —, durch Session und Einberufung am Examen verhindert zu werden, und so vielleicht als studiosus in meinem Grabe liegen muß statt als candidatus magisterii, welches letztere sich doch ungleich stattlicher ausnimmt und befriedigender ist für einen ehrgeizigen Menschen wie Ihren hochachtungsvollen und innig ergebenen usw.

14

Kurz vorher hatte ich zum ersten Male Professor Rasmus Nielsen besucht. Dieser war höchst zuvorkommend, kannte mich, da er sich vielleicht besann, mich examiniert zu haben, und hatte eine ganze Stunde zum Gespräch mit mir übrig. Er war wie immer geweckt und feurig, vollkommen frei von Blasiertheit, aber mit einer kleinen Spur von Scharlatanerie. Sein Gespräch war lebhaft und springend wie seine Vorlesungen; es war etwas Bezauberndes an dem Blick der klaren grünen Augen, ein genialer Schimmer über diesem Gesicht. Er sprach lange über Herbart, von dessen Ästhetik er übrigens nur geringe Kenntnis verriet, dann über Hegel, Heiberg, Kierkegaard. Zu meiner höchsten Verwunderung eröffnete er, entgegen den Anschauungen, die er öffentlich verfochten hatte, eine Aussicht darauf, daß die Wissenschaft, „wenn die Analysen einmal so weit geführt wären", zur Möglichkeit des Mirakels kommen könne. Hier verletzte er mich in meinem Allerheiligsten.

Nielsen hatte damals kürzlich vom Katheder das Aufgeben seines lange vertretenen Kierkegaardschen Standpunktes verkündet

mit der Wendung, daß „das Kierkegaardſche ſich nicht durchführen ließe“; er hatte, vielleicht ein wenig unter dem Einfluß ſeiner Bekanntſchaft mit der Königinwitwe, die ihn damals häufig mit Grundtvig zuſammen einlud, ſich Grundtvigianiſchen Anſchauungen genähert — wie Bröchner ſpitz von ihm ſagte: „weiter ab von Kierkegaard und näher zur Königinwitwe“.

15

Ich reichte alſo mein Geſuch ein, mich einer Magiſterkonferenz unterwerfen zu dürfen; der unermüdliche Bröchner hatte ſchon die Sache dem Dekan vorgetragen, der von allem unterrichtet war und auch wußte, was für große Eile der Examinand hatte. Infolge des langſamen Geſchäftsganges der Univerſität erhielt ich indeſſen erſt einige Wochen ſpäter meine Hauptaufgabe, die zu meinem Entſetzen folgendermaßen abgefaßt war: „Das Wechſelverhältnis zwiſchen dem Pathetiſchen und dem Symboliſchen im allgemeinen zu beſtimmen, um dadurch den Gegenſatz zwiſchen Shakeſpeares Tragödien und Dantes Divina Commedia zu beleuchten, ſowie die Abwege, die ein einſeitiges Übergewicht eines jener beiden Elemente möglicherweiſe hervorbringen müßte.“

Dieſe Aufgabe, die von R. Nielſen geſtellt worden war, iſt bezeichnend für die gegen alle Geſchichte gleichgültige, rein ſpekulative Art, in der zu jener Zeit die Äſthetik an der Kopenhagener Univerſität betrieben wurde. Sie war außerdem mit unverzeihlicher Nachläſſigkeit formuliert; es war unmöglich, aus ihr zu erſehen, was unter dem Wechſelverhältnis, von dem ausgegangen und das als gegeben vorausgeſetzt wurde, verſtanden werden ſollte. Selbſt ein ſo ſpekulativer Grübler wie Frederik Paludan-Müller nannte die Aufgabe geradezu ſinnlos. Es hatte den Anſchein, als ſtelle ihr Urheber ſich Shakeſpeares Dramen und Dantes Epos als durch eine Art kunſtgerechter Miſchung pathetiſcher und ſymboliſcher Elemente entſtanden vor, und als wolle er auf die Gefahren einer Vertauſchung des richtigen Verhältniſſes aufmerkſam machen. Auf die Gefahr z. B., daß das Symbol das Übergewicht in der Tragödie, das Pathos das Übergewicht in der Epopöe erhalten könne; oder auf die Gefahren in der Übertreibung dieſes Verhältniſſes, daß zu viel tragiſches Pathos, zu viel epiſche Symbolik entſtehen könnten.

Aber es fehlte ja völlig an einer wiſſenſchaftlichen Begriffsbeſtimmung der Ausdrücke. Ich mußte ein ganzes Kapitel auf die Unterſuchung verwenden, was für einen Sinn das mir aufgegebene Problem habe.

Die Abhandlung, zu deren Ausarbeitung eine Friſt von ſechs Wochen gegeben war, wurde, 188 Folioſeiten groß, zur rechten Zeit abgelieſert. Sie iſt infolge der Unvernunft der Frage ſelbſt nie veröffentlicht worden.

In einer Nachſchrift hieß es: „Ich bitte meine hochgeehrten Richter, zu bedenken, in welcher Zeit dieſe Abhandlung ausgearbeitet worden iſt, einer Zeit, ſo bewegt, wie ſie keiner von uns Jüngeren erlebt hat, und in der ich für mein Teil oft mehrere Tage hintereinander außerſtande geweſen bin, zu arbeiten, und mich geſchämt hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre.

Zur Erklärung dieſer Worte folgende Aufzeichnung auf einem Blatt Papier aus jenen Tagen:

Sonntag, den 17. Januar. Heute erhielt ich Brief, daß ich meine Hauptaufgabe morgen um fünf Uhr holen könne.

Montag, den 1. Februar. Heute bekamen wir Nachricht, daß die Deutſchen über die Eider gegangen und die erſten Schüſſe gewechſelt ſind.

Sonntag, den 6. Februar. Heute erhielten wir die ſchreckliche, unverſtändliche, aber nur allzu gewiſſe Nachricht, daß das Danewerk ohne Schwertſtreich aufgegeben wurde. Dieſer Eindruck iſt unbeſchreiblich, überwältigend.

Donnerstag, den 18. Februar. Es muß wohl nun leider als gewiß betrachtet werden, daß Jens Paludan-Müller, mein lieber Freund, bei Overſö den 5. Februar gefallen iſt.

Den 28. Februar. Heute erhielten wir Gewißheit. — Nachts $1^1/_2$ Uhr fertig mit der Abhandlung.

16

Alle meine Gedanken drehten ſich in dieſer Zeit um den Wunſch, ein guter Soldat für mein Land werden zu können. Nichts wollte ich lieber; doch ich fühlte mich körperlich ſehr ſchwach. Als die erſten Nachrichten von den Kämpfen bei Midſunde und Buſtrup kamen, empfand ich einen heftigen Trieb, Julius Lange

auf die Reserveoffizierschule zu folgen. Bei der Nachricht von der Räumung des Danewerkes sank die Begeisterung; es war, als sähe ich die Aussichtslosigkeit des Krieges vor mir. Indessen, es war ja für mich nicht so wehmütig wie für Lange, in den Krieg zu sollen. Ich war los und ledig, und es erschien mir als eine Wonne, gleich vom Examentisch in ein Feldleben zu kommen und statt des lesewütigen Studenten ein Leutnant zu werden. Hauptsächlich trieb mich die Lust zum täglichen Verkehr mit Lange zur Offiziersschule und ins Feld. Aber die Kameraden erklärten mir, selbst wenn Lange und ich zusammen aus der Schule kämen, so brauchten wir durchaus nicht in dieselbe Abteilung zu kommen; und worauf es bei einem Offizier ankäme, das wäre ja gerade die unbedingte Selbständigkeit. Sie hielten mir auch vor, wie unwahrscheinlich es sei, daß ich auch nur das geringste nützen könnte oder irgend eine andere Aussicht hätte, als schleunigst in ein Lazarett zu kommen. Ich selbst glaubte im Grunde nicht, die Strapazen aushalten zu können, da die Unteroffiziersaspiranten mit einem Gepäck zum Heere abgingen, das ich kaum hätte tragen können. Daß man mich bei der Musterung zum Gemeinen nehmen würde, konnte ich auf Grund meines schwächlichen Körperbaues unmöglich glauben; aber jeden Tag erwartete ich wie alle anderen, daß es zur Stellung für meine Altersklasse kommen würde.

Vorläufig arbeitete ich nun mit aller Macht daran, meine körperlichen Kräfte und Fertigkeiten zu entwickeln. Ich beteiligte mich täglich an Fechtübungen, auch an solchen mit Reiterpalaschen; ich nahm Unterricht im Bajonnettfechten und beteiligte mich nachmittags an den von Offizieren geleiteten Schießübungen — mit den altmodischen Vorderladergewehren, die ja noch beim Heere in Gebrauch waren. Sehr glücklich war ich, als eines Tages der Fechtlehrer, Herr Hagemeister, einer der vielen vortrefflichen alten holsteinischen Unteroffiziere mit Leutnantsrang, mir „Talent für Fechten" zuerkannte.

17

Inzwischen ging das Examen seinen Gang. Als wirkliche Kuriosa mögen hier die Aufgaben folgen, die mir gestellt wurden. Die drei schriftlich auszuarbeitenden lauteten:

1. Inwiefern kann die Poesie die ideale Historie genannt werden?

2. Auf welche Weise müssen die philosophischen Grundsätze Spinozas und Fichtes zur Verkennung der Schönheitsidee führen?

3. In welchem Verhältnis steht das Komische zu seinen Grenzen und verschiedenen Gegensätzen?

Die drei durch Universitätsvorlesungen zu beantwortenden Fragen waren folgendermaßen abgefaßt:

1. An Dichtwerken in unserer Literatur zu erläutern, inwiefern sich die Poesie die Aufgabe stellen darf, die Idee in einer Form darzustellen, die mit dem philosophischen Verständnis zusammenfällt.

2. Die eigenartigen Beiträge zu einer philosophischen Bestimmung der Idee nachzuweisen, welche die Ästhetik besonders bietet.

3. Welches sind die Vorzüge und Mängel der Schillerschen Tragödie?

Diese Aufgaben können wohl im Verein mit der Hauptaufgabe ein Stück Zeitgeschichte genannt werden; sie geben ein scharfes Bild von der Art der damaligen dänischen Wissenschaftlichkeit mit ihren eigenartigen philosophischen Sprachwendungen. Kaum mehr als eine oder höchstens zwei von ihnen könnte man sich heutzutage als Examensfragen denken.

Nach der letzten (und besten) Vorlesung über Schiller, die nach sechsstündiger Vorbereitung am 25. April gehalten wurde, berieten die Richter, Hauch, Nielsen und Bröchner an zehn Minuten, worauf die Zuhörer hineingerufen wurden und R. Nielsen folgendes Bekenntnis vorlas:

„Der Kandidat hat sowohl durch seine größere Abhandlung wie durch die kleineren schriftlichen Proben und die mündlichen Vorlesungen eine solche Sachkenntnis, Geistesreife und Originalität in der Behandlung seiner Stoffe an den Tag gelegt, daß wir mit Rücksicht darauf ihm einstimmig das Zeugnis admissus cum laude praecipua zuerkannt haben."

18

Der ungewöhnlich günstige Ausfall dieses Magisterexamens lenkte in akademischen und anderen Kreisen die Aufmerksamkeit auf mich. Das Zeugnis admissus cum praecipua laude war früher

äußerſt ſelten erteilt worden. Hauch legte in ſeinem Hauſe ſeine Zufriedenheit in den ſtärkſten Ausdrücken an den Tag. Die Konferenzrätin Hauch hielt meinen Großvater auf der Straße an und teilte ihm mit, daß ſein Enkel der tüchtigſte und kenntnisreichſte junge Menſch wäre, den ihr Mann während ſeiner Univerſitätspraxis kennen gelernt hätte. Bei einem Dankbeſuch, den ich dem alten Dichter nach dem Examen ablegte, ſagte dieſer wörtlich: „Ich bin ein alter Mann und muß bald ſterben. Sie ſollen mein Nachfolger an der Univerſität werden; ich will es vielen ſagen; ja, ich will es noch auf meinem Sterbebette ſagen.“

Seltſam genug, ſagte und diktierte er es wirklich ſieben Jahre ſpäter auf ſeinem Sterbebett, ganz, wie er es damals verſprochen hatte.

Auch in Bröchners Hans wurde viel davon geſprochen, daß ich Profeſſor werden ſolle. Ich ſelbſt war darüber verſtimmt, dachte nur an den Krieg, hegte nur den Wunſch, zum Soldaten tauglich zu ſein. Hauch billigte es, daß ich gern Soldat werden wollte: „Das iſt brav von Ihnen, wenn Sie es nur aushalten können.“ Als ich es ihm beſtätigte, daß ich erſt zweiundzwanzig Jahre ſei (er ſelbſt war dreiundſiebzig) hüpfte er ein wenig im Stuhl in die Höhe und ſagte: „Ja, es iſt unglaublich, daß Sie in dem Alter ſo weit ſein können.“ — Von den Profeſſoren war Rasmus Nielſen der einzige, der mich nicht mit akademiſchen Zukunftsausſichten unterhielt; aber er war derjenige, der in ſeiner Anerkennung am weiteſten ging: „Nach unſerer einſtimmigen Anſchauung,“ ſagte er, „ſind Sie der Erſte von all den jüngeren Leuten.“

Um ſo feſter war ich entſchloſſen, mich nicht blutjung in einem Profeſſorenpoſten lebendig begraben zu laſſen, ohne gelebt und frei geatmet zu haben. — Ich hätte mir alle Sorgen ſparen können.

19

Wenige Tage darauf, am 10. Mai, wurde auf einen Monat der Waffenſtillſtand geſchloſſen, der nach allgemeiner Auffaſſung den Übergang zum Frieden bilden mußte, falls dieſer unter leidlichen Bedingungen zu erlangen war. Es hieß und wurde bald beſtätigt, daß Nordſchleswig auf der Londoner Konferenz Dänemark angeboten worden war.

Zum Unglück schlug Dänemark das Anerbieten aus. Am 26. Juni brach der Krieg von neuem los; zwei Tage darauf war Alsen verloren. Als die junge Mannschaft jetzt zur Musterung einberufen wurde, stellte man mich wegen zu schwächlichen Körperbaues für das nächste Jahr zurück. Sollte der Volkskrieg, von dem allgemein gesprochen wurde, aufflammen, so war ich entschlossen, trotzdem mitzugehen.

Aber das Ministerium Bluhme-David löste das Monrads ab und schloß den schweren Frieden.

Dieser Friede schien mir bei weitem nicht die Entscheidung zu sein; dazu war ich zu unerfahren. Ich sah richtig voraus, daß in einer nahen Zukunft die europäischen Verhältnisse zu neuen Kriegen Veranlassung geben würden; aber ich zog daraus den unrichtigen Schluß, daß neue Kämpfe um Schleswig oder jedenfalls dessen Rückgabe an Dänemark die Folge sein würden.

Vorläufig eröffnete der Frieden, so niederdrückend er auch war, die Möglichkeit zu neuem ungestörten Studienleben, zu neuer Vertiefung in wissenschaftliche Arbeiten.

Da ich nach Abschluß der Universitätsstudien darauf bedacht sein mußte, mir mein Brot zu verdienen, gab ich nicht nur wie früher private Unterrichtsstunden; ich ließ mich für eine Reihe von Vorlesungen engagieren, zuerst von einem Kreise, in dem ich nordische und griechische Mythologie vortrug, dann von einem anderen in dem Davidschen Hause, wo ich die Seelengeschichte der modernen Literatur vor geweckten Zuhörern, darunter jungen schönen Mädchen, entwickelte. Endlich ließ ich mich von meinem alten Rechenlehrer aus der Schulzeit, Herrn Jemmer, als Lehrer der dänischen Grammatik und Sprache in seinem Kursus für Volksschullehrerinnen in der Gotersgade anwerben. Der Unterricht langweilte mich gründlich; aber er hatte das Pikante, daß der Lehrer drei Jahre jünger war als die jüngsten seiner Schüler; denn diese mußten volle fünfundzwanzig Jahre sein, waren also in seinen Augen recht alt, selbst wenn sie für den Kursus die Jüngsten waren. Aber es gab unter ihnen viel ältere Mädchen, ja sogar eine Prediger- oder Schullehrerwitwe von über fünfzig Jahren, eine arme Person, die in dem Alter von vorn beginnen sollte, trotzdem sie fürchterlich unbegabt war. Es war nicht ganz leicht für einen Lehrer, dem noch kein Barthärchen im Gesicht keimte,

ſich hier in Reſpekt zu ſetzen. Aber es gelang, da die Schüler ſo nett waren.

Ein ſpannender Zeitpunkt war es, wenn meine Schülerinnen ſich zum Volksſchullehrerinnenexamen ſtellten und ich ſelbſt als Zuhörer dabei zugegen war. In einem Briefe von mir an einen Freund heißt es von einem ſolchen Examen:

„Meine Damen ſind zum Examen geweſen und beſtanden vortrefflich; ſie bekamen alle Nr. 1, ausgenommen eine; aber das war auch die beſte von ihnen allen, ſie, die geniale, von der ich dir erzählt habe. Und dann iſt ſie außerdem ſchön — die Schafsköpfe! Du hätteſt übrigens Holbecks (des Schuldirektors) Fragen mit anhören ſollen. Seine Folies dramatiques müſſen notwendigerweiſe die franzöſiſchen ausſtechen. Er fragte z. B.: ‚Was iſt das für ein Dichter, von dem wir ſo viel leſen, daß wir aus dem Grunde weniger von Ewald leſen?‘ — Ferner durcheinander: ‚Wann gebraucht man Parentheſen?‘ Und ‚Was zeichnet Chriſtian Winthers Poeſie beſonders aus?‘ Die Antwort auf das erſtere ſollte lauten: ‚Wenn man ſeine Gedanken verbergen will.‘ Er meinte wahrſcheinlich nicht Parentheſen ſondern Gedankenſtriche. Betreffs Chriſtian Winthers Poeſie war die Antwort die köſtliche: ‚Er iſt Lyriker.‘ — Es wurde, glaube nur, äſthetiſiert bei dieſem Abfragen. Aber es geſchah ſehr ſelten, daß Holbeck einen Satz richtig analyſierte.“

Ich blieb Lehrer an dieſem Kurſus bis zum Herbſt 1866. Als ich Abſchied nahm, hatte ich die Befriedigung, daß eine der Damen ſich erhob und mir mit einer kleinen Rede für den guten Unterricht dankte.

20

Im übrigen betrieb ich meine Studien mit Luſt und Liebe, las große Mengen Schönliteratur und ſetzte meine Beſchäftigung mit der deutſchen Philoſophie fort, indem ich mich jetzt hauptſächlich, aber ohne ſonderlich großen Nutzen in Trendelenburg vertiefte. Weit mehr Gedanken ſetzte Gabriel Sibbern infolge ſeines durchgeführten Skeptizismus in Bewegung. Gerade in dieſen Tagen machte ich deſſen Bekanntſchaft. Alt vor der Zeit, kahlköpfig mit vierzig Jahren, vom Podagra geplagt, obwohl er ſtets das enthaltſamſte Leben geführt hatte, war Gabriel Sibbern mit ſeinem klaren Geſicht, den klugen Augen und den ſelbſtändigen Gedanken eine

befreiende Erscheinung. Er hatte sich aus allen dänischen Vorurteilen herausgewickelt. „Es ist noch viel Phlogiston in unserer Philosophie," pflegte er zu sagen. — —

Lange hatte ich es mir gewünscht, zur wissenschaftlichen Klarheit über das musikalische Element der Sprache zu gelangen. Ich hatte mich sehr viel mit Metrik beschäftigt. Brückes Untersuchungen gab es ja damals noch nicht; aber ich wurde gefesselt von Apels Versuch, Noten (Viertel-, Achtel-, punkierte Achtel- und Sechzehntelnoten) als metrische Zeichen zu verwenden, und von J. L. Heibergs Bestrebungen, dieses System für dänische Verse zur Anwendung zu bringen. Doch das System war zu willkürlich, als daß sich darauf bauen ließe. Ich beschloß daher, um zur tieferen Einsicht in das Wesen des Verses zu gelangen, mich mit der Theorie der Musik vertraut zu machen, von der ich glaubte, daß sie mir neue Horizonte für die Auffassung der Harmonien der Sprache eröffnen müsse.

Mit dem Beistande eines jungen mir verwandten Musikers, des später als Komponisten und Konzertmeister bekannten Victor Bendix, vertiefte ich mich in die Mysterien des Generalbasses, ja, schrieb die ganze Harmonienlehre nieder. Ich lernte mich in der barbarischen Sprache der Musiker ausdrücken, von scala-artigen Fünfklängen in Moll sprechen und verstehen, was eine harmonische Mehrdeutigkeit heißt; ich erforschte Stimmenführung, zulässige und unzulässige Oktaven; aber ich fand nicht, was ich zu finden erwartete. Ich komponierte einige kleine Melodien, die ich selbst sehr schön fand, für die mich mein junger Lehrer aber mit vollem Recht auslachte, und von denen dieser in ausgelassener Stimmung eines Abends in einer größeren Gesellschaft eine parodierte. Das war ein peinlicher Augenblick für den Urheber der Melodie.

Ein Zusammenhang zwischen Metrik und Generalbaß ließ sich nicht finden. Und ebensowenig fanden sich im Generalbaß unverbrüchliche Gesetze. Der Unkundige glaubt, daß er in der Harmonielehre ganz bestimmte Regeln treffen wird, die nicht übertreten werden dürfen. Aber er macht immer wieder die Entdeckung, daß das nach den allgemeinen Regeln Verbotene unter gewissen Umständen doch durchaus zulässig ist.

Er erfährt so, daß in der Musik keine Regel für das Genie bindend ist. Und er fragt sich vielleicht, ob es auf anderen Gebieten Regeln gibt, die es binden.

Ich hatte so wenig mit der Natur gelebt. Der Frühling 1865, der erste Frühling, den ich auf dem Lande, wenn auch in unmittelbarer Nähe von Kopenhagen verlebte, brachte mir eine Fülle von Natureindrücken, die ich nie vergaß — eine lange Kette der allerschönsten Frühlingsaugenblicke. Ich empfand, wie nie zuvor, die jedem Menschen angeborene Liebe zum Jungfräulichen, Frischen, Unberührten, Unerschlossenen, gerade wenn es in den Zustand der Reife übergehen will. Es war in der letzten Hälfte des Mai. Ich suchte mir Anemonen und Veilchen, die noch nicht befruchtet waren. Das Buchenlaub in seinem Dütenzustand, die Silberpappel mit ihren leuchtenden Blättern, der Ahorn mit seinen Blüten — sie alle bewegten mich, erfüllten mich mit Lenzesfreude. Ich konnte lange Zeit auf dem Waldboden liegen, den Blick auf einen hellgrünen Zweig geheftet, den die Sonne durchschimmerte und der, vom Winde geschaukelt, von verschiedenen Seiten Licht bekam und blinkend, wie versilbert glänzte. Ich sah, wie die Spelzen zu Hunderttausenden vom Winde herabgeweht werden. Ich verfolgte das Rinnsal im Walde. Eine Zeitlang sickerte der Bach langsam davon. Dann kam ein Fall, und nun begann er zu reden, zu gluckſen, zu rieseln; aber nur an dieser Stelle, und hier schien er mir dem Menschen im Alter von zwanzig Jahren zu entsprechen. Wenn ich, der ich in meinen Knabenjahren mit Lehrern und Kameraden botanisiert hatte, mich jetzt in alle Pflanzen, von den größten zu den kleinsten, vertiefte, ohne die Absicht, sie zu ordnen oder zu bestimmen, so war es mir, als ob sich mir erst jetzt eine unendliche Weisheit in der Natur offenbarte.

Ganz nahe bei Kopenhagen, in der Söndermark, stand die Buche mit ihren bogigen Blättern und den schwarzen Samtknöpfen an der seidenen Jacke. In den an der Frederiksbergallee liegenden Gärten duftete der Flieder, war aber bald vorbei; der Weißdorn öffnete in voller Pracht seine Knospen. Die Schönheit der Kastanienblüten überraschte mich. Wenn die Blüten des Kirschbaumes welkten, waren die Syringen aufgesprungen, und die Äpfel- und Birnbäume standen in voller Montur.

Es interessierte mich, wie die Farbe bald die Form angab, bald unabhängig von ihr Muster bildete. Ich verweilte in den

Gärten bei der anmutigen Zusammenfaltung der Rhabarberblätter nicht minder als bei der Üppigkeit ihrer Blüten, und die Blätter der Chorzenérwurzeln erregten meine Aufmerksamkeit, weil sie in einem Plan lagen, aber geschweift waren wie Spieße.

Und wie es meine Gewohnheit war, philosophierte ich über das Gesehene und Angeeignete, indem ich zu begreifen bestrebt war, worin die Schönheit bestünde. Ich erwog das Verhältnis zwischen Schönheit und Leben: Weshalb standen nachgemachte Blumen, nachgemachter Nachtigallensang soweit zurück? Worin bestand der Unterschied in der Schönheit bei der wirklichen, der gemachten und der gemalten Blume? Hatte Herbart mit seiner Formästhetik nicht unrecht? Die Formen selbst konnten ja inner- und außerhalb der Natur dieselben sein, bei der Zeugrose wie bei der Rose. Und ich überdachte das Verhältnis zwischen der Schönheit der Gattung und der des Einzelwesens. Ob eine Lilie eine schöne Blume ist, das kann ich bestimmen, ohne andere Lilien gesehen zu haben, aber nicht, ob es eine schöne Lilie ist. Das Einzelwesen konnte nur schön genannt werden, wenn es dem Ideal der Gattung mehr ähnlich als unähnlich war. Und ich grübelte über die Übertragung des Schönheitsbegriffes auf Handlungen und geistige Zustände. War Sokrates' Tod nicht schöner als seine Verteidigung von Alkibiades in der Schlacht, die doch eine Handlung war, in der eine gewisse Schönheit enthalten ist?

22

Im Juli unternahm ich eine Fußwanderung durch Jütland, dessen Natur ich bisher nicht gesehen hatte, reiste auch hier und da mit den alten Diligencen, war in Skanderborg, das für mich von mittelalterlicher Romantik umstrahlt war, wanderte nach Silkeborg, mich mit allerhand Leuten einlassend: Bauern, Bauernjungen, kleinen hübschen Bauernmädchen, deren Mundart nicht immer leicht zu verstehen war. Ich erforschte ihr Jütländisch und amüsierte mich über ihren Witz. Die ländlichen Hotels waren oft so überfüllt, daß ich auf dem Fußboden schlafen mußte; die Wanderung war oft etwas anstrengend, da es fortwährend Regenschauer gab und der Nachtregen die Wege aufgeweicht hatte. Ich fuhr mit einem Bauern nach Mariager, um meinen Freund Emil Petersen zu be-

ſuchen, der dort am Amtsgericht angeſtellt war, und wohnte ein paar Tage bei ihm, der im Hauſe ſeines Schwagers und ſeiner ſehr ſchönen Schweſter ein Heim gefunden hatte. Ich machte hier die Bekanntſchaft einer ganz kleinen däniſchen Stadt, die abſeits des Verkehrs lag. Ein intereſſantes und merkwürdiges Paar waren der Prediger und die Predigerfrau. Der Prediger, der oben erwähnte Paſtor Uſſing, zart, nervös, intelligent, unweltlich, war ein frommer Schwärmer, deſſen Religioſität ganz rationaliſtiſch war. Renans damals eben erſchienenes Leben Jeſu hatte bei ihm ſo wenig Anſtoß erregt, daß das Buch ihm in allem weſentlichen auf der rechten Spur zu ſein ſchien. Er hatte ſich in Däniſch-Weſtindien aufgehalten und dort ſeine Frau kennen gelernt, eine Dame, die geſellſchaftliche Triumphe hinter ſich hatte und deren Vorzüge er nicht müde wurde, zu bewundern. Schon die Art, wie ſie ihren Hut aufſetzte, oder ſich einen Schal um die Schultern warf, konnte ihn entzücken, wenn er auch ſeine Freude über ſie in halb ſcherzhaften Ausdrücken äußerte. Dieſes Paar bezeigte mir das herzlichſte Wohlwollen; aber ihren ungeübten Provinzlerblicken erſchien ich als der Typus eines jungen hauptſtädtiſchen Weltmannes, und ſie verſetzten mich in Staunen durch ihre Vorausſetzung, daß ich alle Bälle anführte, ein Geſellſchaftslöwe ſei uſw. Ich mußte an die Worte des Studenten in einem Hoſtrupſchen Vaudeville denken: „Herrgott, wie unſchuldig muß ſie ſein, um mich ſtutzerhaft zu finden!“ und verſicherte ihnen vergeblich, daß ich in Kopenhagen in höchſter Unbemerktheit lebte und noch nie einen Ball angeführt hätte.

Der Prediger bat uns junge Leute, ſeiner Sonntagspredigt beizuwohnen und verſprach uns, daß wir damit zufrieden ſein würden. Wir gingen einigermaßen geſpannt zur Kirche, und ſicherlich war dieſe Predigt höchſt eigentümlicher Art. Sie wurde mit großer Ergriffenheit gehalten, nachdem der Prediger ſich eine Zeitlang ſchweigend geſammelt hatte, den Kopf in den gefalteten Händen vergraben. Mit tiefem Ernſt wandte er ſich an ſeine Zuhörer und fragte ſie, nachdem er einige der als Wunder geprieſenen Heilungen des Neuen Teſtamentes behandelt hatte, ob ſie zu behaupten wagten, daß dieſe ſogenannten Mirakel nicht mit natürlichen Dingen vor ſich gegangen ſein könnten. Und wenn er eindringlich ausrief: „Wagſt du mit deinem beſchränkten Menſchenverſtande zu ſagen:

Dies kann nicht mit natürlichen Dingen zugehen?“ so geschah es in ganz demselben Ton und Stil, in dem ein anderer Prediger ausgerufen haben würde: „Wagst du mit deinem schwachen Menschenverstande das Mirakel zu leugnen?“ Die Bauern faßten sichtlich genug seine Worte ganz in dieser Weise auf, begriffen den Unterschied und den Gegensatz gar nicht, sondern urteilten ungefähr wie ein Hund, den man in zornigem Ton mit liebevollen Worten oder in liebevollem Ton mit zornigen Worten anredet, einzig nach dem Ton; und Ton und Mienenspiel des Redners waren begeistert. Sie merkten keine Spur von der Ketzerei und fühlten sich nicht weniger erbaut von der Rede als die beiden jungen Kandidaten aus Kopenhagen.

23

Meine ersten Zeitungsartikel wurden in Faedrelandet und der Illustreret Tidende abgedruckt; der allererste war eine Besprechung von Paludan-Müllers Jugendquell, in die ich den Inhalt von drei bis vier Vorträgen zusammengepackt hatte; dann kam, soweit ich mich entsinne, ein bestellter Artikel über Dante, der keinen Wert hatte. Aber es war ein Erlebnis, zum ersten Male seinen Namen in einer Zeitung gedruckt zu lesen, und meine Mutter sah es nicht ohne Gemütsbewegung.

Um diese Zeit geschah es, daß Henrik Ibsens erste Bücher in meine Hände fielen und dieser auftauchende Dichter meine Aufmerksamkeit zu fesseln begann, dem man in der tonangebenden dänischen Kritik mit einer Zurückhaltung begegnete, die den Unwillen nur schlecht verdeckte. Ich ließ mir aus Norwegen Ibsens ältestе, dort erschienene Schauspiele kommen.

Frederik Algreen-Ussing wandte sich an mich mit der Bitte um meine Mitarbeit an einem großen biographischen Lexikon, das er lange geplant und vorbereitet und dessen Erscheinen er jetzt durch einen Vertrag mit dem damaligen größten dänischen Verlage gesichert hatte. Ein Jüngling, der den konservativen Augustverein und dessen ganze Tätigkeit verabscheute, mußte wohl Bedenken hegen, sich auf eine gemeinsame Arbeit mit seinem Begründer einzulassen. Aber Algreen-Ussing wußte diese Bedenken zu überwinden, indem er sich des Rechtes der Zensur begab und jeden, an den er sich wandte, auf eigene Verantwortung schreiben ließ was er wollte.

Und er war in der Ablegung dieſes ſeines Verſprechens völlig loyal. Hier handelte es ſich zudem ja nur um Literatur, nicht um Politik.

Da die däniſchen Schriftſteller in alphabetiſcher Reihenfolge behandelt werden ſollten, ſo galt der ſofort zu ſchreibende Artikel dem einzigen däniſchen Dichter, deſſen Name mit Aa beginnt. So kam es, daß Emil Aareſtrup der erſte däniſche Dichter der Vergangenheit wurde, den ich darſtellte. Durch F. L. Liebenberg hatte ich Pietro Krohn und Peter Köbke kennen gelernt, und von ihnen erfuhr ich, daß eine Sammlung ungedruckter Briefe Aareſtrups an deſſen Freund, den Kolonialwarenhändler Peterſen, exiſtierte, die meinem Eſſay ſehr zugute kam. Dagegen hatte ein Beſuch, den ich der Witwe des Dichters abſtattete, nicht das geringſte Reſultat. Es war ſeltſam, die von Aareſtrup in ſeinen jungen Tagen ſo enthuſiaſtiſch Beſungene als eine mürriſche und ängſtliche alte Frau, ohne eine Spur einſtiger Schönheit anzutreffen, die erklärte, keine Briefe von ihrem Mann zu haben und keinerlei Aufklärung über ihn geben zu können. — Erſt nach einem Menſchenalter kamen ſeine Briefe an ſie in meine Hände.

Im September 1865 wurde der Artikel über Aareſtrup fertig. Es beſtand die Abſicht, daß ihm ſchnell andere über die übrigen däniſchen Schriftſteller folgen ſollten, deren Namen mit A beginnen. Aber er blieb der einzige, der geſchrieben wurde; denn Algreen-Uſſings ſcheinbar ſo wohlbegründetes Unternehmen geriet plötzlich ins Stocken. Die Herausgeber der nationalliberalen Blätter erklärten, ſobald ſie von dem Plan hörten, daß ſie ſich keineswegs in ſeine Ausführung durch einen Mann finden würden, der eine ſolche „reaktionäre“ Stellung in der däniſchen Politik einnähme wie Uſſing; und ihren Drohungen, das Unternehmen vernichten zu wollen, wagten die von der Haltung dieſer Blätter völlig abhängigen Verleger nicht zu trotzen. Sie erklärten Algreen-Uſſing, daß ſie ſich genötigt ſähen, vom Vertrag zurückzutreten, waren aber bereit, ihm den von vornherein feſtgeſetzten Schadenerſatz für den Vertragsbruch auszuzahlen. Er kämpfte lange, um ſein Unternehmen durchzuführen; da es ſich als vergeblich erwies, verzichtete er aus Stolz auf jede Abfindungsſumme und ſah mit Bitterkeit die Arbeit vieler Jahre und die Mühen einer langen Zeit unnütz vergeudet. Bald darauf wurde er von einer Krankheit hinweggerafft.

Ein junger Mann, der sich zu Anfang der sechziger Jahre in Dänemark in philosophische Studien vertiefte und besonders von dem Grenzverhältnis zwischen Philosophie und Religion gefesselt war, mußte notgedrungen zu dem Resultat kommen, daß aus dem philosophischen Leben auf dänischem Boden so lange nichts werden konnte, ehe nicht eine große geistige Fehde eingeleitet wurde — eine Fehde, in deren Verlauf die ungleichartigen Anschauungen, die noch nie in der Öffentlichkeit klar ausgesprochen worden waren, zutage traten und derart miteinander kämpften, daß es klar wurde, welche Standpunkte aufgegeben werden mußten und welche sich behaupten ließen. Auch wenn er eine warme Ergebenheit für die beiden Professoren der Philosophie R. Nielsen und Bröchner empfand, so mußte er die Hoffnung hegen, eine Erörterung der Hauptfragen, die ihn beschäftigten, zwischen ihnen zustande zu bringen. Als Bröchners Lehrling besprach ich die Angelegenheit mit diesem ein wenig, konnte ihn aber nicht überreden, den Anfang zu machen. Ich bat nun Gabriel Sibbern, eine gründliche Kritik von Nielsens Büchern zu liefern; aber dieser weigerte sich. Ein Zweifel ergriff mich, ob es mir gelingen würde, die Älteren zur Aussprache zu bewegen.

Eine in Faedrelandet erschienene Rezension über Nielsens Logik der Grundideen, erster Teil, empörte mich. Sie sagte das gerade Gegenteil von dem, was ich für unwiderlegbare Wahrheit hielt, und war in dem Stil und mit den Bildern geschrieben, die der literarische Referent des Blattes in die Mode gebracht hatte, ein Stil, der mir durch seine falsch dichterischen oder sinnlos platten Ausdrücke ein Greuel war („die Materie ist der Hammerschlag, dessen die Idee bedarf" — „die Unmittelbarkeit gleicht dem Essen, das man schon einmal gegessen hat").

In einem elf Seiten langen Brief an Bröchner sammelte ich nun alles, was ich in diesen ersten Jugendjahren über das philosophische Studium an der Universität gedacht hatte, und zeigte in so scharfen Wendungen, wie ich es irgend vermochte, daß es Bröchners Pflicht gegen die von ihm vertretenen Ideen sei, hervorzutreten, und daß es eine Dummheit, ja eine Versündigung wäre, es zu unterlassen. Ich wußte recht wohl, daß ich mein gutes Verhältnis zu Bröchner, der mir so teuer war, aufs Spiel setzte; aber ich

Digitized by Google

wollte es wagen. Ich erwartete keine unmittelbare Wirkung von meinem Briefe, sondern dachte mir, er solle liegen und gären und einst in der Zukunft Folgen zeitigen. Der Erfolg übertraf insofern meine Erwartungen, als Bröchner von meinem Briefe bewegt wurde, mir nicht allein den wärmsten Dank für die kühnen Worte sagte, sondern ohne weiteres zu Nielsen ging und diesem erklärte, daß er jetzt ein Buch über seine ganze philosophische Wirksamkeit und Bedeutung schreiben wolle. Nielsen machte gute Miene zum bösen Spiel.

Da Bröchner indessen gleich darauf seine junge Gattin verlor und nachher von der schleichenden Schwindsucht angegriffen wurde, die zehn Jahre hindurch an ihm zehrte, wurde die Verwirklichung des gefaßten Entschlusses vorläufig mehrere Jahre lang aufgeschoben.

Ich fühlte also, daß ich mich selbst hervorwagen müsse, und schrieb zunächst gemeinsam mit Julius Lange einen humoristischen Artikel über R. Schmidts Besprechung der Logik der Grundideen, den Lange im Dagblad unterbringen sollte, mit dem er in Verbindung stand. Drei Tage später kam nun Lange und teilte mir mit, daß der fertige Artikel zu seinem Entsetzen fortgekommen sei. Das sah Lange dermaßen ähnlich, daß ich darüber genau so vergnügt wurde, als wenn er mir mitgeteilt hätte, der Artikel sei gedruckt worden. Man gab sich eine Zeitlang der Hoffnung hin, daß er auf Langes Tisch liegen könne; denn Lange hatte am Tage vorher gesagt: „Ich bin keine neugierige Natur, aber ich möchte doch wissen, was eigentlich auf dem Tisch liegt!“ Er war und blieb jedoch verschwunden.

Ich trat also auf eigene Hand mit einer Anzahl kleinerer Artikel auf, die mir im Faedreland unterzubringen gelang. Als ich das erstemal bei Ploug in dessen winzig kleines Comptoir hoch oben in einem Hinterhause am Højbroplatze eintrat, empfing der barsche Mann mich nicht unfreundlich. Verwundert über das jugendliche Alter des Eintretenden rief er nur: „Wie alt sind Sie?“ Und nach der Antwort: dreiundzwanzigundeinhalbes Jahr sagte er lächelnd: „Vergessen Sie das halbe nicht!“

Der erste Artikel blieb monatelang liegen; die nächsten wurden ohne eine so lange Verzögerung aufgenommen. Aber Ploug war etwas unruhig in bezug auf ihren Inhalt und bemerkte vorsichtig, daß „mit der Religion kein Spott getrieben werden dürfe“, was auch

in der Tat von ihrem Inhalt keineswegs behauptet werden konnte. Aber es war ja an dem Dogmenglauben gerührt worden — und das war genug. Später schwebte es Ploug so vor, als hätte er, wie er einmal geschrieben habe, mich von seinem Blatt ausgeschlossen, sobald er die Schädlichkeit meiner Richtung bemerkt habe. Hierin täuschte ihn sein Gedächtnis; daß ich mich von dem Blatte trennte, hatte eine andere Ursache, und ich ging freiwillig meiner Wege.

So derb und kurz angebunden, so männlich und zuverlässig Ploug schien, so konnte man doch in journalistischen Dingen nur schlecht auf sein Wort bauen. Die ihm Nahestehenden räumten dies ein; er gab sein Versprechen, vergaß es oder nahm es zurück. Dabei ist ja nichts Außergewöhnliches; aber es machte einen überwältigenden Eindruck auf einen im Leben völlig unerfahrenen Anfänger wie mich.

Ich hatte, als Ibsens Brand erschien und ungewöhnliches Aufsehen erregte, Ploug ersucht, dieses Buch besprechen zu dürfen, und hatte sein bestimmtes Ja erhalten; ich schrieb also mit nicht geringem Fleiß meinen Artikel, wurde aber bei der Ablieferung zu meinem Erstaunen mit den Worten empfangen, daß das Blatt eben einen anderen von seinem festen Referenten bekommen hätte, den Ploug „doch nicht beiseite stoßen könnte". Ploug hatte also augenscheinlich sein Versprechen ins Blaue hineingegeben. Ich ging mit dem Artikel meiner Wege, fest entschlossen, nicht mehr wiederzukommen.

Von 1866—1870 suchte und fand ich für meine (nicht vielen) Zeitungsartikel Aufnahme in Billes Dagblad, das sich mir seinerseits nach meinem ersten Vorlesungszyklus an der Kopenhagener Universität verschloß. Bille war als Redakteur liebenswürdig, freilich etwas herablassend, aber höflich und stets guter Laune. Er lag, wenn er seine Mitarbeiter empfing, gewöhnlich auf dem Sofa ausgestreckt, den schön geschnittenen Kopf auf einem Kissen ruhend, den kleinen behäbigen Schmerbauch in der Luft. Er war von kaum mittelgroßer Gestalt, flink in allem, was er tat, sehr klar, etwas flach, sehr beredt, etwas äußerlich, froh über die große Beliebtheit, deren er sich in der Kopenhagener Bürgerschaft erfreute. Trat er abends in den Konzertsaal von Tivoli ein, so liefen alle Kellner zugleich wie die Schwaben! Sie eilten herbei, um zu hören, was er wünschte, holten Stühle für ihn und seine Be-

gleitung. In jeder Gesellschaft war er der geschmeidige, geübte und muntere Tischredner. In seinem Redaktionsbureau war er artig, bestimmt, zuverlässig; er ließ sich nicht von Kleinigkeiten einschüchtern. Als Björnson mich — damals Billes jüngsten Mitarbeiter — angriff, erhöhte er aus eigenem Antriebe mein Honorar.

Das gute Verhältnis bekam seinen ersten Stoß, als ich 1869 eine Übersetzung von Mills Buch über die Frauenfrage herausgab. Dieses Buch erregte bei Bille Erbitterung und Unwillen.

Er erlaubte nicht, daß es in dem Blatte besprochen wurde, schlug mir ab, es darin zu verteidigen, ja, wollte nicht einmal das Buch in seinem Hause dulden, so daß seine Nächsten es als eine gefährliche und verderbliche Schrift heimlich lesen mußten.

25

Zu Anfang des Jahres 1866 starb plötzlich in Rom Ludwig David, von einem Typhusfieber hinweggerafft. Seine trauernden Eltern stifteten zur Erinnerung an ihn ein Legat für Studenten der Rechte, das seinen Namen trägt und bewahrt. Zu den ersten Verwaltern dieser Stiftung ernannten sie außer seinem nächsten Freunde zwei Kandidaten der Rechte, Emil Petersen und Emil Bruun, die beide dem Verstorbenen nahe gestanden hatten. Der letztere, der bisher in diesen Blättern noch nicht erwähnt worden ist, war ein auffallend schöner und begabter junger Mann, ein Bruder der jetzigen Frau Anna Bissen und des Konteradmirals Bruun. Er zeichnete sich durch ruhigen und überlegenen Humor aus, war in hohem Grade selbstbewußt und männlich. Sein Verhältnis zu Ludwig David hatte in früher Jugend etwas von einer beschützenden Kameradschaft an sich gehabt. Leider wurde er beim ersten Sturm der Deutschen auf die Düppeler Schanzen ernsthaft verwundet, eine Kugel zerschmetterte ihm einen Rückgratwirbel; mit der Zeit zog die Wunde eine Lungenschwindsucht nach sich, und er starb in jungen Jahren.

Ludwig Davids Tod war ein Verlust für seine Freunde. Er hatte nicht nur ein Herz für ihr Wohl und Wehe, sondern gute Anlagen für Geschichte und Mathematik und von Hause aus einen Begriff von Staatssachen, der ziemlich hoch über dem Gesichtskreise der meisten lag. Ihm eigen war eine Vereinigung von scharfem,

auflösendem Verstande und dem Hange zu zusammenfassender abrundender Wiedergabe. Er hatte im öffentlichen Leben starke Antipathien. Nach seiner Auffassung hätten die Friedensjahre, die auf den ersten schleswigschen Krieg folgten, erschlaffend gewirkt; Redner und Journalisten hätten die Stelle der tapferen Männer eingenommen, so manche Losung, die man früher mit Begeisterung ausgesprochen hätte, wäre in der Zeit zur Phrase erstarrt. Er fand verschiedene leitende Männer des Liberalismus oberflächlich und charakterlos, und beschuldigte sie mit der Unbarmherzigkeit der Jugend der Phrasendrescherei. Da er von Kierkegaard beeinflußt worden war, so mußte ein Mann wie Bille für ihn ein Gegenstand des dauernden Unwillens sein. Er meinte — nicht ganz mit Recht — daß Bille sich mit unwahrem Ernste drapiere.

Er selbst besaß eine tiefe und werktätige Menschenliebe, einen nicht ungewöhnlichen Trieb zu lindern und zu helfen. Das Gesellschaftsleben war ihm verhaßt; es war für ihn eine Zeitverschwendung und Qual, in einem Ballsaale Figur machen zu sollen. Er kümmerte sich sehr wenig um seine äußere Erscheinung und war nicht gerade zierlich in seiner Kleidung. Dagegen fühlte er sich glücklich im zwanglosen Verkehr mit den Kameraden, die er gern hatte, bei einer lustigen Unterhaltung oder einem ausgelassenen Gelage, und im vertraulichen Gespräch trat sein innerstes Wesen zutage in einer bescheidenen Anspruchslosigkeit, in gutmütiger Ironie, die er an sich selbst wie an anderen ausließ, und in einem verständigen und mitfühlenden Blick für die Umgebung. Seine wärmsten Äußerungen hatten gewöhnlich einen leisen Anstrich von Spott oder Neckerei; es machte eher den Eindruck, als ob er halb schelmisch die Gefühle eines anderen, statt rückhaltlos die eigenen wiedergäbe. Aber es kam leicht ein inniger treuer Blick in seine schönen dunklen Augen.

26

Sein Tod hinterließ eine große Leere im Elternhause. Der alte Vater sagte eines Tages zu mir: „Merkwürdig, man endet wie man begann. Ich habe seit meiner frühen Jugend keine Verse mehr geschrieben, und nun habe ich ein Gedicht auf meine Trauer über Ludwigs Tod geschrieben. Ich will es Ihnen vorlesen.“

In dem Sommer fand eine Industrie- und Kunstausstellung in Stockholm statt, die Konferenzrat David sehen wollte. Da er die Reise nicht allein machen mochte, so nahm er mich an Stelle des Sohnes mit.

Es war meine erste Reise in eine fremde Hauptstadt und als solche ergötzlich und reich an Belehrung. Allerdings hatte ich nicht mehr das knabenweiche Gemüt mit der ungeheuren Empfänglichkeit wie vor sieben Jahren, als ich zum ersten Male in Schweden gewesen war. Denn selbst das Unbedeutendste war damals ein Erlebnis. Ich hatte in Göteborg bei einer Freundin meiner Mutter gewohnt, deren zwölfjährige Tochter namens Blomma-Alida, ein kleines Wunder an Liebreiz, seit ihrer Geburt von den beiden Freundinnen zu meiner Braut bestimmt worden war. Und ich hatte mir damals jeden Eindruck von Natur und Menschen mit einem gierigen Appetit angeeignet, der diese Eindrücke für das Leben unauslöschlich machte. Meine Phantasie hatte in jenem Sommermonat jedes Zusammentreffen mit einem jungen Mädchen zu einem Märchen gestaltet und sich jeden Landschaftsbildes mit einer Innigkeit bemächtigt, wie sie der Landschaftsmaler in der Regel nur gegenüber dem Stück Welt besitzt, in dem er zu Hause ist. Damals hatte ich einen Monat hindurch am Göteborger Familien- und Gesellschaftsleben teilgenommen. Jetzt reiste ich nur als Tourist, als Begleiter eines hochangesehenen alten Mannes.

Ich freute mich in Stockholm weniger über die Gewerbeausstellung als über das Nationalmuseum und das königliche Theater, wo die Schauspielerin Frau Hwasser mich durch ihr schönes Äußere und die scharfe Energie ihres Spieles einnahm. Ich gewann allmählich Stockholm, diese schönst gelegene Hauptstadt des Nordens, sehr lieb und sah mit Andacht die Orte, an die sich Bellmans Name knüpft. Ich begleitete auch den Konferenzrat nach Ulriksdal, wo ihn die schwedische Königin-Witwe zur Audienz erwartete. Über eine Stunde, ehe man das Schloß erreichte, warf der Konferenzrat seine Zigarre fort. „Ich bin ein alter Hofmann," sagte er. Er hatte stets dem dänischen Königshause nahe gestanden; lange Zeit hindurch kam der Kronprinz häufig zu ihm in seine Wohnung in Dronningens Tversgade, um sich von ihm in der Staatsökonomie anleiten zu lassen. Er war also an höfische Sitten gewöhnt.

Schön waren diese Sommertage, köstlich die hellen Nächte in Stockholm.

Eine Erinnerung an diese Wochen knüpft sich an eine Nacht, als der Himmel überzogen war. Ich war, ehe ich mich zur Ruhe legen wollte, in der Stadt umhergewandert und fühlte irgendwo, auf einem großen Platz, als ich in meine Tasche griff, daß diese voller Papierfetzen war; ich wußte nicht mehr, wie sie dort hineingekommen waren, und warf sie fort. Als ich beinahe das Hotel erreicht hatte, wurde es mir klar, daß es lauter kleine schwedische Geldscheine waren — alles was ich mir für den Aufenthalt in Stockholm eingetauscht hatte — die ich lose in der Tasche getragen und so leichtsinnig weggeworfen hatte. Mit Mühe fand ich nach längerem Umherirren den Platz wieder, aber natürlich keine Spur von dem Reichtum, den ich in unverzeihlicher Vergeßlichkeit in alle Winde zerstreut hatte. Ich war also genötigt, mir eine kleine Summe, sechs Reichstaler, von meinem alten Beschützer zu leihen. Wie groß meine Ansprüche an das Leben waren, erhellt daraus, daß dieser Betrag ausreichte.

Der dänische Gesandte war um diese Zeit von Stockholm abwesend, und der Chargé d'affaires mußte an seiner Statt den dänischen Exminister empfangen. Er zeigte sich aufmerksam und führte die Reisenden überall ein, wo der Konferenzrat David wünschte, daß man von seiner Anwesenheit erfuhr. Indessen war er selbst ein äußerst schlecht gewählter Vertreter der dänischen Diplomatie, eine von häßlichen Ausschweifungen aufgelöste Persönlichkeit, deren Gesprächsweise roh und deren Wesen so brutal war, daß er kleine Kinder mit dem Fuß beiseite stieß, wenn sie vor ihm auf der Straße gingen. Geschlechtliche Abnormität führte bald darauf seine Verabschiedung und Verbannung auf eine kleine dänische Insel herbei.

Dieser Mann gab ein größeres Festessen für den Konferenzrat David, an dem u. a. alle schwedischen und auch die norwegischen Minister in Stockholm teilnahmen. Es fand auf Hasselbakken statt, und das äußere Arrangement war prächtig. Aber was mich, der ich ja eigentlich nicht in einen solchen Kreis hineinpaßte, in das höchste Erstaunen versetzte, war der Ton, der allmählich in den Tischgesprächen angeschlagen wurde, und deren schlüpfriger Inhalt. Es waren jedoch nicht die anwesenden Minister und

Diplomaten, ſondern ein däniſcher Lebemann, Profeſſor der Phyſik, welcher der Unterhaltung dieſe Wendung gab. Er erzählte Anekdoten, die Matroſen die Röte ins Geſicht treiben konnte. Weder Graf Manderſtröm noch irgend einer der anderen Miniſter, weder Malmgren noch der ſtattliche und ſchöne norwegiſche Staatsminiſter Bretteville, ſchienen jedoch Anſtoß daran zu nehmen. Dagegen veränderte ſich Manderſtröms Geſichtsausdruck ſichtlich, als der Profeſſor ſich einige ſpitze Anſpielungen auf Schwedens und beſonders ſeine eigene perſönliche Haltung vor und während des deutſch-däniſchen Krieges erlaubte. Er tat plötzlich, als ob er nicht das geringſte verſtehe und lenkte das Geſpräch auf ein anderes Gebiet.

Einen überaus peinlichen Eindruck machte es ſodann auf mich, daß nicht nur der däniſche Chargé d'affaires, ſondern augenſcheinlich mehrere dieſer feinen Herren beſchloſſen hatten, ſich dadurch ein Extravergnügen zu bereiten, daß ſie mich unter den Tiſch trinken wollten. Die ganze Tiſchgeſellſchaft wetteiferte darin, mit mir anzuſtoßen, und man erklärte mir, der Anſtand erfordere es, daß ich jedesmal mein Glas bis auf den Grund leere; täte ich es nicht, ſo würde ich gegen den guten Ton verſtoßen. Da ich die Abſicht bald durchſchaut hatte, half ich mir dadurch aus der fatalen Lage heraus, daß ich einen Kellner um ein ganz kleines Glas bat. Wenn ich dies leerte, konnte ich, ohne meiner Haltung zu ſchaden, allen Anweſenden Beſcheid tun.

Aber ich hatte, faſt zum erſtenmal in meinem Leben, als man ſich von Tiſch erhob, den Eindruck, in wirklich ſchlechter Geſellſchaft geweſen zu ſein, und ein Widerwillen gegen die formell höchſtgeſtellten Kreiſe, die dem Ruf, in dem ſie ſtanden, und dem Glanz, den man bei ihnen vorausſetzte, ſo wenig entſprachen, hielt noch mehrere Jahre lang bei mir vor.

V

Der erste längere Aufenthalt im Auslande

1

Es war lange Jahre hindurch mein Wunsch gewesen, Paris zu sehen, die Stadt, die ich mit religiösen Gefühlen umfaßte. Ich empfand als Jüngling eine Art Andacht für die französische Revolution, die mir als der Ursprung eines menschenwürdigen Zustandes für alle diejenigen erschien, die nicht zu den Auserwählten des Menschengeschlechtes gehörten, und Paris war die Stadt der Revolution. Es war außerdem die Stadt Napoleons, und Napoleon war seit Cäsars Zeit der einzige Herrscher, der mich wirklich fesselte, wenn auch meine Gefühle für ihn dermaßen wechselten, daß bald Bewunderung, bald Unwillen die Oberhand hatten. Und Paris war die alte Kulturstadt, die Stadt Julianus Apostatas, die mittelalterliche Stadt, die Victor Hugo in Notre Dame de Paris geschildert — dem ersten Buch, das ich auf Französisch gelesen hatte, so schwierig es auch war mit seinen vielen seltsamen Ausdrücken für Spitzbogen und Strebepfeiler — und es war die Stadt, wo Alfred de Musset gedichtet und Delacroix gemalt hatte. Der Louvre und Schloß Luxembourg, das Théâtre Français und das Gymnase lockten mich wie ungeheure Schatzkammern.

Als Gabriel Sibbern im Herbst 1866, kurz bevor ich selbst mich von Kopenhagen losreißen konnte, nach Paris abreiste, nahm ich von ihm Abschied mit den keineswegs scherzhaft gemeinten Worten: „Auf Wiedersehen in der heiligen Stadt!“

2

Ehe ich abreisen konnte, mußte ich die Flugschrift fertig haben, die ich mit Hilfe Sibberns gegen die Nielsensche Ausgleichung des

Zwiespaltes zwischen protestantischer Rechtgläubigkeit und wissenschaftlicher Weltauffassung schrieb, und die ich „Der Dualismus in unserer neuesten Philosophie“ nannte. Ich war um die Herausgabe des Buches nicht in Verlegenheit. Denn schon im Jahre 1864 hatte ein höflicher, freundlich lächelnder Mann, der sich als Buchhändler Frederik Hegel vorstellte, an die Tür meines engen Zimmers geklopft und mich gebeten, ihm die Abhandlung zum Druck zu überlassen, die ich zum Magisterexamen geschrieben, und am liebsten auch gleich die, für die ich die goldene Medaille von der Universität erhalten hatte, und im übrigen alles, was ich zu veröffentlichen wünsche. Als ich sehr verwundert geantwortet hatte, jene Abhandlungen seien keine Veröffentlichung wert, und ich hielte überhaupt das, was ich schrieb, noch nicht für druckreif, hatte Kanzleirat Hegel mich zunächst gebeten, diese Sorge dem Verleger zu überlassen, dann, als er merkte, daß meine Weigerung aufrichtig gemeint war, mich bloß gebeten, meine Arbeit zu bringen, wenn ich selbst den Augenblick für gekommen hielte. Bei dieser Gelegenheit, wie bei zahlreichen anderen, zeigte der fein beobachtende und kühne Verleger den Spürsinn, der ihm in Skandinavien den ersten Platz verschaffte. Er nahm also, ohne Umstände zu machen, die kleine Schrift an und bemerkte nur, daß man sie ein bißchen gesperrt drucken müsse, damit sie nicht allzu dünn erscheine.

Noch bevor die Flugschrift in der Presse besprochen worden war, befand sich ihr Verfasser auf dem Wege zum Ausland.

3

Ich reiste an einem der ersten Tage des November in einem fürchterlichen Sturm nach Lübeck, dessen charaktervolle Gebäude (Marienkirche, Börse, Rathaus) und Überreste der alten Festungswerke mein lebhaftes Interesse erregten. Ich hatte in dieser Hansastadt mit ihrer stark ausgeprägten Eigenart das Gefühl, um dreihundert Jahre in der Zeit zurückversetzt worden zu sein.

Ich stutzte über die Sklaventracht der Tagelöhner, über die spitzen Hüte der Mädchen, über das Holzpflaster, das ich noch nie vorher gesehen hatte.

Mit einem Portugiesen, einem kleinen Doktor von der Universität Coimbra, der in seinem Französisch für fünfzehn quance

und für Goethe Sjet ſagte, durchreiſte ich Deutſchland. Ein in ſeinen Regenmantel gewickelter praktiſcher Amerikaner ſtreckte ſich eines Abends ſo aus, daß er ganze drei Plätze einnahm, tat, als ob er ſchliefe und war die Nacht hindurch nicht vom Fleck zu bringen, er quetſchte ſeine unerfahrenen Mitreiſenden in die Ecken des Wagens zuſammen und unterhielt ſie dann, als der Tag anbrach, mit lächelnder Miene, als ſeien ſie und er die beſten Freunde.

In Köln, wo ich mit geſammeltem Sinn in dem edlen Säulenwald des Domes ſtand und mir hinterher in meiner Einfalt eine ganze Kiſte Eau de Cologne aufſchwatzen ließ, kürzte ich meinen Aufenthalt ab, weil ich es nicht erwarten konnte, nach Paris zu gelangen. Aber da ich durch ein Mißverſtändnis in einen Zug geriet, mit dem ich in Liège mehrere Stunden Aufenthalt hatte, beſchloß ich, lieber die Reiſe nach Brüſſel fortzuſetzen und mir auch dieſe Stadt anzuſehen. Die Tour durch Belgien kam mir himmliſch vor, da ich eine Zeitlang in meinem Coupé ganz allein war und berauſcht vom Reiſeglück darin auf und ab ging.

Brüſſel war die erſte große franzöſiſche Stadt, die ich ſah, ſie gab mir einen Vorgeſchmack von Paris und entzückte mich.

Ich, der ich nie zuvor auf eigene Hand draußen in der Welt geweſen war, war noch ungeübt und linkiſch wie ein Kind. Nicht genug damit, daß ich in einen falſchen Zug geraten war, ich entdeckte mit Beſchämung, daß mir mein Kofferſchlüſſel fortgekommen war, und dachte mit Unruhe an die Zollbehörde in Paris; überdies war ich ſo unvernünftig, in dem Brüſſeler Hotel den Portier um „ein kleines Zimmer“ zu bitten, ſo daß man mir eine jämmerliche Kammer auf dem Boden gab.

Aber als ich nachts, nachdem ich in den Straßen Brüſſels umhergeſtreift war, auf einer Bank irgendwo an einem breiten Boulevard ſaß, hatte ich ein bezauberndes, erſchreckendes, entzückendes Gefühl meiner Einſamkeit. Es war mir, als ſei ich erſt jetzt, allein in einem fremden Lande, nachts, in dieſem Schwarm, wo mich niemand kannte, und wo ich niemand kannte, ganz auf mich ſelbſt angewieſen, und mit einem beruhigenden Gefühl fand ich unter den Sternen oben am Himmel Bekannte wieder.

Mit einem Führer, den ich bei meiner Unkenntnis nötig zu haben glaubte, beſuchte ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt, darauf zum erſten Male eine franzöſiſche Theatervorſtellung. So

unerfahren war ich, daß ich meinen Überrock, den ich nicht abgegeben hatte, im Zwischenakt im Parterre liegen ließ und mir von meinem Nachbar erklären lassen mußte, daß ein so großes Zutrauen zum Menschengeschlechte nicht am Platze wäre.

Alles war mir neu, alles fesselte mich. Ich, der ich den „Ablaß" nur aus dem Geschichtsunterricht meiner Schulzeit kannte, sah mit Spannung den Priester in einer Brüsseler Kirche indulgence plenière, oder auf flämisch vollen aflaat erteilen. Ich interessierte mich für die absonderlichen Benennungen der geistlichen Orden auf den Anschlägen in den Kirchen, wunderte mich z. B. über eine Brüderschaft mit dem Namen „Brüderschaft des St. Andreas Avellin, Patron gegen Apoplexie, Epilepsie und plötzlichen Tod".

In dem Waggon, mit dem ich Brüssel verließ, leistete mir eine junge reizende Belgierin namens Marie Choteau Gesellschaft, die mit ihrem Vater reiste, aber sich ständig mit ihrem fremden Reisegefährten unterhielt und mir u. a. eine belgische Geschichte und eine belgische Geographie zeigte, aus der hervorging, daß Belgien der Mittelpunkt der Erde, das dichtestbebaute, religiöseste und gleichzeitig aufgeklärteste Land sei, das Land, das im Verhältnis zu seinem Umfange die größte Industrie habe. Ich gab ihr von meinem reichen Vorrat Eau de Cologne.

4

Die anstrengende Nachtreise mit einem Aufenthalt von geschlagenen vier Stunden in Liège wurde zu einem reinen Genuß, und in einer Stimmung leichter Ekstase hielt ich nun endlich am 11. November 1866 um halb elf Uhr vormittags meinen Einzug in Paris und wurde in einem kleinen bescheidenen aber reinlichen Hotel, das noch steht (Nr. 20 Rue Notre Dame des Victoires), von den Eigentümern, zwei schlichten Lothringern François und Müller, denen der dort wohnende Sibbern meine Ankunft gemeldet hatte, herzlich empfangen. An demselben Vormittag leitete Sibbern in Paris meine ersten Schritte zu einem von Pasdeloups großen klassischen Volkskonzerten.

Am Abend ging ich trotz meiner Müdigkeit nach der Nachtreise zum ersten Male ins Theatre français und sah dort, in

Bewunderung verloren über das meisterhafte Zusammenspiel und das zu gleicher Zeit natürliche und leidenschaftliche Spiel, dem nichts gleichkam, was ich bisher gekannt hatte, Girardins Le supplice d'une femme und Beaumarchais Le mariage de Figaro, lernte an einem Abend Sterne und Regnier, Frau Favart, Coquelin und die Schwestern Brohan kennen.

Besonders Regnier war in seiner schlichten Würde eine unvergeßliche Gestalt, außerdem in meinen Augen von all dem Glanze umstrahlt, den das bekannte Gedichtchen Alfred Mussets, zum Trost für sein Vaterherz geschrieben, ihm verliehen hatte. Von den beiden berühmten Schwestern war Augustine lauter Witz, Madeleine einzig Schönheit und schalkhafte, schmelzende Anmut.

Es waren reiche Tage, diese ersten, und da sie mir nicht die geringste Ruhe zum Nachdenken ließen, überwältigten die Eindrücke mich in der Nacht, so daß ich in einzelnen Nächten nicht schlafen konnte, nur weil ich so sehr glücklich war. Für mich war dies das Glück: eine ununterbrochene geistige Bereicherung in Verbindung mit lauter Gegenständen, die meine Sympathie hatten, und ich schrieb nach Hause: „Hier zu sein, jung, gesund, mit frischen Sinnen, scharfen Augen und guten Ohren, mit der ganzen Neugierde, Wißbegierde, Lernlust, Empfänglichkeit nach allen Richtungen hin, wie sie die Jugend besitzt, keine Sorgen um daheim zu haben — das ist ein so großes Glück, daß ich zuweilen versucht bin, den schönen Ring, den ich von Christian Richardt erhielt, in den Rinnstein zu werfen."

Im übrigen hegte ich eine zu große Vorliebe für eigenartige Architektur, um mich von der Baukunst in Napoleons III. langen geraden Straßen angesprochen zu fühlen, und war allzu durchdrungen von nationalen Vorurteilen, um die französische Skulptur sofort würdigen zu können. Mit Recht fühlte ich mich zwar von vielen leeren Allegorien an öffentlichen Denkmälern abgestoßen, aber es fehlte mir in den ersten Wochen noch der Sinn für eine so gute Bildhauerkunst, wie sie sich im Foyer des Théatre Français findet. „Man fühlt," schrieb ich gleich nach der Ankunft, „bei jedem Schritt, daß Frankreich keinen Thorvaldsen gehabt hat, und welchen unbeschreiblichen Schatz Dänemark in ihm besitzt. Wir sind und bleiben doch in vier bis fünf Richtungen die erste Nation Europas. Das ist die reine und pure Wahrheit."

Für meine jugendliche Unerfahrenheit war es die Wahrheit, blieb es jedoch kaum länger als den ersten Monat.

Im übrigen wollte ich möglichst viel sehen und mir nichts von Interesse entgehen lassen, legte mich spät schlafen, stand gleichwohl frühzeitig auf und wirtschaftete mit der Zeit, wie mit einem Federbett, das zu kurz war.

5

Ganz besonders eingehend beschäftigte ich mich mit den Kunstschätzen aus allen Weltgegenden, die sich im Louvre befanden. Jeden Morgen, wenn ich in einer Cremerie in der Nähe des Schlosses mein bescheidenes Frühstück eingenommen hatte, hielt ich meine Andacht im Salon carré und vertiefte mich dann in die Säle des Museums. Die Louvregalerie war diejenige unter den Galerien Europas, die mir die Weihe gab. Ich hatte ja vorher fast nichts von italienischer Kunst im Original und gar keine französische Kunst gesehen. Alle Niederländer hatte ich in Kopenhagen studieren können; Leonardo und die Venetianer erschlossen mir hier erst ihr Wesen. Französische Skulptur und Malerei, Puget und Houdon, Clouet und Delacroix, zugleich die französische Kunst, die damals modern war, lernte ich erst hier und im Louxembourg lieben und schätzen.

Ich genoß diese Kunstwerke, und was das Louvremuseum an Kunst aus dem griechischen und ägyptischen Altertum enthielt, in einem leichten Glücksrausch.

Und ich sog Paris in mein Inneres ein. Wenn ich auf dem schönen breiten Concordeplatz mit offenen Augen den so schön wirkenden Obelisken und zugleich mit den Augen meiner Seele das Schafott sah, auf dem während der Revolution das Königspaar getötet wurde; wenn ich im lateinischen Viertel die Treppe des Hauses hinaufging, in dem Charlotte Corday Marat ermordete; oder wenn ich im obersten Stockwerk des Louvre den kleinen grauen Marengo-Rock und den dreieckigen Hut anstarrte, oder vom Triumphbogen aus über die Stadt hinsah, dann fühlte ich ein von dem Anblick und den Gesichten mannigfach verstärktes Leben in meinen Adern pulsieren.

Es war jedoch nicht nur die Stadt Paris, ihr Äußeres, ihre Kunstwerke, was ich mir eifrig zu eigen machte — darunter also

vieles, was geistig Italien und den Niederlanden angehörte —; es war die französische Kultur, das Edelste des französischen Wesens, der Duft von dessen feinster Blume, die ich einsog.

Und zu derselben Zeit, als ich auf diese Weise französische Menschen, französisches Geistesleben kennen lernte, erhielt ich unerwartet Gelegenheit zu ständiger Berührung mit Männern und Frauen der anderen romanischen Hauptvölker, mit Italienern, Spaniern, Portugiesen, Brasilianern.

Bröchner hatte mir einen Brief an die Freundin seiner Jugend, Costanza Testa, mitgegeben, die nun als Gattin des Grafen Oreste Blanchetti mit ihrer etwas älteren Schwester Virginia, einer liebenswürdigen und herzensguten Weltdame, in Paris lebte. Diese hatte drüben in Brasilien in zweiter Ehe den italienischen Bankier Pagella geheiratet, und in ihrem Hause verkehrten täglich nicht nur Italiener und andere europäische Südländer, sondern auch Mitglieder der südamerikanischen Kolonie.

Eine Herzlichkeit, wie die, mit der ich von den beiden Männern und ihren Schwestern empfangen wurde, war mir nie zuvor begegnet. Nachdem ich die beiden Familien eine Stunde gekannt hatte, behandelten mich diese Menschen, als wäre ich ihr intimer Freund. Einen jüngeren Bruder von Costanza nannten sie mich. Jeden Tag hatte ich meinen Platz in ihrem Wagen, wenn die Damen ins Boulognerwäldchen fuhren; nie hatten sie eine Loge in der italienischen Opera, wo gerade damals Adelina Pattis erste Töne ihre Landsleute in Entzücken versetzten, ohne mir einen Platz an ihrer Seite zu senden. Jeden Abend erwarteten sie mich, wie spät ich auch oft aus dem Theater kam, in der Wohnstube, wo sie, der Sitte ihres Heimatlandes gemäß, ständig denselben Freundeskreis empfingen.

Ich hatte die beiden Schwestern innig gern und fühlte mich sehr wohl in ihrem Hause, wenn auch das Gespräch meist in Sprachen geführt wurde, die ich nur schlecht verstand; denn es wurde nur um meinethalben Französisch gesprochen. Meiner Freude, die Abende in der Rue Valois du Roule zu verbringen, wurde einzig durch den Umstand beeinträchtigt, daß ich dann einige Akte im Theatre Français versäumen mußte, zu dem mir das dänische Ministerium des Äußeren durch die Gesandtschaft freien Zutritt verschafft hatte. Sicherlich, nie hat diese Begünstigung einen Dänen

ſo glücklich gemacht. Es waren entzückende Stunden, die ich Abend für Abend in dem franzöſiſchen Nationaltheater zubrachte, wo ich den modernen wie den klaſſichen Schauſpielvorrat gründlich kennen lernte — eine Kenntnis, die während meines langen Aufenthaltes in Paris 1870 noch mehr befeſtigt wurde.

Ich genoß die Mäßigung, Entſagung, Einordnung unter die Rolle und die Geſamtheit, die ſeitens der ausgezeichneten Schauſpieler geübt wurden. Freilich konnten nur ganz einzelne von ihnen genial genannt werden, und ich ſah damals keinen, der ſich meiner Meinung nach mit den erſten Perſönlichkeiten des däniſchen Theaters, mit Michael Wiehe, Heiberg oder Phiſter meſſen konnte. Aber das wurde mir ſofort klar: deren Manier würde hier keinen Augenblick geduldet werden; ſie hätten unter dem Einfluß dieſer künſtleriſchen Geſamtharmonie niemals ſich dermaßen in Abſonderlichkeit und Individualismus verlaufen können, wie zu Hauſe.

Viele hundert Vorſtellungen ſah ich in dieſen meinen erſten Jugendjahren im Theatre Français, das damals auf ſeiner Höhe ſtand. Wenn jemals, ſo fühlte ich dort den leiſen Schritt der franzöſiſchen Muſen durch Raum und Zeit.

6

Ein tüchtiger Journaliſt namens Grégoire, der ein kränklicher, früh gealterter, hinkender armer Kerl mit ſtets bereitem Witz war, ein Elſäſſer, der Däniſch konnte und ſtändig Billes Dagblad las, hatte ſich meiner faſt ſeit dem erſten Tage meines Aufenthaltes auf franzöſiſchem Boden in mancher Hinſicht angenommen. Dieſer Mann empfahl mir, als ich die Adreſſe eines tüchtigen Lehrers wünſchte, bei einem jungen Mädchen Sprachunterricht zu nehmen, einer Freundin ſeiner Schweſter, die keine Eltern hatte und bei ihrer Tante lebte. Sie wäre aus guter Familie, Tochter eines Oberſten, Enkelin eines Großadmirals; aber ſie und die Tante lebten in kargen Verhältniſſen, und ſie ſuchte gerade damals Unterrichtsſtunden.

Auf den Einwand, daß es mit einem ſolchen Unterricht kaum recht Ernſt werden würde, bekam ich zur Antwort, daß dies nicht allein ein vollkommen ehrenhaftes, ſondern ſtrebſames und begabtes junges Mädchen wäre.

Als ich mich das erstemal in meiner Eigenschaft als zukünftiger Schüler im Hause einfand, traf ich das junge Fräulein in einem glatten schwarzen Seidenkleide, von kleinen Kerlen und ebensolchen Mädchen umgeben, für die sie eine Art Schule abhielt, und die bei meiner Ankunft verabschiedet wurden. Sie hatte eine reizende Gestalt, ein Gesicht, das ansprechend war, ohne schön zu sein, einen großen Mund mit frischen Zähnen, dunkelbraunes Haar. Die Züge waren ein wenig unbestimmt, das Gesicht mehr breit als oval, die Augen braun und warm. Sie besaß jedenfalls die Schönheit der Zwanzigjährigen.

Wir verabredeten vier Stunden wöchentlich.

Die ersten vergingen träge. Während der Gespräche sollte die Lehrerin Fehler in der Aussprache und im Ausdruck verbessern. Aber es kam kein ordentliches Gespräch in Gang. Augenscheinlich war ihr dieser Unterricht lästig, den sie nur des Honorars wegen übernommen hatte. Begann ich, etwas zu erzählen, so hörte sie nur halbwegs zu, gähnte dagegen von ganzem Herzen recht oft und recht laut, wenn sie auch artig die Hand vor ihren großen Mund hielt. Etwas Leben kam einzig in ihr Gesicht, wenn ich entweder so falsch aussprach, wie ich es von meinem französischen Lehrer in der Schule gelernt hatte, oder einen besonders schnurrigen Fehler beging, z. B. sagte: „C'est tout égal", statt „bien égal!" oder dergleichen. Sonst war sie zerstreut, geistesabwesend, schläfrig.

Nachdem ich ein paarmal vergebens versucht hatte, die junge Dame mit meinen Mitteilungen zu interessieren, wurden mir meinerseits diese Stunden lästig. Ich hatte außerdem wenig Nutzen von ihnen, aus dem einfachen Grunde, weil meine jugendliche Lehrerin nicht die geringste wissenschaftliche oder auch nur grammatikalische Kenntnis von ihrer Muttersprache hatte und mir deshalb niemals die Frage beantworten konnte, warum man so ausspräche, oder kraft welcher Regel man sich so und so ausdrückte. Ich begann also die Stunden zu vernachlässigen, entschuldigte mich dann zuweilen und blieb noch öfter ohne Erklärung fort.

Als ich nach einem solchen wiederholten Ausbleiben eines Nachmittags kam, empfing das junge Fräulein mich mit einer gewissen Heftigkeit, fragte nach dem Grunde meiner Versäumnisse und war sichtlich gereizt und unruhig infolge meiner Gleichgültigkeit, die doch nur ein Widerschein der ihren war. Ich versprach höflich,

in Zukunft ſtetiger zu ſein. Um dies zu erreichen wurde ſie unwillkürlich aufmerkſamer.

Sie gähnte nicht mehr. Ich blieb nicht mehr aus.

Sie begann ſich für dieſen ihren älteſten Schüler zu intereſſieren, der mit vierundzwanzig Jahren ausſah, als wäre er zwanzig, und mancherlei Verhältniſſe, Länder und Völker kannte, von denen ſie nichts wußte.

Sie war ſo ſtreng erzogen, daß man ihr faſt alle weltliche Lektüre unterſagt hatte, und ſie hatte niemals ein Theater beſucht, nicht einmal das Theatre Français. Sie hatte Victor Hugo, Lamartine oder Muſſet nicht geleſen, nicht einmal Paul und Virginie leſen dürfen, kannte nur gereinigte Ausgaben von Corneille, Racine und Molière. Sie war aufrichtig klerikal, frühzeitig von ihrem Vetter, dem ſpäter bekannten katholiſchen Schriftſteller Erneſt Hello, ein wenig beeinflußt worden und nahm in unſeren Geſprächen gewöhnlich für die Jeſuiten gegen Pascal Partei; was dieſer angegriffen hatte, wären einige veraltete und längſt verlaſſene jeſuitiſche Lehrbücher; hätten auch vielleicht die Lehren gewiſſer katholiſcher Geiſtlicher ihre Mängel, ſo ſei ihre Lebensführung doch muſterhaft, während bei den freidenkeriſchen Gelehrten das Gegenteil der Fall wäre; ihre Lehren wären zuweilen unanfechtbar; aber das Leben, das ſie führten, könnte nicht ernſthaft genommen werden.

Wenn wir beiden jungen Leute ſo unſer Wortgefecht führten, kamen wir allmählich einander entgegen; unſere Äußerungen widerſprachen ſich, aber zwiſchen unſeren Augen kam ein Verſtändnis zuwege. Eines Tages, als ich im Begriff war, zu gehen, rief ſie mich von der Treppe zurück und verehrte mir ganz geniert eine Apfelſine. Das nächſtemal errötete ſie leicht, als ich eintrat. Sie ſandte mir häufig Eintrittskarten zum Athenée, einem damals eben errichteten Inſtitut, wo gute Redner Vorleſungen hielten. Sie begann Freude über mein Kommen und Kummer bei dem Gedanken an meine Abreiſe zu zeigen.

Nachdem ich ihr am Neujahrstage als pflichtſchuldiges Geſchenk einen Strauß weißer Blumen geſandt hatte, hatte ſie am Tage darauf Tränen in den Augen, als ſie mir dankte. „Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich Ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade zu ſchätzen weiß.“ Von nun an ſprach ſie immer öfter davon, wie leer es

für sie werden würde, wenn ich abreiste. Ich war nicht verliebt, aber zu jung, als daß dieses Gefühl, das sich rückhaltlos äußerte, mich hätte unberührt lassen können, und gleichzeitig jung genug um zu glauben, sie erwarte nun von mir einen Antrag. Ich teilte ihr also bald mit, daß ich kein so heftiges Gefühl für sie hege, wie sie für mich, und daß ich noch nicht daran dächte, mich zu binden. „Halten Sie mich für eine so schlechte Beobachterin?" fragte sie verwundert. „Ich habe nicht einmal in Gedanken irgendwelche Ansprüche an Sie gestellt. Aber ich verdanke Ihnen den glücklichsten Monat meines Lebens."

7

So ungefähr war meine Stellung Fräulein Louise gegenüber, als ich eines Abends bei Pagellas, wo Südländer verschiedener Völkerschaften zugegen waren, einer jungen Dame, Fräulein Mathilde M. vorgestellt wurde, die auf den ersten Blick einen mächtigen Eindruck auf mich machte.

Es war eine junge spanische Brasilianerin, von hohem Wuchs, eine stolze und blendende Rassenschönheit. Ihre Kopfform war so tadellos rein, daß man kaum begriff, wie die Natur so etwas ohne besondere Absicht gemacht haben konnte. Neben dem Rosenschimmer der Haut mußte sogar die Inkarnation eines schönen Frauenantlitzes kalkartig oder hochrot erscheinen. Ihre Hautfarbe hatte zugleich etwas, das mich Zurbarans und Riberas weibliche Gesichter besser verstehen ließ, etwas Glühendes in der Farbe, das ich noch nie vorher in der Natur gesehen hatte. Das schwere blauschwarze Haar hing nach der Mode jener Zeit in Löckchen in die Stirn herein und fiel in dicken Locken über die Schultern. Die Augenbrauen waren schön gezeichnet, gewölbt und fast über der feinen Nase zusammengewachsen, die Augen tiefbraun, brennend, sie eroberten und lächelten; der Mund war etwas zu klein mit ein wenig zu großen weißen Zähnen, die Büste schlank und voll. Ihr Anstand war edel, ihre Stimme reich; aber das merkwürdigste war die Hand, eine Hand wie Parmeggianino sie hätte gemalt haben können, lauter Seele, die sich in fünf herrliche Finger verzweigte.

Sie war für mich sogleich ohne Frage das merkwürdigste weibliche Wesen, das ich je gesehen hatte, und das überdies

weniger durch ihre Schönheit als durch die Mischung des Großartigen in ihrer Haltung mit dem Feurigen, oft Ausgelassenen in ihrer Ausdrucksweise Eindruck auf mich machte.

Sie war stets lebensfrisch, zuweilen kühn in ihren Aussprüchen, kümmerte sich nur um das Außergewöhnliche, liebte nur „das Unmögliche", beobachtete aber gleichwohl jede gesellschaftliche Sitte. Auf meine allererste Bemerkung zu ihr, daß die Schwäche der Frauen meist nur Redensart wäre, sie seien nicht schwach, wenn sie es nicht sein wollten, antwortete sie: „So jung Sie sind, kennen Sie doch die Frauen sehr gut." Hiermit war sie indessen völlig im Irrtum.

Sie sprach außer Spanisch und Portugiesisch das Französische ganz vollkommen und das Englische nicht schlecht, sang mit einem klangvollen Alt, zeichnete wie eine gute Dilettantin, schnitt Vasen in Alabaster aus und hatte alle möglichen Talente. Kleine Lieder sang sie nicht gern, sie liebte im Gesang nur das große Pathos.

Sie war gerade zwanzig Jahre alt, in Rio zur Welt gekommen, wo ihr Vater als Vertreter der spanischen Regierung lebte. Die Familie stammte von Cervantes ab. Da Mathilde frühzeitig die Mutter verlor, hatte der Vater sie in ihrem fünfzehnten Jahre zu ihrer Tante nach Paris gesandt. Diese war mit einem alten Ungeheuer von Spanier verheiratet, einem bis zum Wahnsinn frömmelnden Manne, der in seiner Jugend irgend etwas Verbrecherisches begangen zu haben schien und nun den ganzen Tag, um Vergebung seiner Sünden flehend, in der neben seinem Hause gelegenen Kirche verbrachte. Er war nur zu den Mahlzeiten daheim, wo er fürchterlich ins Essen einhieb, und verkehrte bloß mit Priestern. Doch die Tante selbst war trotz ihres Alters vergnügungssüchtig, erlaubte dem jungen Mädchen selten oder niemals zu Hause zu sitzen und sich nach Belieben zu beschäftigen, sondern zog sie überall auf Bällen und Gesellschaften mit sich. War sie mit der Tante zusammen, so fühlte sie sich zuweilen bedrückt; allein war sie munter und sorglos. Bei Pagellas war sie wie das Kind des Hauses. Sie liebte als Spanierin das Feierliche und Große, war als Pariserin stets schlagfertig und wußte als wohlerzogenes junges Mädchen das Gleichgewicht zwischen Freundlichkeit und Scherz zu halten. Sie war nicht im geringsten schüchtern und begriff alles, aber es lag eine gewisse Hoheit in ihrem Wesen.

Während die kleine Pariſerin, Fräulein Louiſe, klöſterlich erzogen, von allen freien verſtändigen weltlichen Geſprächen und allen freien künſtleriſchen Eindrücken ferngehalten worden war, hatte die gleichaltrige junge Spanierin die Bildung einer Weltdame und Stil in ihrem Weſen erhalten.

Wir beiden jungen Leute fühlten uns in Pagellas Salon heftig zueinander hingezogen. Wir verſtanden uns ſofort. Entzückt war natürlich nur ich allein. Wenn ich abends, in der Erwartung ſie zu ſehen, durch Paris fuhr, konnte ich Henrik Hertz' Verſe vor mich hinmurmeln:

Mein Lieb gleicht deinem blendenden Tag,
Braſiliens Sommer! . . .

Mein Gefühl jedoch beſtand weit mehr in Bewunderung als in Liebe oder Verlangen. Ich begehrte ſie eigentlich nicht. Nie fühlte ich mich ihr ganz gleichgeſtellt, auch nicht, wenn ſie mir weitgehendes Entgegenkommen zeigte. Ich freute mich über ſie wie über etwas Vollendetes, und es lag der reiche und fremde Farbenſchimmer über ihr, den die Kolibris in meinem Kinderſtübchen gehabt hatten. Sie beunruhigte mich ſelten; aber ich ſagte mir, wenn ich jetzt reiſte, würde ich ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht mehr zu ſehen bekommen, da ihr Vater ſie im Laufe der Jahre zu ſich nach Madrid oder Braſilien nehmen würde, und da kam es mir zuweilen vor, als reiſte ich für immer von meinem Glück fort. Oft bat ſie mich in ſolchen Ausdrücken und mit ſolchem Ausdruck zu bleiben, daß ich weder aus noch ein wußte. Und ſie erfüllte mich damals als das königinnengleiche Weſen, das ſie war.

Ein däniſcher Dichter hatte die ſchönen Frauen des Südens „Große Flimmerblumen ohne Duft" genannt. War ſie eine ſolche große Flimmerblume? Das Vergißmeinnicht flimmerte freilich nicht; aber es duftete deshalb nicht ſtärker.

Jetzt, da ich faſt täglich die ſtrahlende Mathilde ſah, kam mir meine Stellung zu Louiſe falſch vor. Ich wußte noch nicht, wie unendlich ſelten ein ganzes Gefühl iſt, begriff nicht, daß mein Gefühl für Mathilde genau ſo unvollſtändig war wie das für Louiſe. Fräulein Mathilde betrachtete ich wie ein Kunſtwerk, Fräulein Louiſe war ich mehr menſchlich näher getreten. Sie begeiſterte mich nicht, wohl wahr; aber Fräulein Mathilde begeiſterte

mich nur. Enthielt mein Gefühl für die Pariſerin viel Mitleid, ſo doch auch ein ſchwaches Element von Erotik.

Das junge franzöſiſche Weib fand in ſeiner Leidenſchaft Ausdrücke der Hingebung und Zärtlichkeit, bei denen ſie allen Stolz vergaß. Sie lebte in einer für mich ſehr peinlichen Miſchung von Glücksgefühl darüber, daß ich noch in Paris war, und Grauen über meine bevorſtehende Abreiſe, die ich nun eilig betrieb, nur um dadurch aus der ganzen abſonderlichen Situation herauszukommen, der meine Jugend nicht gewachſen war. Obwohl Mathilde, die ich nie allein getroffen hatte, ſich ſtets gleich, ganz Dame, völlig beherrſcht blieb, war der Gedanke, ihr Lebewohl ſagen zu müſſen, am ſchmerzlichſten. Einen Tag um den anderen war dagegen Louiſe krank und erſchüttert, und ich entſetzte mich vor dem Augenblick des Abſchieds.

8

Ich hatte in Paris nicht etwa meine tägliche Arbeit von mir geworfen, ſondern recht fleißig in der Kaiſerlichen Bibliothek gearbeitet. Ich hatte auch viele Vorleſungen gehört, einige ab und zu, andere ſtändig, ſo die Vorleſungen Janets, Caros, Lévêques, Taines.

Von den franzöſiſchen zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern war mir Taine vor allen anderen lieb geworden. Ich hatte in Kopenhagen begonnen, mich mit dieſem Hiſtoriker und Denker zu beſchäftigen. Das erſte Buch, das ich von ihm las, war Die franzöſiſchen Philoſophen im neunzehnten Jahrhundert, in einem Exemplar, das mir Gabriel Sibbern geliehen hatte. Das Buch bezauberte mich, und ich beſchloß, jedes Wort ſeines Verfaſſers zu leſen, das ich nur auftreiben konnte. In der Kaiſerlichen Bibliothek zu Paris las ich nun zu allererſt Die Geſchichte der engliſchen Literatur, von der ich bisher nur einige Bruchſtücke gekannt hatte, die in der Revue des deux mondes geſtanden hatten. Taine wurde für mich das Gegengewicht gegen deutſche Abſtraktion und deutſche Pedanterie. Durch ihn fand ich den Weg in mein eigenes innerſtes Weſen, das die däniſch-deutſche Univerſitätserziehung verdeckt hatte.

Kurz nach meiner Ankunft in Paris hatte ich deshalb an Taine geſchrieben und um ein Geſpräch gebeten. Durch ein merkwürdiges Pech ging die Antwort verloren, und erſt am Ende meines Aufenthaltes erhielt ich eine erneute Aufforderung, zu kommen.

Obwohl das eine Gespräch für mich nicht besonders bedeutungsvoll werden konnte, wurde hierdurch doch das erste persönliche Band zwischen mir und dem Manne geknüpft, der für mich der heißgeliebte Meister und Befreier war und blieb, wenn ich auch seinen wesentlichen Lehren mit Mißtrauen begegnete. Ich mußte befürchten, einen schlechten Eindruck gemacht zu haben, da ich während meines Besuches die Zeit damit vergeudete, lauter Einwände vorzubringen; aber Taine war Menschenkenner genug, um hinter der linkischen Form die Persönlichkeit und hinter der Kritik die Bewunderung herauszufinden. In Wirklichkeit war ich von einer leidenschaftlichen Dankbarkeit gegen Taine erfüllt, und dieses Gefühl blieb unverändert bis zu Taines letzter Stunde.

Ich fügte schon damals während dieses meines ersten Aufenthaltes in Frankreich den Eindruck von Taines Persönlichkeit zu den vielen reichen Eindrücken, die ich von Paris nach Kopenhagen heimbrachte.

VI

Jugendleben

1

Nach der Rückkehr aus Frankreich nach Dänemark im Jahre 1867 wurden meine Gedanken wiederum von der Fehde in Anſpruch genommen, die in der däniſchen Literatur zwiſchen Wiſſenſchaft und ſogenannter Offenbarung (in der Sprache jener Zeit: Glauben und Wiſſen) ausgebrochen war. Immer mehrere hatten mit der Zeit Beiträge zu dieſem Streit veröffentlicht, und ich, der ich mein höchſtes geiſtiges Intereſſe darin ſah, nahm mit doppelter Front an dem Wortgefecht teil: einerſeits gegen die rechtgläubigen Theologen, andererſeits und hauptſächlich gegen R. Nielſen, den Angreifer der Theologen, der in meinen Augen nicht weniger theologiſch geſinnt war als ſeine Gegner.

Ich ſelbſt wurde hierdurch Gegenſtand einer Reihe heftiger Angriffe von verſchiedenen Seiten. Sie konnten freilich meiner guten Laune nicht viel anhaben, zwangen mich aber Jahre hindurch in eine etwas reizbare Notwehrſtimmung hinein. Doch jetzt war der Zeitpunkt im Leben meiner Jugend eingetreten, wo Philoſophie und Kunſt das Temperament nicht zurückzudrängen vermochten.

2

Das äußerte ſich zunächſt in einem neuen Drange zu körperlichen Übungen.

In den beiden erſten Jahren nach der Entſcheidung 1864, als ſich der Krieg zwiſchen Preußen und Öſterreich vorbereitete

und die Jugend in Dänemark sich einbildete, daß das Land in diesen Krieg mit hineingezogen werden würde, hatte ich als Mitglied des akademischen Schützenvereins eifrig am Exerzieren und an den Schießübungen teilgenommen. Nach der Schlacht bei Königgrätz hatten diese Beschäftigungen viel von ihrer Anziehungskraft verloren.

Nun trieb ich einen Sport, der mir neu war, und in dem ich mir schon lange Fertigkeit gewünscht hatte: Es war die Reitkunst, die ich gründlich zu erlernen wünschte.

Ich hatte bisher nicht die Mittel gehabt, zu reiten. Aber jetzt bot mir ein Rittmeister bei den Dragonern den Unterricht zu einem sehr billigen Preise an, und im Reithause der Königin wurde ich dann in den Frühlingsmonaten in die Anfangsgründe der Kunst eingeweiht, um beim Herannahen des Sommers ausreiten zu können. Diese Reitstunden wurden mein größtes Vergnügen. Ich, der selten froh, seltener ausgelassen war, konnte förmlich jubeln, wenn ich in einer Morgenstunde ausritt, den Strandweg entlang. Auch wenn ich eine fast schlaflose Nacht hinter mir hatte, auf dem Pferderücken war ich frisch.

Es machte mir keinen Spaß, öfter auf demselben Pferde zu reiten, dessen Natur ich kannte. Ich wünschte, das Pferd zu wechseln, so oft es sich machen ließ, und ritt lieber ein bißchen schwierige Pferde als die allzu gut zugerittenen Stuten. Bei einem raschen Ritt fühlte ich den Übermut der Jugend in mir sieden.

Meine Fertigkeit war noch äußerst gering, als ein Blick in meine Kasse mich davon überzeugte, daß der Zeitpunkt gekommen war, wo ich auf die Reitstunden verzichten mußte.

Als ich meinem Lehrer mitteilte, daß ich aus seinem Unterricht keinen Nutzen mehr ziehen könne und ihm auf die Frage weshalb? den Grund nannte, erwiderte der Rittmeister, daß die Sache sich mit der größten Leichtigkeit ordnen ließe: er hätte eine Schwester, ein älteres Mädchen, die sich leidenschaftlich für Literatur und Literaturgeschichte interessierte. Die Unterrichtsstunden in diesem Fach könnten zur gegenseitigen Zufriedenheit gegen den Reitunterricht eingetauscht werden, der so in absehbarer Zeit kein Ende zu nehmen brauche. Es bedarf wohl keines Wortes darüber, wie sehr der Vorschlag mir zusagte; er kam wie ein erlösendes Wort.

Der Rittmeister war ein liebenswürdiger, gutmütiger, literarisch

ganz ungebildeter Mann, der seinem Schüler treuherzig seine Junggesellenerfahrungen mitteilte, und diese ließen sich in die Summe zusammenfassen: wenn ein Frauenzimmer verliebt ist, dann scheut sie weder Feuer noch Wasser. Der Rittmeister selbst, der doch seiner eigenen Ansicht nach, nur zu Pferde einigermaßen gut aussah, hatte einmal eine Geschichte mit einer Frau gehabt, die ihn mit Briefen bombardierte. In ihrem Eifer begann sie eines Tages einen Brief an ihn zu schreiben, ohne den Ehemann zu bemerken, der hinter ihrem Stuhl stand und ihr über die Schulter sah. Seitdem brauchte der Rittmeister sozusagen keine Weiber mehr, er hatte am liebsten nichts mit ihnen zu schaffen und fand seine Freude hauptsächlich in seinen Pferden und in seiner Tüchtigkeit als Reiter.

Die Schwester war ein vierzigjähriges Mädchen, keineswegs ohne geistige Fähigkeiten, mit Beobachtungsgabe und Sinn für gute Lektüre, deren Entwickelung indessen vollständig vernachlässigt worden war, und die nun den Ehrgeiz hegte, als Schriftstellerin aufzutreten. Sie schrieb in aller Stille kleine Erzählungen, die nicht allzu dumm, aber ohne jede Spur von Stil oder Talent waren. Sie war sehr wenig schön und überaus stark, was putzig wirkte, da sie zur Überspanntheit in Worten und Gebärden neigte.

Es bestand ein Mißverhältnis zwischen dem Alter des Lehrers und dem der Schülerin; in meinen Augen war sie eine ganz alte Person; in ihren Augen war ich als geistig Ebenbürtiger auch gleichaltrig. Sie empfand, der Ordnung der Natur gemäß, mehr persönliche Sympathie für mich als ich für sie. Unwillkürlich gab ich also meinem Unterricht einen neckenden Anstrich, hielt mich manchmal über ihre Empfindsamkeit auf, und wenn die dicke Dame dann, halb unglücklich, halb erregt, sich erhob, um mich zu packen und zu schütteln, so konnte ich rings um den Tisch herumlaufen, von ihr verfolgt, oder einen Stuhl zwischen sie und mich schieben — was unleugbar der Würde des Unterrichts nicht sehr dienlich war.

Von gründlichem und zusammenhängendem Unterricht war überhaupt keine Rede. Die Dame wünschte besonders ihre literarischen Entwürfe durchsehen und verbessern zu lassen; aber sie ließen sich durch Verbesserungen nicht in Kunst verwandeln. Und auf diese Weise kam es nach kurzer Zeit so weit, daß ich diese lästigen Stunden aufgab, obgleich ich genötigt war, damit auch zugleich die lieben Reitstunden aufzugeben.

Digitized by Google

Eine wirkliche Fertigkeit im Reiten erlangte ich auf dieſe Weiſe überhaupt nicht, wenn ich auch in den nächſtfolgenden Jahren ab und zu einen Ritt machte. Aber ſeit dem Jahre 1870 zwang mich eine heftige Venenentzündung, die auf den Typhus folgte, alle die Körperübungen aufzugeben, die mir die liebſten waren.

3

Das Temperament äußerte ſich neben dem Triebe zum Sport in einem Schwarm jugendlicher Sehnſuchtsgefühle.

Durch mein Studienleben hatte ich in den eigentlichen Jünglingsjahren mich freiwillig von den allgemeinen erotiſchen Zerſtreuungen der Jugend ausgeſchloſſen. So frühzeitig entwickelt ich in bezug auf reine Geiſtesbildung war, ſo weit ſtand ich in erotiſcher Erfahrung zurück. In der Beziehung war ich eine gute Reihe von Jahren jünger als mein Alter.

In der erſten Zeit nach meiner Heimkehr dröhnten die Pariſer Erlebniſſe noch ſtark in meinem Gemüt nach. Zwiſchen dem jungen franzöſiſchen Fräulein und mir war ein lebhafter Briefwechſel eingeleitet worden, und die ſtrahlende Geſtalt der jungen ſpaniſchen Dame behielt ihren Platz in meinem Innern.

Dann machte die Umgebung ihr Recht geltend, und ich empfand nicht ohne Gemütsbewegung, wie reizend die jungen Mädchen in der Heimat waren. Denn erſt jetzt trat ich in das Cherubinoſtadium meines Daſeins ein, in den Lebensabſchnitt ſchwärmenden Verlangens, wo der Anblick weiblicher Schönheit oder Anmut den Jüngling augenblicklich in einen leichten Liebesrauſch verſetzt.

Es war unglaublich, wie reich an entzückenden Geſchöpfen die Welt war, und in der Welt Kopenhagen.

Ging man die Kronprinzeſſegade entlang, dann ſaß irgendwo an einem Parterrefenſter ein junges Mädchen, dunkel mit griechiſcher Kopfform und zwei braunen Augen, unter einer ſteilen und edlen Stirn ideal gelegen. Sie vereinte die keuſche Reinheit Pallas Athenens mit einer ſtrengen anziehenden Anmut.

Ging man nach Nörrebro hinaus, ſo lag dort ein Haus, in deſſen erſtem Stock man willkommen war, und wo ein ſchönes und vornehmes Paar einmal in der Woche junge Männer um ſich ſah, mit Rückſicht auf die junge Nichte der Hausfrau. Der Herr

des Hauſes war ein ſchlanker und ſtiller Mann, der immer gut ausſah und immer würdig war; er hatte einen hohen Beamtenpoſten ehrenvoll bekleidet. Die Frau war in ihrer Jugend ſehr liebreizend geweſen, hatte ſchon in ganz jungen Jahren weißes Haar bekommen und war nun ſchön, mit ſchneeweißen Locken zu dem friſchen Geſicht. Mir erſchien ſie unſichtbar gezeichnet; denn ſie war als blutjunges Mädchen von einem großen Mann geliebt worden. Sie bezeigte wahres Wohlwollen, herzliches Entgegenkommen. Aber die Ausbeute, die ihre Bekanntſchaft ergab, war nicht groß. Dazu war ſie allzu geſellſchaftlich unruhig. Wenn im Hauſe Empfangsabend war, blieb ſie nicht lange genug bei einer Gruppe ſtehen, um ordentlich aufzufaſſen, wovon die Rede war. Nach einer Minute eilte ſie in die andere Ecke des Saales, ſagte dort ein paar Worte, hörte mit halbem Ohr den Gegenſtand des Geſpräches und ging weiter, um für den Tee zu ſorgen.

Es geſchah ebenſowenig ihretwegen wie um des Hausherrn willen, daß ihr Heim von vielen jungen Leuten aufgeſucht wurde. Das lag an der achtzehnjährigen Elſe, ihrer Nichte, die ein Geſicht hatte, von dem man träumen mußte. Der Zauber ging nicht von den Zügen dieſes Geſichtes ſelbſt aus, trotzdem deſſen Form ein tadelloſes Oval, die ſchmale Stirn hoch und wohlgeformt, das Kinn kräftig war. Er ging auch nicht von der Perſönlichkeit aus, die hinter dieſen Zügen durchſchimmerte. Das junge Mädchen ſchien ſeeliſch beſchaffen wie andere junge Mädchen, war meiſt ſtill, oder mitteilſam in bezug auf Kleinigkeiten, ohne jede andere Koketterie als die unſchuldigſte, von der Natur ſelbſt gebotene Freude der Jugend daran, zu gefallen.

Aber ſie war gleichwohl von einem Zauber umgeben wie die Elfen. Es kniſterte gelb um ihr helles Haar; es blitzten bläuliche Flammen aus ihren blauen Augen. Um ſie zogen dieſe Flammen einen magiſchen Kreis. Und das Dutzend junger Männer, die ſich in dieſen Kreis verirrt hatten, blieb an ihn gebunden, ſcharte ſich an dem allwöchentlichen Empfangsabend der Familie um ihre Muhme, und ſaß dort im Wettkampf um einen Blick aus jenen Augen, einander recht von Herzen als Nebenbuhler haſſend und unter der Komik des Umſtandes leidend, daß ſie ſich doch Woche für Woche brüderlich als Gaſtfreunde desſelben Hauſes verſammelten.

Die männlichen Verwandten des jungen Mädchens, welche die

Verliebtheit in sie hinter sich hatten, behaupteten, daß sie keinen guten zuverlässigen Charakter habe — armes Kind! auch das sollte sie haben! — Andere, die nicht so viel verlangten, erfreuten sich schon am Ton ihrer Stimme.

Sie war nicht aus Kopenhagen, verbrachte nur ein paar Winterhalbjahre in der Stadt und verschwand wieder.

Einige Jahre später hieß es zu allgemeiner Verwunderung, daß sie einen Witwer in der Provinz geheiratet hätte — sie, die der Welt der Poesie angehörte!

Dann war da ein anderes junges Mädchen von neunzehn Jahren.

Während die Elfe sich nicht die Mühe gab zu tun, als bekümmerte sie sich um die jungen Männer, die sie durch die Rhythmen ihrer Bewegungen und die Ausstrahlung ihrer Schönheit fesselte, eher etwas kurz angebunden, etwas staccato in ihren Aussprüchen war, zu sehr daran gewöhnt auf Bewunderung zu stoßen, als daß sie sich durch Aufmerksamkeit Verehrer erobern sollte, auch zu unentwickelt und unpersönlich war, um sich mit Bewußtsein geltend zu machen, — schien dieses andere junge Mädchen von ganz verschiedener Art. Sie war keine Naturmacht, sondern ein kluges und geschmeidiges Menschenkind. Ihr Gesicht war nicht durch Schönheit anziehend, aber immerhin weit eher schön als häßlich, mit einer fein gebogenen Nase, einem verheißenden Munde, einem Ausdruck von Nachdenklichkeit und Willen. Zeigte sie sich auf einem Balle ausgeschnitten, so hingen die Augen der Männer an ihrem Halse, aber besonders an ihrem weißen Rücken mit seiner festen glatten Haut und seinem feinem Muskelspiel; denn ließ sie auch nicht viel von ihrem jungen Busen sehen, so näherte dafür der Rückenausschnitt sich dem Gürtel. Ihre Stimme war ein tiefer Alt, und sie konnte sich den Ausdruck von Sammlung und Ernst geben. Aber sie nahm hauptsächlich durch die Achtsamkeit, die sie zeigte, für sich ein.

Wenn ein junger Mann, den sie gewinnen wollte, ein Gespräch mit ihr begann, so heftete sie ihre Augen unverwandt auf die seinen, vielmehr in die seinen, und zeigte eine so lebhafte Aufmerksamkeit für seine Worte, ein solches Interesse für seine Denkungsart und seine Beschäftigungen, daß ihn nach nur einem einzigen Zusammentreffen die Erinnerung an sie nicht mehr verließ.

Ihre Koketterie bestand nicht im Liebäugeln, sondern in einer vorgeblichen Teilnahme, die schmeichelte und entzückte.

Dieſe jungen däniſchen Mädchen konnten wohl einen jungen Mann beſchäftigen, der eben von einem Ausfluge in die Fremde heimgekehrt war, auf dem ſein Inneres zum erſten Male von weiblicher Hingebung und Begeiſterung für ein Weib in doppelte Schwingung verſetzt worden war. Sie wirkten um ſo ſtärker auf mich ein, weil ſie däniſch waren, und weil ich, der ich alles Däniſche, von der Sprache bis zu den Erinnerungen liebte, ſeit dem Kriege gegenüber jedem, Weib oder Mann, der Dänemark fremd war, eine Entbehrung empfand.

Doch inmitten all dieſer jugendlichen Sehnſucht nach dem anderen Geſchlecht, mit ihrem Beben in Gefühlen unbeſtimmter Art wurde mein Inneres wie mit einem Ruck um den tiefſten früheren Eindruck geſammelt, den Eindruck von der Schönheit und überlegenen Perſönlichkeit der jungen Spanierin. Briefe aus Paris durchkreuzten mein Gemüt wie Dampfer einen Binnenſee, ließen es hoch aufſchäumen und ſtark wogen und hinterließen lange Kielwaſſerſtreifen. Nicht daß Fräulein Mathilde ſelbſt Briefe ſandte, aber ihre italieniſchen Freunde und Freundinnen ſchrieben für ſie, ſcheinbar in ihrem Namen, bedauerten meine unvernünftige Abreiſe in ſtarken Ausdrücken, wünſchten und forderten meine Rückkehr, ſchilderten ihre Entbehrung, zuweilen ihren Zorn.

Ich war zu arm, um ſofort wieder abreiſen zu können. Ich tat, was ich konnte, um mir Geld zu verſchaffen, ſchrieb an diejenigen meiner Freunde, die ich im Beſitz der meiſten Mittel glaubte, und auf die ich mich am feſteſten verließ, bekam aber abſchlägige Beſcheide, die mich an die vielen erinnerte, die im fünften Geſang von Paludan-Müllers Adam Homo die Hauptperſon auf ein ähnliches Anliegen erhält.

Dann ſpielte ich in der Lotterie und gewann nichts.

Von Frankreich aus gedrängt, und unter dem Hochdruck meiner eigenen romantiſchen Phantaſie, erſchien es mir nun auf einmal klar, daß ich mein Schickſal für immer mit dem jenes ſeltenen und ſchönen Weibes vereinen müſſe, das ich freilich kaum kannte und mit dem ich nie eine Minute allein geſprochen, die überdies kaum eine Vorausſetzung mit mir gemeinſam hatte, die aber gerade durch dies Ungleichartige, daß ſie von ſpaniſchen Eltern

in Rio, ich aber von däniſchen in Kopenhagen geboren worden war, vom Schickſal für mich beſtimmt ſchien wie ich für ſie. Die Palme und der Tannenbaum hatten voneinander geträumt und konnten ſich nie begegnen; aber Menſchen konnten es, wie weit voneinander entfernt ſie auch geboren waren. Im Hochſommer 1867 war ich wie beſeſſen von dem Gedanken, daß ſie und ich vereint werden müßten.

Der einfachſte Einwand, daß ich, der ich kaum mich ſelbſt zu ernähren imſtande war, unmöglich eine Frau ernähren könne, erſchien mir untergeordnet. Meine Beweggründe waren rein ritterliche; ich konnte ſie nicht im Stich laſſen wie die jämmerliche Hauptperſon in Anderſens Nur ein Spielmann Noomi im Stich ließ. Und ſie ſtand vor mir in all ihrer hinreißenden Schönheit.

Während des ganzen Juli und ein gut Teil des Auguſt war ich aus dieſem Grunde wie auf die Folter geſpannt, bald leidenſchaftlich begehrend, daß meine Pläne in Erfüllung gingen, bald ebenſo heftig wünſchend, daß ſie am Widerſtande der fremden Familie ſcheitern möchten; denn ich mußte mir ſelbſt ſagen, daß die ſchöne Spanierin nur ſehr ſchlecht in Kopenhagen hineinpaſſen, dort frieren würde, geiſtig wie buchſtäblich. Aber vor allem ſagte ich mir täglich: geſetzt, der Krieg, den man in Dänemark erwartete, bräche von neuem aus, und die Jugend würde zu den Fahnen gerufen, — dann wäre mir das geringſte däniſche Mädchen eine beſſere Walküre; Mathilde würde allen Gefühlen meines Innern fremd gegenüberſtehen und wahrſcheinlich nicht einmal däniſch lernen können. Jedes andere Weib würde mehr von meinem Geiſte verſtehen als ſie. Und doch! Doch war ſie die einzige für mich!

So wurde ich zwiſchen entgegengeſetzten Wünſchen umhergeworfen die lange Zeit hindurch, in der die Sache in der Schwebe und ungewiß war. So mitgenommen war ich von der Spannung, daß ich mich nur durch täglich zweimalige kalte Bäder und ſchnelle Ritte aufrecht erhielt. Der bloße Anblick eines Briefboten verurſachte mir Herzklopfen. Verhöhnungen meiner Perſon in däniſchen Zeitungen wirkten um dieſe Zeit ſeltſam fremd, wie Schläge auf einen Abweſenden.

Ich grübelte den Tag hindurch über den peinlichen Zwieſpalt, in den ich hineingeraten war; ich träumte jede Nacht von meiner

Dulzinea, und so erhielt ich ein Aussehen, das meiner Überanstrengung entsprach. Als ich eines Tages einer Einladung Frederik Paludan-Müllers nach Fredensborg gefolgt war, sagte der Dichter zu mir: „Sind Sie in der letzten Zeit krank gewesen? Sie sehen so bleich und angegriffen aus.“ — Ich tat ganz gleichgültig; in meinem gesamten Verkehr mit Menschen übte ich ununterbrochene Verstellung.

Es fanden ähnliche Umwandlungen in meinem Gemüt statt, wie in dem des Don Quijote. Bald sah ich in der fernen Spanierin den Inbegriff der Vollkommenheit, bald verflüchtigte sich mir ihr Bild ganz und gar. Selbst meine Zuneigung zu ihr erschien mir dann gering, erkünstelt, völlig grillenhaft, halb vergessen. Und dann war sie wiederum das große Glück.

Als die Entscheidung kam, als — wie es jeder nur ein bißchen in weltlichen Dingen Erfahrene hätte voraussagen können — die vielen schönen Träume und kühnen Pläne mit einem Schlage zusammenstürzten, hatte ich das Gefühl, als ob diese langwierige Krisis mich unbeschreiblich zurückgebracht habe. Meine geistige Entwickelung war Monate hindurch ins Stocken geraten. Es war die Empfindung, wie wenn der Tod eines geliebten Wesens die lange qualvolle Unruhe während der vorhergehenden Krankheit ablöst. Ich, der ich alles um einen Gedanken gesammelt hatte, sollte nun freudlos neue Wege einschlagen. Mein Ausruf, der mich selbst überraschte, war: wie sehr bedurft ich eines Herzens!

5

Daß die Phantasterei verweht war, konnte ich nicht gleich als Befreiung empfinden. Körperlich war ich in hohem Grade zerstört, richtete mich jedoch mit der Elastizität meines Wesens außerordentlich schnell wieder auf. Doch in meinem Verhältnis zum anderen Geschlecht war ich jetzt aufgerieben wie nie zuvor. Meine Seele, oder besser ausgedrückt, der Teil meines Seelenlebens, der an das andere Geschlecht grenzte, war wie ein tief durchpflügtes Feld, das auf die Saat wartete.

Nicht viel länger als einen Monat dauerte es, da war das Feld besät.

Unter meinen dänischen Bekannten befand sich eine einzige,

eine ganz junge und sehr schöne Witwe, auf die ich in meiner Stellung zu Fräulein Mathilde bestimmt gerechnet hatte. Ihr hätte ich die Spanierin zugeführt; sie allein hätte sie verstanden; sie würden Freundinnen geworden sein.

Es hatte längere Zeit zwischen ihr und mir eine warme Sympathie bestanden. Durch einen Zufall kam sie mir unmittelbar, nachdem die Entscheidung gefallen war, stark entgegen. Sie wurde denn auch die einzige, der gegenüber ich die Phantasterei berührte, der ich mich überlassen hatte, und die ich in die Träume einweihte, mit denen ich meine Zeit vergeudet hatte. Sie hörte mich an mit Teilnahme und nicht geringer Verwunderung darüber, daß es mir dermaßen an Wirklichkeitssinn fehlte. Sie stand mit beiden Füßen auf der Erde; aber sie besaß eine Gabe, die ich bisher bei keinem jungen Weibe angetroffen hatte: die Fähigkeit zur Begeisterung. Sie hatte dunkle Augen mit einer gewissen Traurigkeit im Blick; doch wenn sie von etwas sprach, was sie begeisterte, so leuchteten ihre Augen wie Sterne.

Sie hielt mir das Unvernünftige in meinem Hang vor, ein Glück in weiter Ferne zu suchen, das mir vielleicht ganz nahe wäre, aber noch unvernünftiger sei es, daß ich meine Studien und geistigen Vorsätze um einer phantastischen Erotik willen vernachlässigt hätte. Und zum ersten Male in meinem Leben geschah es mir, daß ein junges Weib mir von meinen Gaben sprach und von dem Eindruck, den diese, teils durch die Lektüre der Kleinigkeiten, die ich in Druck gegeben hatte, teils und hauptsächlich durch unsere langen Gespräche auf sie gemacht hätten.

Weder das kleine französische Mädchen noch das junge spanische Fräulein hatten jemals mit mir über mich selbst, meine Anlagen oder meine Zukunft gesprochen; diese dänische Frau behauptete, mich in- und auswendig zu kennen. Und hier fand ich dieses ganz neue, wie ich es ähnlich noch nicht erlebt hatte: sie glaubte an mich. Mehr als das: sie hegte die höchsten Vorstellungen von meinen Fähigkeiten, behauptete meinem Widerspruch gegenüber, daß ich schon jetzt eine ungewöhnliche Bedeutung habe, und hegte einen glühenden Ehrgeiz für mich.

Gerade in dieser Zeit, als ich so sehr niedergeschlagen war und unter zwecklosen Hoffnungen und Plänen meinen Beruf und meine höheren Ziele aus den Augen verloren hatte, steigerte sie durch

ihren festen Glauben an mich mein Selbstgefühl. Ihr Vertrauen zu mir wurde zu einem wachsenden Selbstvertrauen bei mir, und es keimte in meinem Innern eine heftige Dankbarkeit für die Wohltat, die sie mir dadurch erwies.

Da geschah es, daß sie mir eines Tages ohne weiteres gestand, das Interesse, das sie für mich hege, sei kein rein intellektuelles; es wäre jetzt so weit gekommen, daß sie an nichts anderes denken könne als an mich.

Das erschütterte mein ganzes Wesen. Ich hatte bisher in ihr nur die Freundin, die Trösterin gesehen, kein Verlangen gehegt oder bekämpft. Aber kaum hatte sie gesprochen, als sie in meinen Augen verwandelt war. Die Liebe, nach der ich gedürstet hatte, hier bot sie sich mir. Das Herz, dessen ich bedurft hatte, es war dieses Herz. Und nicht nur ein Herz begegnete mir hier, sondern eine Leidenschaft, die über Rücksichten lachte.

Bei meiner strengen Jugend hatte ich in Wirklichkeit noch gar nichts Erotisches erlebt. Ich hatte das keusche Leben des geistigen Arbeiters geführt. Meine Gedanken waren die eines Mannes gewesen; sie waren hoch gestiegen und hatten tief gegraben; aber meine Verliebtheiten waren die Schwärmereien und Phantastereien eines Halbwüchsigen, Hirngespinste und Träume gewesen. Dieses junge Weib, das war zum ersten Male eine lebendige erotische Wirklichkeit.

Und plötzlich war es, als ob sich Schleusen in meinem Innern öffneten. Lavaströme, Feuerströme ergossen sich über meine Seele. Ich liebte zum ersten Male wie ein Mann.

Es folgten einige Tage, in denen ich umherging, als sei ich über die Erde erhoben, und wo ich z. B. des Abends im Theater nicht imstande war, der Vorstellung zu folgen, sondern, das Gesicht in den Händen vergraben, im Parkett saß — erfüllt von meinem neuen Schicksal, als ob mir die Brust zerspringen müsse.

Und trotzdem war dies mehr ein körperlicher Zustand, ein fast mechanischer Niederschlag des für mich überwältigend neuen Zusammenlebens mit einem Weibe. Es beruhte nicht darauf, daß es gerade dieses Weib war. Denn so zusammengesetzt war mein Gefühlsleben, daß ich nicht einmal in den ersten Augenblicken meines Glückes dieses Glück als ein ungemischtes empfand. Von der ersten Stunde an nagte es an mir, daß nicht ich es war, der

sie begehrt hatte, sondern daß sie mich erkoren hatte, also meine Liebe im tiefsten Innern nur der Widerschein der ihren war.

6

Um diese Zeit geschah es, daß noch ein anderes Weib meine Gedanken beschäftigte, doch in ganz anderer Weise.

Lebensverhältnisse bewirkten es, daß ich in unglückliche und empörende häusliche Zustände eingeweiht wurde, die in einem wohlhabenden Hause herrschten, in dem ich oft eingeladen wurde, und wo für den Blick der Fernerstehenden alle Bedingungen häuslichen Glückes vorhanden waren.

Der Hausherr, der in jüngeren Tagen ein sehr schöner Mann gewesen, war arbeitsscheu, wenig begabt und von äußerst hitzigem Temperament. Er war der Sohn eines reichen, braven und tüchtigen, aber sehr charakterschwachen Mannes und eines ausgehaltenen Frauenzimmers, das die Geliebte einer fürstlichen Person gewesen war. Er hatte ohne eigene Schuld die professionellen Laster seiner Mutter geerbt: tief eingegrabene Neigung zur Unwahrhaftigkeit, Komödiantenwesen, Verschwendung, Putz- und Prahlsucht. Er war aller geistigen Interessen bar, hatte aber Haltung, ein gewinnendes Wesen und keine groben Laster.

Seine Gattin, die allzu jung aus Familienrücksichten mit ihm verbunden worden war, hatte ihn nie geliebt, nie zu ihm gepaßt. Sie war als geschlechtlich unwissende Jungfrau einem Manne in die Arme gelegt worden, der von einem leichtsinnigen Leben mitgenommen war und sich eine Krankheit zugezogen hatte, die gepflegt werden mußte und ihn ihr unleidlich machte. Mit jedem Tage, der verging, litt sie mehr darunter, an den gebunden zu sein, dessen geringste Bewegung ihr zuwider war, und dessen Äußerungen ihr, eine wie die andere, Qual verursachten. Im zweiten Jahrzehnt der Ehe hatte sich bei ihr der höchste Grad ehelichen Abscheues entwickelt; er war so stark, daß sie sich zuweilen zusammennehmen mußte, um nicht trotz ihrer innigen Muttergefühle den Abscheu auf die Kinder zu übertragen, die auch die seinen waren, und bei denen sie davor zitterte, seinen Eigenschaften zu begegnen.

In seinem Verhältnis zu ihr war der Mann despotisch und listig, doch nicht böse und insofern entschuldigt, als er machen

konnte, was er wollte, sie hätte gleichwohl ihren Haß nicht fahren lassen können, der ihn plagte und sie selbst verzehrte. So ungleichartig waren die beiden Naturen.

All ihr Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, das Band zwischen ihnen zu lösen. Aber hiervon wollte er aus vielen Gründen, hauptsächlich aus heftigem Unwillen gegen Skandal ganz und gar nichts hören. Er hielt sich, und nach der allgemeinen Auffassung mit Recht, für einen guten Ehemann und Vater. Er verlangte keine übertriebenen Opfer von seiner Frau, und er war liebevoll gegen seine Kinder. Er konnte ja nichts dafür, daß er verabscheut wurde, begriff kaum einmal völlig, daß er es wurde. Und doch war ihm jedes Mißverständnis schwer gemacht. Denn seine Gattin zügelte ihren Unwillen kaum in Gegenwart der Gäste des Hauses. Sagte er eine Unwahrheit, so schwieg ihr Mund, aber ihre Mienen sprachen. Und sie konnte von den Fehlern und Lasten zu reden anfangen, die sie am meisten erbitterten, und nannte dann die seinen.

Die ständigen Gemütsbewegungen, in denen sie lebte, hatten sie bis zum äußersten nervös und unruhig gemacht. Da der weibliche Drang, in der Ehe zum Manne emporblicken zu können, bei ihr niemals Nahrung bekommen hatte, so verlangte sie um so heftiger Wahrhaftigkeit, Festigkeit und Geist vom Manne. Aber unentwickelt wie sie war, und verzweifelt über die Unzufriedenheit, Dumpfheit und Finsternis, in der ihre Tage verstrichen, war alles, was den Stillstand unterbrach und das Dunkel erhellte: Feuer, Lebhaftigkeit, Glanz und Witz ihr weit über die Gebühr wert.

Dies stieß mich, dem sie sich in der Öde ihres Lebens näherte, zuerst ein wenig zurück. Heibergs Kunstreiterin, Madame Voltisubito kann nicht singen, wenn nicht mit einer Peitsche geknallt wird. So kam es mir vor, als könne ihr Wesen nicht singen ohne den Knall aller Reit-, Fahr- und Schlittenpeitschen des Geistes. Aber bald begriff ich, wie unglücklich sie war, und daß das Aufgeregte in ihrem Wesen nur ein Ausdruck dafür war.

Sie konnte ja die Schönheit des inneren Friedens nicht kennen, und sie hatte sich trotz ihrer protestantischen Erziehung die ganze Unberührtheit und Aufrichtigkeit des natürlichen Menschen, dessen ganze hartnäckige Freiheitsliebe bis in den kleinsten Zug bewahrt, unangefochten von dem, was man Zucht, Pflichtenlehre, Christentum,

herkömmliche Regeln nennt. Sie glaubte nicht daran, hatte gesehen, was dabei herauskam und was es bedeckte, und lebte in einer ungemischten Verzweiflung dahin, die nur für gewöhnlich still, sonst aufrührerisch war; was gegen sie unternommen wurde, war der Versuch des Seelenmordes.

Zu allem, was sie während des Zusammenlebens in ihrem Heim, das kein Heim war, rein geistig litt, hatten sich in letzter Zeit Umstände gesellt, die auch in praktischer Hinsicht ein Eingreifen und eine Veränderung notwendig machten. Ihr Gatte war stets ein schlechter Haushalter, ja weniger als das, ein in seinem großen Betriebe ganz untüchtiger und gedankenleerer Mann gewesen. Das hatte bisher weniger zu sagen gehabt, da andere sich seiner Angelegenheiten annahmen; aber jetzt war die Leitung ihm allein zugefallen, und er führte sie dermaßen, daß die Ausgaben mit reißender Geschwindigkeit stiegen, während die Einnahmen mit derselben Eile schwanden, also die Frage des vollständigen Ruins nur eine Frage der Zeit schien.

Seine Gattin hatte außerhalb ihres Hauses keinerlei Stütze. Sie besaß weder Eltern noch Angehörige. In der Familie des Mannes war sie unbeliebt und unverstanden. Infolgedessen brauchte sie zum Vertrauten einen Mann, der sie verstand und ihr behilflich sein konnte, ihr Vermögen und das ihrer Kinder aus dem Schiffbruch zu retten, ehe es zu spät war. Sie hatte großes Zutrauen zu dem jungen Bekannten des Hauses, den sie seit seinen ersten Jünglingsjahren ab und zu gesehen hatte, und dem sie sich nun in Gesprächen immer mehr offenbarte. Sie schenkte mir ihr Vertrauen, gab mir den vollen Einblick in die Gequältheit ihres Lebens und bat um meine Hilfe zur Eroberung ihrer Freiheit.

So erhielt ich, noch als ganz junger Mann, einen mächtigen, später nie verwischten Eindruck von dem Jammer der modernen Zwangsehe. Ja, der Eindruck war nicht nur mächtig, sondern er weckte in mir wie durch einen Notschrei Denkfähigkeit und Tatkraft. Wie durch einen Spalt in der glatten Oberfläche der Gesellschaft, der sich vor meinen Augen öffnete, sah ich in die Tiefe aller Schrecken hinab. In einem einzelnen Unglück ahnte ich das von Hunderttausenden, erlebte das von Hunderttausenden. Und ich fühlte mich heftig dazu berufen, nicht nur den Schrecken beim

rechten Namen zu nennen, sondern nach besten Kräften einzuschreiten, zu verhindern, daß er sich unbeachtet ausbreite.

Es war wie Schuppen von meinen Augen gefallen. Unter dem erheuchelten Schein von Liebe und Frieden zerrissen die einzelnen Paare einander haufenweise, gingen in Haß und gegenseitigem Abscheu auf. Der Glanz des Glückes bei den Höhergestellten blendete die Gedankenlosen und Treuherzigen. Wer seinen Blick wappnete, konnte beobachten, wie das Elend, das die Ordnung der Gesellschaft verschuldete, sich bis hoch in ihre Spitzen hinaufschlängelte.

Den Fehlern und Erbärmlichkeiten der Einzelnen ließ sich nicht unmittelbar abhelfen; die ererbten und zugezogenen Krankheiten, die Dummheit und die Schlechtigkeit, die Roheit und die Bosheit waren nun einmal da. Aber die Institutionen der Gesellschaft hätten darauf angelegt sein müssen, diese zerstörenden Mächte unwirksam zu machen, oder doch ihre Schädlichkeit zu vermindern, nicht darauf, ihnen Spielraum zu geben und ihre Fürchterlichkeit dadurch zu steigern, daß sie ihnen Opfer sicherte.

In der Ehe war die Lage des wider Willen Gebundenen unwürdig, oft verzweifelt, die der Frau indessen am schlimmsten. Sie konnte als Mutter an der Stelle getroffen werden, wo es sie am tiefsten schmerzte, und was das Allerempörendste war, sie konnte wider Willen Mutter werden. Eine einzige unglückliche Ehe hatte mir, wie durch eine plötzliche Offenbarung, gezeigt, was die Ehe in zahllosen Fällen bedeutete, und wie unfrei die Stellung der Frau noch war.

Aber daß die Frau in der modernen Gesellschaft unterjocht, daß die eine Hälfte des Menschengeschlechtes gesetzlich benachteiligt war, das verriet, daß das bestehende Recht in der Gesellschaft überhaupt traurig beschaffen war. In dem Verhältnis zwischen Mächtigen und Machtlosen, Reichen und Armen mußte notwendigerweise dasselbe rechtliche Mißverhältnis herrschen, wie zwischen Mann und Frau.

Meine Gedanken bohrten sich tief in den herrschenden und gepriesenen Gesellschaftszustand ein, und sie trafen, mit immer geringerer Verwunderung und immer größerer Unruhe überall auf Hohlheit.

Und diese Gedanken riefen nach meinem Willen, rüsteten ihn.

Von nun an begann ich genau so viel über das Leben zu grübeln wie über die Kunst, und die Lebensverhältnisse, die ich früher auf Treu und Glauben hingenommen hatte, der Kritik zu unterwerfen.

Ich war dem Leben wie der Kunst gegenüber keineswegs von vornherein radikal. Es lag viel Pietät in meinem Wesen, und ich war eine sammelnde, bewahrende Natur. Erst allmählich und Schritt für Schritt wurde ich von meinen Eindrücken, meinen Erlebnissen und meiner Entwickelung zum Bruch mit mancher Überlieferung geführt, an der ich so lange wie möglich festgehalten hatte.

Es geschah im Geist der alten Ästhetik, daß ich mich, nach meiner Beschäftigung mit dem Begriff des Tragischen, in Untersuchungen des Komischen vertiefte und, während der Stoff sich vor mir ordnete, eine Doktordisputation darüber zu schreiben versuchte. Abstrakte Untersuchungen galten für wertvoller als Geschichtsforschung. In der komischen Literatur war es besonders Aristophanes, der mich entzückte, und ich dachte daran, meine allgemeinen Definitionen in eine Darstellung der Größe des griechischen Komikers übergleiten zu lassen; aber da mir der Faden riß, kam ich nicht weiter als bis zur Lehre vom Komischen im allgemeinen. Sie war nicht, wie meine vorige Abhandlung über das tragische Schicksal, in Dreiheiten nach Hegelschem Muster dargestellt, sondern ohne jede Einteilung in Paragraphen geradezu niedergeschrieben.

Während der Ausarbeitung dieser Abhandlung hatte ich natürlich ununterbrochen die nationalen Komödien und Lustspiele zu Rate ziehen müssen, so daß ich sie in- und auswendig kannte. Als deshalb der Dichter Gotfred Rode, der an Fräulein Zahles Erziehungsanstalt für junge Mädchen angestellt war, sich mit der Frage an mich wandte, ob ich eine Reihe öffentlicher Vorträge vor Damen halten wolle, wählte ich zum Thema: „Das dänische Lustspiel". Die Vorträge waren stark besucht. Das Thema war ja höchst unschuldig und die Behandlungsweise ganz konservativ. Ich hegte damals eine aufrichtige und nur schwach bedingte Bewunderung für Heiberg, Hertz, Hostrup und andere als Lustspieldichter, ja, war nicht weit davon entfernt, ihren Arbeiten eine ähnliche Bedeutung

beizumeſſen wie denen Holbergs. Gleichwohl entging ich nicht dem Schickſal, Anſtoß zu erregen. Ich hatte, wie es ſcheint von Heibergs Kliſter und Malle, mit einer im übrigen wohl Kierkegaardſchen Wendung den Ausdruck gebraucht, ein Verhältnis „beſabbern“. Dieſe Redensart wurde mit Entrüſtung Fräulein Zahle hinterbracht, und der unbeſonnene Redner erhielt eine Aufforderung, ſich bei der Vorſteherin einzufinden. Als ich, wenig ahnend, was man mir zu ſagen habe, nach langem Warten vorgelaſſen wurde, ſtellte es ſich heraus, daß ich herbeigerufen worden war, um eine höfliche aber entſchiedene Warnung zu empfangen, meine Zuhörerinnen durch Ausdrücke zu verletzen, die nicht zum guten Ton gehörten. Als ich, der ich mir nichts Böſes bewußt war, fragte, welche Ausdrücke denn gemeint wären, bekam ich das unglückſelige „Sabbern“ zu hören. Die jungen Zuhörerinnen wären keine Trine Rar's, bei denen ſolche Redensarten angebracht ſein könnten.*)

Ich wurde nicht öfter erſucht, Vorträge vor jungen Damen zu halten.

8

Bisher war ich nur als Verfaſſer kürzerer oder längerer Beiträge zu der philoſophiſchen Erörterung des Verhältniſſes zwiſchen Wiſſenſchaft und Glauben vor der Leſewelt aufgetreten; wenn meine Artikel in einer Tageszeitung Aufnahme fanden, bildeten ſie den ſchwerſten Ballaſt des Blattes. Ich hatte noch nie etwas geſchrieben, dem der gewöhnliche Durchſchnittsleſer mit Vergnügen folgen konnte, und ich hatte überdies notgedrungen ein gut Teil undurchſichtiger philoſophiſcher Kunſtworte brauchen müſſen.

Nun machten die Herausgeber der Illuſtreret Tidende mir das Anerbieten, die Vorſtellungen des Königlichen Theaters in dieſem Blatte zu beſprechen, das bisher keine Theaterkritiken enthalten hatte. Ich nahm die Aufforderung an, weil ſie mir eine erwünſchte Gelegenheit gab, den Schulſtaub abzuſchütteln. Hier konnte ich meine Feder üben und mit dem Teil des Publikums in Berührung kommen, der, ohne ſich um Philoſophie zu kümmern, geiſtige Intereſſen hatte, und in Wirklichkeit boten dieſe Artikel mir ein Ventil für das, was ich um jene Zeit künſtleriſch und menſchlich auf dem Herzen hatte. Sie waren bedeutend mundgerechter ge-

*) Trine Rar iſt das ungezogene Gör in Heibergs „Aprilnarren.“

ſchrieben, als ich bisher geſchrieben hatte und als man damals in Dänemark zu ſchreiben pflegte, und ſie wechſelten ab mit größeren Eſſays, z. B. denen über Anderſen und Goldſchmidt.

Ausſchließlich als Theaterkritiken betrachtet hatten ſie geringen Wert. Das Königliche Theater, deſſen Glanzzeit bald zu Ende ging, war mir ziemlich gleichgültig; und ich kannte perſönlich ſo gut wie keinen der Schauſpieler des Theaters, traf höchſtens hie und da Frau Södring, Phiſter und Adolf Roſenkilde in Geſellſchaft.

Es erſchien mir ganz unvernünftig, die Rute über den einzelnen Schauſpieler in der einzelnen Rolle zu ſchwingen. Doch die Form diente mir nur als Vorwand. Ich wollte mein Weſen an den Tag legen, mich über dramatiſche und andere Literatur ausſprechen, verraten, wie ich fühlte, zeigen, wie ich über all die Lebensverhältniſſe dachte, die auf der Bühne dargeſtellt oder berührt wurden.

Meine Artikel wurden mit ſo großem Intereſſe geleſen, daß die Herausgeber der Illuſtreret Tidende das Honorar des Verfaſſers auf zehn Kronen für die Spalte erhöhten, was für jene Zeit ein ſehr anſehnliches Honorar war. Es ſtellte ſich leider heraus, daß ich nichtsdeſtoweniger, wenn ich das ganze Jahr hindurch in dem Blatte ſchrieb, meine Jahreseinnahme dadurch höchſtens auf dreihundertzwanzig Kronen in däniſchem Gelde bringen konnte, daß ich alſo ohne ein Univerſitätsſtipendium ſehr übel daran geweſen wäre und ſelbſt mit dieſem nicht üppig ausgeſtattet war.

Die erſte Sammlung meiner Arbeiten, die ich 1868 unter dem Titel Äſthetiſche Studien erſcheinen ließ, vergrößerte freilich meine Einnahmen, aber ich erhielt doch für ſie wie für die folgende größere Sammlung Kritiken und Porträts nur zwanzig Kronen pro Bogen. Strenge Haushaltung war notwendig.

9

Für mein erſtes Buchhonorar unternahm ich im Hochſommer 1868 eine Reiſe nach Deutſchland und der Schweiz. Ich erhielt einen Eindruck von Berlin, das damals nur die Hauptſtadt Preußens war, und deſſen Einwohnerzahl ungefähr der des heutigen Kopenhagen entſprach; ich blieb ein paar Wochen in Dresden, wo ich mich wohl fühlte und über die auserleſene Kunſtſammlung und das damals ausgezeichnete Theater eine nicht geringe Freude

empfand. Ich ſah Prag zum erſten Male, huldigte Rubens in München und beſtrebte mich, durch ihn veranlaßt, darüber zur Klarheit zu kommen, wie die größten Maler das Leben aufgefaßt hatten. Die Schweiz bereicherte mich mit großen Naturerſcheinungen. Ich lernte die Alpen und das Gewitter in den Alpen kennen, erlebte Sternennächte auf den Schweizerſeen, folgte ſchäumenden Bergſtrömen wie dem Tamina bei Pfäffers, beſtieg in einem törichten Eilmarſch den Rigi zu Fuß und ſah vom Kulm einen Wolkenzug, der mich ergriff wie der Zug der Wanen in den Götterſagen des alten Nordens. Nach vielen Jahren wurde er im vierten Teile der Hauptſtrömungen beſchrieben. Von Interlaken aus betrachtete ich den weißen Glanz der Jungfrau, doch meine Gemütsbewegung war kaum größer als die, mit der ich mich ſeinerzeit an dem Möens erfreut hatte.*) Auf dem Heimwege ſah ich die herrliche Schloßruine Heidelbergs (zu der die Karls V., in der Nähe der Alhambra ein wundervolles Gegenſtück bildet), Straßburgs ernſthafte Kathedrale und das Goethehaus in Frankfurt.

Meine Reiſe war nicht von langer Dauer, aber außerordentlich lehrreich. Ich machte dabei die Bekanntſchaft von Leuten aus den verſchiedenſten Ländern, ließ mich in jugendlicher Offenheit mit Deutſchen und Franzoſen, Engländern und Amerikanern, Polen und Ruſſen, Holländern, Belgiern und Schweizern ein, bekam ſie zu Reiſegenoſſen und lauſchte mit Aufmerkſamkeit ihren Erzählungen. Auch ſie waren merkwürdig offen dem jungen Menſchen gegenüber, der ſie mit der Wißbegier ſeines Alters ausfragte.

Junge Holländer, die in Dresden Muſik ſtudierten, gaben mir einen Eindruck von dem Unwillen ihrer Landsleute gegen die Preußen, einem Unwillen, der mit Geringſchätzung gemiſcht war. Dafür verſetzte es mich in Staunen, gelegentlich einer halbtägigen Fußwanderung mit einigen Leipziger Studenten zu erfahren, wie ſtark das Gefühl von Deutſchlands Einheit und der Notwendigkeit der preußiſchen Oberhoheit ſogar in den Staaten war, die in dem Kriege von 1866 auf Öſterreichs Seite geſtanden hatten. Die Studenten waren gar nicht traurig darüber, die Überwundenen geweſen zu ſein; auch die Sieger waren ja Deutſche; alles war gut, wenn nur das Deutſche Reich geeint blieb. Dieſe und ähnliche

*) Unüberſetzbares Wortſpiel. Möen heißt däniſch die Jungfrau.

Gespräche, die mir zuletzt den Eindruck vermittelten, daß der ganze Bürgerstand mit der preußischen Herrschaft zufrieden sei, bewirkten, daß ich 1870 keinen Augenblick die Einbildung der Dänen und Franzosen teilte, die überwundenen deutschen Staaten würden ein Bündnis mit Frankreich gegen Preußen eingehen.

Englische Studenten nannten mir die philosophischen und historischen Werke, die zurzeit an den Universitäten Großbritanniens am meisten gelesen wurden, böhmische Studenten erklärten mir, daß Kant in der philosophischen Welt Deutschlands jetzt Hegel völlig verdrängt und überstrahlt hätte.

Die Damen einer amerikanischen Familie aus Boston nahmen sich ganz mütterlich meiner an; die Hausfrau forderte mich sofort im Eisenbahnwagen auf, ihr im Hotel alles zu geben, was von meiner Wäsche oder Garderobe etwa ausbesserungsbedürftig wäre; sie würde es mir mit Vergnügen nähen. Der Mann, der sehr fromm und gutmütig war, hatte seine sämtlichen Taschen mit kleinen Psalmbüchern vollgestopft, und in seinem Taschenbuch eine Menge Zeitungsausschnitte von frommen Versen, die er zuweilen mit Begeisterung vortrug.

Aber auch auf Amerikaner aus ganz anderem Gusse stieß ich. Ein junger Student von der Harvard-Universität, der im übrigen gerade keine Begeisterung für die Deutschen hegte und meinte, daß es den Freistaaten sauer ankäme, die dort ansässigen aufzunehmen und zu verdauen, überraschte mich durch die Anschauung, daß Bismarck in Zukunft keine geringere Stellung einnehmen würde als Cavour. Um Cavour sammelte sich damals die Bewunderung der aufgeklärten Zeitgenossen, während Bismarck bisher außerhalb Deutschlands nur leidenschaftlichem Unwillen begegnet und selbst in Deutschland der Gegenstand sehr reichlichen Hasses war. Dieser Student brachte mich nun zum selbständigen Denken Bismarck gegenüber.

Als ich während einer ohne Führer unternommenen Bergbesteigung in der Schweiz mich in Schweiß gebadet auf die Erde niedergelegt hatte, wurde ich von einer Frau angesprochen, die befürchtete, daß mir etwas zugestoßen sei. Ich begleitete sie hinauf. Es zeigte sich, daß sie eine junge Bauernfrau aus der Normandie war, die auf der Mitte des Berges wohnte. Sie hatte seinerzeit ihren Mann nach der Schweiz begleitet, verwünschte jedoch ihr

Los und sehnte sich beständig nach Frankreich zurück. Als ich bemerkte, es müsse doch ein Trost sein, an einem so schönen Ort wie diesem zu wohnen, brach sie in die heftigsten Proteste aus. Schöner Ort das! Der steile Berg, die borstigen Nadelbäume, Schnee oben, Schnee tief unten — etwas Häßlicheres sei wohl nicht gut denkbar. Keine Felder, keine Äcker, keine Apfelbäume! Nein, solle sie ein schönes Land nennen, dann wäre es die Normandie! Dort gäbe es reichliche Nahrung für alle, und dort brauche man weder aufwärts noch abwärts zu gehen; da wäre es Gott sei Dank flach! Ob ich vielleicht Steine für schön hielte? Fünf Monate lang wäre sie nicht unten im Tale gewesen, und höher als bis zu ihrem Hause wäre sie überhaupt nie gestiegen und würde sie niemals steigen. Sie bedanke sich schönstens. Allen Vorrat, dessen sie für das Haus bedurften, ließe sie von ihrem Mann holen; sie selbst säße den ganzen langen Winter da und ärgerte sich; das Leben hier wäre kaum zu ertragen.

Auf einem der Dampfer des Vierwaldstätter Sees sah ich in jenen Tagen zum ersten Male einen Schimmer von Berthold Auerbach, der in meinem Kopenhagener Kameradenkreis und von mir selbst sehr bewundert wurde.

Am Gasthaustisch in Luzern machte ich die Bekanntschaft eines holländischen Kapitäns aus Batavia, die mir Freude machte. Ehe die Suppe herumgereicht wurde, hatte ich einen eben empfangenen Brief vorgeholt und zu lesen begonnen. Da sagte eine Stimme neben mir auf Französisch: „Glücklicher Mann! Sie lesen einen Brief von Frauenhand.“ — Damit war die Bekanntschaft geschlossen.

Der Kapitän war ein vierzigjähriger Mann, der in einem schaffensreichen Leben allerhand erlebt und Erfolg gehabt hatte, aber viel und tief entbehrte. Seine Gesellschaft übte auf mich, dem er die Grundzüge seines Lebens mitteilte, eine große Anziehung aus, doch schon nach einem Tage mußten wir uns trennen. Ich hatte während meiner ganzen Reise ein merkwürdiges Gefühl davon gehabt, daß auf der Reise jedes Lebewohl nach menschlichem Ermessen ein Lebewohl für das Leben bedeute, hatte es aber bisher noch nie mit irgendwelchem Schmerz empfunden. Doch als am nächsten Tage der wackere Kapitän, der weit fort in einem anderen Weltteil zu Hause war, mir die Hand zum Abschied gab, wurde ich bewegt.

Auf Wiederſehen! ſagte der Kapitän. — Wo und wann? — Auf Wiederſehen in allem und überall, da wir an dem unendlichen Leben teilhaben; auf Wiederſehen irgendwo in Raum und Zeit oder außerhalb von Raum und Zeit. — Ich fühlte mit Wehmut, daß ich dieſen Mann nie wiederſehen ſollte, mit dem ich, wie kaum vierundzwanzig Stunden gezeigt hatten, merkwürdig übereinſtimmte.

Getrennt von den Weſen, die mir die liebſten waren, empfand ich im übrigen all dieſes Reiſen als eine Art Selbſtquälerei, wenn auch als eine nützliche. Ich hatte wie jeder Reiſende viele einſame Stunden und in ihnen reichlich Zeit, über meine Stellung im Leben und meine Beſtimmung nachzudenken. Ich ſammelte in dieſen Tagen meinen Eindruck in dem Satz: Die Mächte haben mich auserſehen zum Streiter für große Ideen gegen große Talente — leider größer als ich.

10

Eine einzige Perſönlichkeit außerhalb meines Bekanntenkreiſes gab es, der ich mein erſtes darſtellendes Buch als Huldigung zu überbringen wünſchte, und zwar Frau Heiberg. Ich hatte ſie auf der Bühne bewundert, wenn auch nicht in dem Grade wie Michael Wiehe; doch ſie war für mich die Vertreterin der großen Zeit, mit der es bald zu Ende gehen würde. Und hierzu kam, daß ich hoffen durfte, ſie als Freundin Frederik-Paludan-Müllers, Magdalene Thoreſens und anderer, die mir wohlwollten, ſei mir wenigſtens einigermaßen freundlich geſinnt. Es hatte ſich vor ein paar Jahren in Kopenhagen das Gerücht verbreitet, nach der Veröffentlichung meiner kleinen Kampfſchrift gegen Nielſen ſei gelegentlich einer Mittagsgeſellſchaft bei Frau Heiberg viel von mir geſprochen worden; ſogar Martenſen hätte ſich günſtig geäußert, und es erregte denn auch Aufſehen, als er bald darauf in ſeinem Buche Über Glauben und Wiſſen ohne Unwillen meiner gedachte und ſich damit begnügte, mir die Verwarnung zu erteilen, mich nicht zu frühzeitig über das Stadium der Verwunderung erhaben zu fühlen. Wenn Seelands Biſchof, einer von Frau Heibergs Getreueſten, ſich öffentlich ſo milde über einen jugendlichen Ketzer ausgeſprochen hatte, ſo ſtand zu hoffen, daß ſie ſelbſt vorurteilsfrei ſein würde. Meine Freunde forderten mich denn auch eifrig auf, einen Beſuch (in Roſenvänget) bei ihr zu wagen.

Ich wurde vorgelaſſen und erſucht, in einem Zimmer zu warten, durch deſſen Glastüren mich Frau Heibergs Adoptivkinder eine Zeitlang aufmerkſam beobachteten. Dann trat ſie ſelbſt ein, im Hauskleide, einen Strickſtrumpf in der Hand, an dem ſie während des folgenden Geſpräches beſtändig arbeitete. Sie ſagte: „Sie haben alſo Ihre Artikel geſammelt!“ — Ich bemerkte treuherzig, daß der größte Teil von dem Inhalt meines Buches bisher ungedruckt geweſen, als ob dies für Frau Heiberg irgendwelche Bedeutung gehabt hätte. Sie leitete das Geſpräch auf Björnſons damals eben erſchienenes Fiſchermädchen hinüber, das am Abend vorher im Faedreland beſprochen worden war, und erklärte ſich völlig uneinig mit dem Rezenſenten, der in dem Fiſchermädchen die Seelenſchilderung eines Bühnengenies bewundert hatte. — „Es iſt ein vollkommener Irrtum,“ ſagte Frau Heiberg, in die Maſchen des Strickzeuges vertieft, „ein vollſtändiger Irrtum, daß das Genie an Unruhe, Unbändigkeit, einem unregelmäßigen Leben oder dergleichen kenntlich ſein ſolle. Das iſt alles miteinander alter Aberglaube. Die wahre Genialität hat nichts mit Ausſchweifungen und Unberechenbarkeiten zu tun, ja ſie iſt unmöglich ohne ſtrenge Pflichterfüllung (eifrig ſtrickend): Das Genie iſt einfach, geradezu, häuslich, arbeitſam.“

Als das Geſpräch auf gemeinſame Bekannte, darunter Magdalene Thoreſen, kam, geſchah es mir, der ich mich Frau Heiberg gegenüber unſicher fühlte, daß mir die überaus linkiſche Äußerung entfuhr: „Ich glaube wohl, daß Frau Thoreſen ſich ſehr für mich intereſſiert.“ — Es war ein Nichts, aber es klang im Augenblick wie Eingebildetheit und Prahlerei. Ich empfand es in demſelben Augenblick, da das Wort ausgeſprochen war, und fühlte inſtinktiv, daß ich nun auf entſcheidende Weiſe mißfallen hatte. Aber der Geſprächsſtoff war aufgebraucht, und ich zog mich zurück. Ich habe Frau Heiberg nie wieder geſehen; ſie war mir in Zukunft nichts weniger als gut.

11

Magdalene Thoreſen hielt ſich in dieſem Jahre in Kopenhagen auf, und die Verbindung zwiſchen ihr und mir, die ein Briefwechſel aufrecht erhalten hatte, führte einen lebhaften Austauſch von Gedanken und Eindrücken mit ſich. Freilich waren die Naturen ſo un-

gleichartig wie möglich; aber Magdalene Thoresens Stimmungsreichtum und überströmende Wärme, der Schwung in ihrem Wesen, die Zärtlichkeit, die ihre Seele erfüllte, und die ununterbrochene künstlerische Anspannung, die ihr angegriffener Körper keineswegs vertrug — all dies erweckte ein Mitgefühl, das die Nebel in ihrem Gedankenleben und die Überspanntheit in ihrem Geistesleben nicht verringern konnten. Sie hatte außerdem, besonders wenn sie von Kopenhagen abwesend war, jedoch auch dort, einen literarischen Gehilfen nötig, der ihre Manuskripte durchsehen, mit Herausgebern von Sammlungen, Kalendern und Wochenblättern darüber verhandeln konnte, und sie legte zu diesem Zweck nicht selten Beschlag auf mich, wie alle anderen übrigens in der unschuldigen Überzeugung, die einzigen zu sein, die derartige Ansprüche an mich stellten. — Peinlich war es nur, daß sobald mein Urteil über ihre Arbeiten nicht nach ihren Wünschen ausfiel, sie darin eine Liebloſigkeit erblickte, zu der sie Ursachen fand, die nichts mit Kunst zu tun hatten.

Magdalene Thoresen mußte notgedrungen den Philosophen Rasmus Nielsen schätzen; sie waren beide lebhafte, leicht hingerissene Naturen, die am freiesten im Nebel atmeten. Das trennte die Dichterin jedoch nicht von mir, dem sie außerdem in vielen Stücken recht gab. Meiner Tätigkeit in der Presse gegenüber machte sie den formellen oder wesentlichen Gesichtspunkt geltend, daß ich nicht die vielen Kleinigkeiten schreiben dürfe; diese tropfenweise Verschwendung könne meine Natur nicht ertragen.

Daß ich mich um größere Arbeiten sammeln müsse, hatte ich selbst schon längst gefühlt.

12

Es gab im damaligen Kopenhagener Bürgerstande nicht viele Häuser, deren Gastfreiheit ein geistig interessierter junger Mann mit wirklichem Nutzen genoß. Eines dieser Häuser, die sich mir öffneten, und mit dem ich in ständiger Verbindung blieb, war das des Oberarztes Rudolf Bergh. Hier hatte die Geistesfreiheit eine Heimstätte.

Der Herr des Hauses war nicht nur ein hervorragender Gelehrter und Mann der Wissenschaft, sondern zu jener Zeit, da alle möglichen Vorurteile unangefochten herrschten, ein Mann, der in

ſeinem Innern den Radikalismus aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts ſich erhalten hatte und ſich nicht auf Zugeſtändniſſe einließ. Der Geiſt der Wiſſenſchaft war ihm der Heilige Geiſt; der Beruf des Arztes hatte ihn in den Dienſt der Menſchheit geſtellt, und mit der Feſtigkeit des Charakters verband er reine Menſchenfreundlichkeit. Die verachtetſten Stiefkinder der Geſellſchaft fanden bei ihm dieſelbe Rückſichtnahme und dieſelbe Güte wie ihre Lieblinge.

Seine Gattin war durch die Anmut ihres Weſens dazu geſchaffen, den Mittelpunkt des zahlreichen Kreiſes begabter Männer zu bilden, die vom In- und Auslande ihr Haus aufſuchten. Man traf dort alle fremden Naturforſcher, die nach Kopenhagen kamen, was Dänemark damals an angeſehenen Perſönlichkeiten beſaß, die zur freieren Richtung gezählt werden konnten, und auch mannigfache neutrale. Dorthin kamen Schauſpieler wie Phiſter und Hövdt, beliebte Erzähler wie Bergſöe, Maler wie Kröyer, bedeutende Gelehrte, wie der Entomologe J. C. Schiödte. Der letztere war ein ſelbſtändiger und geiſtreicher Mann, etwas reizbar und herriſch im Weſen, ein Meiſter in ſeinem Fach, kenntnisreich außerhalb ſeines Faches, formvoll, oft herzlich, mit ſeinem Gehör für alles von Geiſt. Er hatte ſeine Schwächen, geſtand nie, daß er ſich geirrt hatte, äußerſt ungern auch nur, daß er ein Buch nicht kannte, von dem die Rede war. Er hatte außerdem einen allzu großen Teil ſeines Lebens in aufreibender Polemik zugebracht, um der Einengung des Geſichtskreiſes entgehen zu können, die es mit ſich bringt, wenn man ſtändig auf dem Kriegspfad denſelben Gegner vor Augen hat. Aber ſein Weſen beſaß den großen Stil, der äußerſt ſelten iſt — in Dänemark wie anderwärts.

13

Amüſant war auch der Verkehr bei den Schweſtern Spang, zwei unverheirateten Damen, die eine angeſehene Mädchenſchule hatten, in der Julius Lange Zeichenunterricht gab. Benny Spang, ein nicht ſchönes aber geiſtreiches Mädchen, ein ausgezeichneter Kopf, eine Tochter des als Freund von S. Kierkegaard bekannten Paſtors Spang, ſchlug mir gegenüber einen kameradſchaftlichen Ton an, der mich völlig gewann. Sie war munter, witzig, echt und rückſichtsvoll. Kurz nachdem unſere Bekanntſchaft geſchloſſen worden

war, verheiratete sie sich mit einem etwas älteren Manne, dem feinen und sanften Landschaftsmaler Gotfred Rump. Dieser verfertigte eine schöne Zeichnung von mir.

Hier im Hause verkehrten der Dichter Paludan-Müller und die Familie Lange, außerdem zwei junge Mädchen, strahlende Schönheiten, Alma Trepka und Clara Rothe, von denen die erstere später den Maler Carl Bloch, die zweite ihren Oheim, den dänischen Minister Falbe in London, heiratete. Es war schwer zu entscheiden, welche der beiden jungen Damen am reizvollsten war. Beider Anmut war selten. Die Schönheit Alma Trepkas hatte etwas Königliches, ihre Bewegungen waren langsam, ihr Wesen klar und ruhig — Carl Bloch konnte aus ihrem Gesicht einen Marien-, ja sogar einen Christustypus entwickeln, ohne das Oval der Gesichtslinien wesentlich zu ändern. Clara Rothes Schönheit war die der weißen Hindin im Märchenwalde; der Blick rehartig, groß und scheu und unbewußt, die Bewegungen hastig, aber so anmutig, daß man von dem Zusammenspiel der Bewegungslinien gefesselt wurde.

14

Ein fremdes Element kam um diese Zeit in den Kopenhagener Kreis von Studierenden, dem ich angehörte. Eines Tages trat ein Jüngling zu mir herein mit nußbraunem Gesicht, klein und gedrungen gebaut, der, nachdem er sich wenige Wochen in Kopenhagen aufgehalten hatte, schon einigermaßen dänisch sprach. Es war ein junger Armenier, der sich gründlich in der Welt umgesehen hatte und von sehr gemischter Abstammung war. Sein Vater hatte in Ispahan eine Dame von deutsch-holländischem Geblüt geheiratet. Bis zu seinem sechsten Jahre hatte er in Batavia gewohnt. Als die Familie dann nach Europa übersiedelte, kam er in eine Genfer Schule. Dort war er auf Französisch zum Kaufmann erzogen worden; da er aber außerordentliches Talent für Sprachen verriet, so hatte man ihn ein oder einundeinhalbes Jahr hintereinander nach den vier deutschen Universitäten Halle, Erlangen, Göttingen und Leipzig geschickt. Zweiundzwanzig Jahre alt, war er nun nach Kopenhagen gekommen, um Pehlwi- und Sanskrit-Handschriften abzuschreiben, die Rask und Westergaard nach Europa mitgebracht hatten. Er konnte viele Sprachen, hatte außerdem mannigfache

Kenntniſſe, ſang deutſche Studentenlieder mit nettem Vortrag, wurde allerorten eingeführt und eingeladen und gefiel durch ſein fremdartiges Ausſehen und ſeinen klaren Verſtand. Er vermittelte neue Geſichtspunkte, war lehrreich und brachte einen Hauch von der großen Welt mit ſich. So fleißig er auch bis dahin geweſen war, ließ er ſich doch von dem Kopenhagener Geſellſchaftsleben zum Müßiggang verlocken. Seine Mittel verſiegten; er erzählte, daß die jährliche Summe, die er mit einem Schiff aus Indien zu erhalten pflegte, in dieſem Jahre auf unerklärliche Weiſe ausgeblieben ſei, ſchlug ſich unter mancherlei Schwierigkeiten durch, hungerte, borgte kleine Summen und verſchwand plötzlich, wie er gekommen war.

15

Dem Armenier gegenüber hatte ich Gelegenheit zu empfinden, wie gering meine Kenntniſſe waren und wie allgemein menſchlich mein Gebiet.

Ich ſchrieb meine Zeitungsartikel und meine Eſſays, arbeitete meine Doktordisputation über die franzöſiſche Äſthetik aus, die mir nicht wenig Mühe verurſachte; es war ja mein erſter Verſuch, ein zuſammenhängendes Buch zu komponieren, und nur mit einer Kraftanſtrengung konnte ich ſie Ende 1869 abſchließen. Aber damals hatte ich mich ein paar Jahre hindurch mit Gedanken beſchäftigt, denen ich nie endgültige Form geben ſollte — Gedanken, über die ſoziale Stellung der Frau, die mir keine Ruhe ließen.

Eine Frau, deren Denkungsart zu der Zeit die meine anfeuerte und die, groß veranlagt, die ſozialen Verhältniſſe mit einer Rückſichtsloſigkeit betrachtete, wie ſie im damaligen Dänemark ſich kaum bei einem Manne fand, war die Konferenzrätin Hauch, die Gattin des Dichters. Sprach ſie über das Entwickelungsſtadium der däniſchen Frauen und ihre rechtliche Stellung, über ihre Schlaffheit und die Erbärmlichkeit der Männer, ob dieſe nun Deſpoten oder Pedanten oder ſelbſtgefällige Chriſten waren, dann übertrug ſie ihre Anſchauungsweiſe auf mich, und unſer Inneres brannte in einer einzigen Flamme.

Rinna Hauch war nicht wie einzelne alte Damen aus ihrem Bekanntenkreiſe Frauenrechtlerin bevor dieſe Bezeichnung gebildet worden war. Sie hatte keine Lehre, aber ſie glühte für Freiheit

und Recht. Sie durchschaute die kleinen erbärmlichen Männer und Frauen, die sie kannte, und verachtete sie. Mit zu großer Leidenschaft verlangte sie nach gründlichen Umwälzungen in der modernen Gesellschaft, als daß sie sich durch eine bloße Verbesserung der Verhältnisse der bürgerlichen Frauen befriedigt fühlen konnte; aber trotzdem waren es die Lebensbedingungen der Frauen, und besonders der Frauen in den ihr gründlich bekannten höheren Ständen, die sie hauptsächlich beschäftigten.

Sie begann einiges Vertrauen in mich zu setzen und hegte den Glauben, daß ich nach bestem Vermögen daran arbeiten würde, Bewegung in den Stillstand daheim zu bringen, und während der langen Gespräche, die wir miteinander führten, wenn ich in diesen Sommern ab und zu eine Woche hindurch auf dem Lande bei Hauchs in Hellebaek wohnte, entflammte sie mich durch ihr Feuer.

Im September 1868 war es mir, nachdem ich mit der alten Frau Hauch draußen am Strande unter dem reinen, sternenklaren Himmel auf und ab gewandert war, unmöglich, zu Bett zu gehen, wenn ich endlich nachts in meiner Kammer saß. Alles, was im Laufe des Tages erzählt und erörtert worden war, machte mir den Kopf heiß und spornte mich zum Grübeln und Handeln an. Oft ergriff ich ein Stück Papier und warf mit Bleistift zusammenhanglose Notizen hin, die der inneren Arbeit meines Gemütes entsprachen, Aufzeichnungen wie z. B. die folgenden:

S. R., der eigensinnige Fanatiker, hat eine Gattin, die nicht glauben kann und weiter nichts wünscht, als in religiöser Beziehung in Frieden gelassen zu werden. Er zwingt sie, zum Abendmahl zu gehen, er, der das Wort kennt: Welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber zum Gericht damit.

Es gibt nicht ein gesundes Gefühl in unserem ganzen religiösen Zustand. Stets heißt es: Alle sind gewiß keine Heuchler. Ganz sicher. Aber fangt einmal an, im Bürgerstande die Heuchelei und die dicke Affektation und die feige Höllenfurcht abzuziehen, und paßt auf, was noch übrig bleibt!

Haben wir eine Jugend, so will ich ihr die Wahrheit sagen; aber diese Lumpenbande versperrt mir die Aussicht.

Frauen, die das Leben aufgeklärt und die es enttäuscht hat! Euch kann ich helfen!

Ich sehe zwei Liebende, Hand in Hand, einander die Tränen von den Augen küssend.

Ich kann nur die Geweckten erwecken. Mit denen, die außerstande sind, einen edlen Zorn zu fühlen, ist nichts anzufangen.

Ich habe zwei Frauen gesehen, die der Schande der ehelichen Gemeinschaft den Tod vorzogen.

Entfaltet die Zeitungen! Kaum eine Zeile, die nicht eine Lüge ist.

Und Dichter und Redner schmeicheln einem solchen Volk!

Das Christliche und das Menschliche haben schon längst Scheidung beantragt. Nun ist sie vollzogen.

Und die Geistlichen ehrt man. Sie fühlen sich, wenn ihnen infolge von Schwäche ein paar Laster fehlen.

Ich weiß, daß ich gesteinigt werde, daß jeder Junge sein dummes Urteil über die Erzeugnisse jahrelangen Grübelns und schlafloser Nächte fertig hat. Aber glaubt ihr, ich fürchte euch?

Die Dummheit war stets die Leibwache der Lüge.

Ein Volk, das die Oldenburger vierhundert Jahre lang geduldet und die Königstreue gegen sie zu einer Tugend gemacht hat!

Nicht einmal das begreifen sie, daß es hier keinen anderen Antichristen gibt als die Vernunft.

Verlassen von allen, nur nicht vom Unglück und von mir.

Wann wurde Gott Mensch? Als die Natur in ihrer Ent-

wickelung so weit war, daß der erste Mensch entstand, da wurde die Natur Mensch, da wurde Gott es.

Die Frauen sagen von dem Bevorzugten: „Ein Strauß, den er bringt, riecht besser, als ein Strauß, den ein anderer bringt!“

Schwach bist du, Gott bessre es, Liebste, und du bessre es, und ich bessre es!

Diese Gedanken haben mich zum Manne geschmiedet, haben mich zum Manne fertig geschmiedet!

Ich schaffte mir alles an, was mir von moderner englischer und französischer Literatur über die Frauenfrage zugänglich war.

1869 begannen meine Gedanken über die untergeordnete soziale Stellung der Frau Form zu gewinnen, und eine zusammenhängende Niederschrift wurde versucht. Ich nahm meinen Ausgangspunkt in Sören Kierkegaards durchaus altmodischer Auffassung des Weibes und widerlegte sie Punkt für Punkt. Aber alles, was ich über die Frauenfrage ausgeführt und geplant hatte, wurde verworfen, als John Stuart Mills Schrift über dieses Thema mir 1869 in die Hände fiel. Ich empfand Mills Überlegenheit als eine so ungeheure und betrachtete diese Schrift als eine dermaßen bedeutungsvolle, daß ich notwendigerweise meinen eigenen Entwurf kassieren und mich auf die Übersetzung und Einführung Mills beschränken mußte. Im November 1869 veröffentlichte ich Mills Buch in dänischer Sprache und leitete damit die moderne Frauenbewegung in Dänemark ein.

Die Übersetzung hatte für mich das Gute, daß ich durch sie erst in briefliche, später in persönliche Beziehung zu einem der größten Männer des Zeitalters trat.

16

Mit einer einzigen politischen Größe jener Zeit kam ich in diesen Jahren öfter zusammen. Es war der bei der älteren Generation beliebteste Mann, dessen Stern seit dem Kriege freilich gesunken war, dessen Name jedoch noch Klang hatte: Orla Lehmann.

Ich hatte schon als Jüngling auf eine recht drollige Weise seine Bekanntschaft gemacht.

Im Jahre 1865 hatte ich im Hause des Konferenzrats David ein paar Vorträge über Runeberg gehalten, den ich stark verherrlichte, und da die Häuser David und Lehmann, trotz des politischen Abstandes zwischen ihnen, nahe verwandt und verbunden waren, hatte Orla Lehmann von diesen Vorträgen mit Wärme sprechen hören. Er hatte damals gerade den Volksverein als Gegengewicht gegen den stockkonservativen Augustverein gegründet und suchte Vortragende für ihn, heftete sich also an den dreiundzwanzigjährigen Redner als an eine Möglichkeit.

Ich wohnte damals in einem kleinen Loch in einem dritten Stock der Kristallgade, und über meinem Zimmer lag eine Dachstube, die von meinem siebzehnjährigen Bruder bewohnt wurde, der noch nicht Student war.

Orla Lehmann, dem man gesagt hatte, daß der von ihm Gesuchte hoch oben wohnte, erstieg mit raschem Schritt die vier Etagen und klopfte, ein wenig atemlos, an die Tür des Schülers. Als die Tür aufging, trat er ein und sagte noch im Stehen: „Sie sind Brandes? Ich bin Lehmann." Ohne Rücksicht auf die Verwunderung, die er in den Augen des jungen Menschen las, fuhr er fort: „Ich komme zu Ihnen, um Sie zu ersuchen, einen Vortrag im Volksverein im großen Saal des Kasinotheaters zu halten." Als der Angeredete Miene machte, ihm zu antworten, sprach er weiter, jeden Einwand übertäubend: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Daß Sie zu jung sind. Die Jugend liegt Ihnen auf dem Gesicht. Aber hier geht es nicht nach der Anciennität. Ich bin gewohnt, durchzuführen, was ich beschlossen habe, und ich nehme keine Rücksicht auf Einwendungen. Ich weiß, Sie sind imstande, Vorträge zu halten. Sie haben es kürzlich bewiesen."

Endlich gab es eine Minute Pause, die dem Jüngeren Zeit ließ zu den Worten: „Aber das ist ein Irrtum. Ich bin nicht der, den Sie meinen. Es muß mein älterer Bruder sein." — „Ja so. Wo wohnt Ihr Bruder?" — „Gerade unter mir."

Eine Minute später klopfte es an die Tür darunter in der dritten Etage; sie wurde geöffnet, und ohne sich auch nur zu setzen, begann der Eintretende: „Sie sind Brandes? Ich bin Lehmann. Sie haben kürzlich einige Vorträge über Runeberg gehalten.

Bitte, seien Sie so freundlich, einen davon im Volksverein im großen Saal des Kasinotheaters zu wiederholen!" — „Wollen Sie nicht Platz nehmen. Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten. Aber mein Vortrag war nicht gut genug, um vor einer so großen Versammlung wiederholt werden zu können. Ich weiß nicht genug über Runebergs Leben, und meine Stimme würde außerdem nicht ausreichen. Ich würde es bei meiner Jugend nicht wagen, in einem so großen Saal aufzutreten." — „Ich habe es erwartet, daß Sie mir antworten würden, Sie seien zu jung. Ihre Jugend liegt Ihnen auf dem Gesicht. Aber hier geht es nicht nach der Anciennität. Ich bin gewöhnt, durchzuführen, was ich beschlossen habe, und ich nehme keine Rücksicht auf Einwendungen. Was Ihnen an Kenntnissen von Runebergs Leben fehlt, können Sie in einer Literaturgeschichte nachlesen. Und können Sie einen wohlgelungenen Vortrag in einem Salon halten, dann können Sie es auch in einem Theatersaal. Ich interessiere mich für Sie, ich verlasse mich auf Sie. Ich nehme Ihr Versprechen mit. Adieu!"

Dieses sogenannte Versprechen wurde für mich, als einem noch ganz unerfahrenen jungen Mann zu einem wahren Alb, der mich drückte und beängstigte. Es fiel mir gar nicht ein, meinen Vortrag über Runeberg durchzuarbeiten und zu verbessern; denn der Gedanke an ein persönliches Auftreten in einer großen Versammlung jagte mir an und für sich Schrecken ein und war mir unerträglich. Während meines ganzen ersten Aufenthaltes in Paris nagte die Zusage, die mir Orla Lehmann abgenötigt hatte, dermaßen an mir, daß in meiner Freude über den Aufenthalt dort dies den dunklen Flecken bildete. Ich konnte glücklich zu Bett gehen und mitten in der Nacht aufwecken mit einer Schuldnerangst vor etwas von ferne aber sicher Drohendem, in meinem Gedächtnis nachforschen, was es wäre, das mich ängstigte, und dann entdecken, daß dies aus weiter Ferne Drohende das Versprechen an Lehmann sei. Erst nach meiner Heimkehr fand ich den Mut, ihm einen Brief zu senden, in dem ich, unter Berufung auf meine Jugend und Ungeeignetheit bat, mich von dem ehrenvollen Auftrag zu entbinden. Orla Lehmann hatte inzwischen dem Ganzen wahrscheinlich nicht einen Gedanken geschenkt und es nun schon längst vergessen.

Auf jeden Fall kam er nie mehr auf die Angelegenheit zurück, als wir uns ein paar Jahre später öfters sahen.

Zu Bröchners persönlichen Schülern gehörte ein junger Student namens Christian Möller, der sich ausschließlich mit Philosophie beschäftigte und Bröchner ganz besonders lieb war. Es war ein ungewöhnlich scharfer Kopf, für kritisch auflösende Forschung veranlagt. Er war insofern sehr vielversprechend, als man bei ihm voraussetzen mußte, daß er imstande sein würde, vernichtende Urteile über vieles zu begründen, das unklar oder folgewidrig und doch angesehen war; aber im übrigen war er ein merkwürdig unfruchtbarer Geist. Er hatte keine Einfälle, keine Phantasie. Es war von ihm nicht zu erwarten, daß er im Laufe der Zeit sonderlich neue Gedanken aufbringen, sondern daß er Unklarheit durchschauen, Irrtümer durchdenken und im Laufe der Jahre eine gründliche Aufräumungsarbeit leisten würde.

Doch ehe er noch irgendeine selbständige Arbeit ausführen konnte, wurden seine Lungen angegriffen. Wie ernsthaft das Leiden war, sah man nicht gleich ein, und Orla Lehmann, der sich mit der Großmut und der Freigebigkeit eines Vaterlandsfreundes seiner sowie verschiedener anderer junger Männer annahm, die für die Zukunft etwas versprachen oder auch nur in dürftigen Verhältnissen steckten, lud ihn nicht nur zu seinen allwöchentlichen Mittagsgesellschaften in Schloß Frederiksberg ein, sondern sandte ihn nach Upsala, damit er dort schwedische Philosophie studieren könne. Möller hatte wohl selbst Lust, den Boströmianismus zu studieren und eine Kritik dieser damals herrschenden Weltanschauung Schwedens zu liefern.

Man hätte ihn südwärts oder eher in ein Sanatorium schicken müssen. Orla Lehmanns skandinavische Sympathien wurden indessen für seinen nördlichen Aufenthaltsort bestimmend, der sich für seine Gesundheit als so ungünstig wie nur möglich erwies.

Er kehrte 1868 nach Kopenhagen heim, bleich, mit hohlen Wangen, mit einem streng ernsthaften Gesicht, dem Gesicht eines gezeichneten Mannes, sehr hart angegriffen. Bald erfuhren seine Freunde und begriff sicherlich auch er selbst, daß sein Zustand hoffnungslos sei. Die ganz außerordentliche Charakterstärke, mit der er sein Schicksal trug, ohne eine Klage, mit ruhigem Humor, bewirkte es, daß alle, die ihn kannten, darin wetteiferten, zu tun, was sie vermochten, um die Bitterkeit seines Loses zu mindern oder ihm wenigstens zu zeigen, wie beliebt er war. Da er nicht

ausgehen und auch bald keine zusammenhängende Arbeit mehr leisten konnte, so wurde sein Zimmer nachmittags eine Sammelstätte vieler Kameraden, die kamen, um ihn mit allen möglichen Erzählungen oder Erörterungen, die ihnen nur irgend einfielen, zu zerstreuen. Traf man ihn allein, so dauerte es gewöhnlich nicht lange, bis ein zweiter und ein dritter dazukam, und das Zimmer füllte sich.

Unter Christian Möllers Besuchern befand sich auch häufig sein Beschützer, Orla Lehmann. Aber wenn er sich hin und wieder einfand, oft spät und zuletzt, so hatte dies jedesmal unweigerlich dieselbe Folge. Die Studenten und Kandidaten, die im lebhaften Geplauder im Zimmer gesessen hatten, verstummten augenblicklich, eingeschüchtert von der Nähe des großen Mannes; nach einigen Minuten stand einer auf, um Adieu zu sagen; gleich darauf fiel einem anderen ein, daß er gerade jetzt anderwärts erwartet werde; einen Augenblick darauf schlich sich der dritte lautlos aus der Tür, und es wurde leer.

Einer fand es indessen unter diesen Umständen geradezu unmöglich, auch zu gehen. Ich blieb, selbst wenn ich wirklich daran gedacht hatte, mich jetzt zurückzuziehen.

Orla Lehmann war unter der Alleinherrschaft die lyrische Erscheinung der Politik gewesen, die Erscheinung, welche die Schönheit der Volkshoffnungen und des Volkswillens in einem ganz anderen Maße in sich begriff, als es die politischen Dichter taten; sie schrieben Verse; sein Wesen war lebendige Poesie; der Schwung seiner Beredsamkeit, die so schnell veraltete, war der jugendliche Schwung in den Seelen jener Zeit selbst. Damals hatte er ja längst die Tage seines Glanzes hinter sich, war aber noch eine schöne ansehnliche Gestalt und hatte, mit 58 Jahren, nichts von der Lebhaftigkeit seines Geistes zugesetzt. Er hatte die Zähne verloren und sprach undeutlich, aber er erzählte gern und gut, und seine Feinde sagten ihm nach, daß er, sobald ihm ein witziger Einfall kam, eine Droschke nahm und herumfuhr, um ihn von Haus zu Haus mitzuteilen.

Ein so leidenschaftlicher Vaterlandsfreund Orla Lehmann auch war, so weit war er von der damals in Dänemark üblichen Überschätzung der historischen Taten und der gegenwärtigen Bedeutung der Dänen entfernt. Er erzählte eines Tages, daß er in seiner

Jugend in Paris, infolge eines bei reisenden Landsleuten sehr häufigen Gefühls, während eines Gespräches mit Sainte-Beuve den Franzosen vorgeworfen habe, daß sie so schändlich wenig über die Dänen wüßten. Der große Kritiker hätte da nach seiner Gewohnheit den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und mit schelmischer Unverschämtheit geantwortet: „Eh bien! Faites quelque chose! on parlera de vous!“ (Leistet etwas! Dann wird man schon von euch reden!) Er billigte diese Antwort.

Wir jungen Leute betrachteten ihn als einen Mann, der einem anderen Zeitalter angehörte, und mit dem man deshalb nicht leicht ins Gleiche kommen konnte, obwohl er als freisinniger Mann uns nicht fern stand. Er galt für einen Freidenker, und man erzählte sich von ihm, daß er, wenn seine alte Haushälterin ihn zu wiederholten Malen mit steigender Ungeduld ersuchte, zu Tisch zu kommen, in Gegenwart der jungen Studenten mit einer Anspielung auf die christliche Gesinnung der Dame antworten konnte: „Nehmen Sie die Religion zu Hilfe, kleine Bech, nehmen Sie die Religion zu Hilfe!“ — eine für die damalige Zeit auffallende Äußerung von Keckheit dem Heiligen gegenüber.

Man hatte Mitleid mit Lehmann, weil seine Politik so ganz fehlgeschlagen war, und hegte einigen Unwillen gegen ihn, weil er die ganze Schuld auf die alte Alleinherrschaft und die mißlichen Zeitverhältnisse schieben wollte. Im großen ganzen war er nun für diejenigen, die ihm nicht nahe standen und die in gewissen Kreisen recht starke Mißstimmung gegen ihn nicht teilten, hauptsächlich ein schöner und gefälliger Überrest aus der Vergangenheit.

Christian Möller starb 1869, und der Todesfall wurde tief bedauert. Er war einer der wenigen Kameraden, den die jungen Leute in gleichem Maße seiner Begabung und seines Stoizismus wegen bewunderten. Mit Möllers Tode fiel für mich die Möglichkeit, Orla Lehmann öfter zu treffen, fort. Doch daß dieser mich nicht ganz aus den Augen verloren hatte, bewies er, als er das letzte Mal im Februar 1870 anläßlich meiner Promotion in der Universität erschien.

Da Lehmann sich bei dieser Gelegenheit ein wenig spät einfand, wurde er auf einem Stuhl vor all den anderen Zuhörern untergebracht, und nahm sich dort trefflich aus, in einem mächtigen Pelz, der seine stattliche Person hervorhob. Er hörte der ganzen

Handlung mit großer Aufmerksamkeit zu und gab während des kurzen Wortwechsels mehrmals durch ein kurzes munteres Lachen zu erkennen, daß er sich über eine abwehrende Antwort amüsierte.

Ein halbes Jahr später weilte er nicht mehr unter den Lebenden.

17

Zu einer anderen Berühmtheit aus jener Zeit geriet ich in diesen Jahren in ein merkwürdiges Verhältnis. Es war der Schriftsteller M. Goldschmidt, dessen großes Talent genügend zu schätzen mir nicht leicht fiel, weil ich von seiner unsicheren und berechnenden Persönlichkeit abgestoßen wurde.

Als Jüngling sah ich Goldschmidt zum ersten Male auf einem großen Ball in einem Kopenhagener Klublokal.

Ein fünfzigjähriger Mann, der als armer Knabe nach England ausgewandert war, kehrte in den sechziger Jahren nach Kopenhagen zurück, nachdem er sich in London ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Er war ungebildet, liebenswürdig, durch und durch ehrenhaft, und wollte gern seiner Pflegetochter, einem kränklichen jungen Mädchen, das hier völlig fremd war, Bekannte und Verkehr schaffen. Zu diesem Zweck lud er eine große Menge junger Leute zum Ball in den Lokalen des Königsklubs ein, sorgte für gute Musik und üppige Bewirtung. Dieser Mann war ein Vetter Goldschmidts, und da er, selbst zu einer längeren Rede außerstande, nur einen kurzen Willkommensgruß bei Tisch sprechen konnte, so erteilte er „seinem Vetter, dem Dichter", den er gebeten hätte, bei dieser Gelegenheit sein Dolmetscher zu sein, das Wort.

Man sollte meinen, ein so verfeinerter Schriftsteller, ein solcher Meister der Sprache wie Goldschmidt müsse mit größter Leichtigkeit den unbedeutenden Sport ausüben können, eine Tischrede zu halten, besonders, wenn er reichlich Zeit gehabt hatte, sich vorzubereiten; aber die Gabe der Rede ist bekanntlich eine Gabe für sich. Und niemand konnte als Redner weniger glücklich sein als Goldschmidt. Er besaß nicht einmal die Gabe, Stille hervorzurufen, während er sprach.

Er begann an jenem Abend ziemlich geschmacklos damit, der Gesellschaft zu erzählen, daß ihr Wirt, der reich sei, sein Geld auf streng ehrenhafte Weise verdient habe; es wäre immerhin gut, zu

wiſſen, daß man „reinen Boden zum Tanzen hätte“; dann verweilte er bei dem jüdiſchen Urſprung des Feſtgebers, und weil er davon ausging, daß die meiſten Gäſte junge Juden und Jüdinnen ſeien, formte er ſeine Tiſchrede zu einer Lobpreiſung des „jüdiſchen Weibes, das die Sabbatlichte anzündet.“ Die jungen jüdiſchen Mädchen riefen durcheinander: „Das däniſche Weib! Das däniſche Weib; wir ſind däniſch!“ Sie ärgerten ſich über die alte Romantik, in die Goldſchmidt ſie zurückſtoßen wollte. Sie zündeten keine Sabbatlichte an; ſie fühlten ſich in religiöſer Hinſicht nicht als Jüdinnen, ebenſowenig in nationaler. Das Zeitalter war noch nicht antiſemitiſch. Es gab deshalb noch keinen Zionismus. Sie hatten ſich auch oft verſtimmt gefühlt über die Schilderungen, die Goldſchmidt in ſeinen Novellen häufig von modernen Juden gab, deren Ausdrucksweiſe und Benehmen er um fünfzig Jahre zurückſchraubte.

Dieſe Zurufe, die doch nichts Kränkendes an ſich hatten, brachten Goldſchmidt ſo ganz außer Faſſung, daß er in lauter Erbitterung rief: „Wollen Sie ſchweigen, wenn ich rede! Was iſt das für ein Benehmen! Ich werde Sie lehren, zu ſchweigen!“ und ähnliches, was ein allgemeines Gelächter hervorrief. Er fuhr noch eine Zeitlang fort, in ſtrengen Worten ihre Ausgelaſſenheit zu rügen, hatte aber damit ſo wenig Glück, daß er ſeine Rede abbrach und ſich verdrießlich ſetzte.

Nicht lange darauf, wohl im Jahre 1865, kam ich ein einziges Mal mit Goldſchmidt in Berührung, als ich eines Nachmittags mit Magdalene Thoreſen außerhalb der Stadt ſpazieren ging. Als Goldſchmidt hier Frau Thoreſen traf, mit der er bekannt war, kehrte er um und begleitete ſie bis zu ihrem Hauſe, worauf ihn ſein Weg mit mir zuſammen wieder zur Stadt führte.

Solange Frau Thoreſen zugegen geweſen, richtete er natürlich ſeine Worte an ſie und drückte ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, ziemlich formlos aus, er ſagte z. B.: „Ich halte ſonſt nicht viel von Schriftſtellerinnen, auch nicht von denen, die wir haben; doch ich gebe zu, daß Sie unter den ſchreibenden Damen die friſcheſte ſind.“ Als Frau Thoreſen das Geſpräch auf ihr Lieblingsthema, die Liebe, brachte, ſagte er ſcherzend: „Mein Herz iſt wie die Fahnen der Zuavenregimenter, ſo durchlöchert, daß man ſich kaum eine Vorſtellung davon bilden kann, wie der Stoff urſprünglich ausſah.“

— Im ganzen war er lebhaft, artig, doch mit einem etwas ſtechenden Blick.

Gegenüber einem viel jüngeren Manne fiel es Goldſchmidt ſchwerer, den richtigen Ton zu treffen. Er gebrauchte Ausdrücke, die zeigten, daß er auf ſeine Würde hielt und ſich ſtets ſeiner Überlegenheit bewußt war. „Man hat mir von Ihnen geſprochen," ſagte er, „und ich kenne Sie dem Namen nach." Der Ausdruck man wirkte ſeltſam fremd, wie überſetzt oder affektiert. — „Haben Sie Taines Engliſche Literaturgeſchichte geleſen?" fragte er. — „Nein, ich kenne ſie nicht." — „So, Sie gehören am Ende zu denen, die es für überflüſſig halten, irgend etwas Ausländiſches kennen zu lernen. Wir haben genug an unſerem Eigenen, nicht wahr? Das iſt ja eine recht verbreitete Anſchauung; aber ein Irrtum iſt es. — „Sie urteilen zu ſchnell. Ich bin nicht der Meinung." — „Na ja ja. Adieu!" — Und unſere Wege trennten ſich.

Ich konnte Goldſchmidt nicht leiden. Das war ja der Mann, der ſich an Sören Kierkegaard vergriffen, ihn vor einem ſchlechten Publikum an den Pranger geſtellt hatte. Ich empfand um Kierkegaards willen Abneigung gegen ihn. Doch noch eine weit lebhaftere Abneigung empfand ich gegen ihn um meines Lehrers, Profeſſor Bröchners willen.

Bröchner hegte eine unermeßliche Verachtung für Goldſchmidt, er fand ihn unbedeutend als Geiſt, eingebildet und deshalb komiſch als Perſönlichkeit. Für den literariſchen Künſtler in ihm beſaß er nicht den geringſten Sinn. Das Wertvolle und Seltene in ſeiner Darſtellungsgabe überſah er. Doch die Unwiſſenheit, die Goldſchmidt zuweilen in bezug auf Philoſophie verraten, und die Unkenntnis, die er in bezug auf bildende Kunſt an den Tag gelegt hatte, ſein Umſchlagen als Politiker, ſeine Empfindſamkeit als Schöngeiſt, alle die Schwächen, die Frederik Dreier ſeinerzeit ſo unbarmherzig ans Licht gezogen, hatten Bröchner das ſtärkſte Unbehagen gegen Goldſchmidt eingeflößt. Hierzu kamen perſönliche Zuſammenſtöße. Bei irgend einer öffentlichen Verſammlung hatte Bröchner Goldſchmidt mit einem ſo ironiſchen Lächeln angeſtarrt, daß dieſer ihn aufgeregt zur Rechenſchaft zog. — „Machen Sie jetzt keinen Skandal," antwortete Bröchner. — „Ich bin bereit, überall Lärm zu machen," ſollte die Antwort gelautet haben. — „Daran zweifle ich nicht, aber verhalten Sie ſich nun ruhig!" — Kurze Zeit darauf hatte

Goldschmidt in Nord und Süd anläßlich von Bröchners Reichstagskandidatur geschrieben, daß der bekannte Atheist Bröchner, natürlich als Mitarbeiter des Faedreland von der „Partei" gestützt werde. Nun gab es nichts, was Bröchner dermaßen aufbrachte, als wenn ihn jemand als Atheisten bezeichnete und ihn so anzuschwärzen versuchte — das Wort hatte damals einen wohl hundertmal schlimmeren Klang als heute — er behauptete immer, daß er und andere sogenannte Atheisten weit religiöser wären als ihre Angreifer. Und obwohl Goldschmidts Versündigung gegen Bröchner gewiß gering war, obwohl dieser letztere ihn wahrscheinlich in unberechtigter Weise herausgefordert hatte, flößte Bröchner mir doch einen so hartnäckigen Unwillen gegen Goldschmidt ein, daß ich ihn nicht mit ganz vorurteilsfreien Blicken ansehen konnte.

Goldschmidt versuchte eine persönliche Annäherung während meines ersten Aufenthaltes in Paris 1866.

Außer dem in Frankreich ansässigen Onkel, von dem im vorhergehenden die Rede gewesen ist, hatte ich noch einen Onkel, der als Knabe nach Frankreich gekommen, Franzose geworden war und sich in Paris niedergelassen hatte. Es war ein nur wenig älterer Bruder meines Vaters, eine etwas unruhige und phantastische Persönlichkeit, den Goldschmidt häufig bei gemeinsamen Freunden traf. Durch diesen Mann ließ er mir sagen, daß es ihm lieb wäre, meine Bekanntschaft zu machen, gab seine Adresse und seine Empfangszeit an. Als ich mich zurückhielt, ließ er die Aufforderung wiederholen, doch vergeblich. Bröchners Einfluß war zu stark.

Ein paar Jahre später hatte ich mich in irgend einem Theaterartikel etwas satirisch und abweisend über Goldschmidt ausgesprochen, als eines Tages ein Versuch gemacht wurde, eine überaus intime Verbindung zwischen mir und dem Dichter herzustellen.

An einem Frühlingstage im Jahre 1869 trat ein kleiner Mann mit blauer Brille in mein Zimmer und stellte sich als Goldschmidts Verleger, Buchhändler Steen, vor. Er kam mit einer vertraulichen Sendung von Goldschmidt, über die er mich bat, strengstes Schweigen zu beobachten, welchen Ausgang die Sache auch nähme.

Goldschmidt wüßte, daß ich als Kritiker keine Sympathien für ihn hätte, aber er wende sich in einer schwierigen Situation an meine Ritterlichkeit. Goldschmidt müßte, aus Gründen, über die er

sich nicht zu äußern wünschte, noch in demselben Jahre von Dänemark aufbrechen und sich für immer in England niederlassen. Er wolle in Zukunft in englischer Sprache schreiben. Doch ehe er aufbräche, wolle er seine Wirksamkeit im Vaterlande mit einer Ausgabe seiner gesammelten Schriften oder doch mit einer sehr umfangreichen Auswahl seiner Werke abschließen. Er wolle und könne vom Auslande aus dieses große Unternehmen nicht selbst leiten; er kenne nur einen, der dazu imstande wäre, und den er ersuche, es zu übernehmen. Er hätte einen Plan für die Herausgabe, eine Skizze davon entworfen, in welcher Anordnung die Schriften erscheinen und was jeder einzelne Band enthalten müsse, und er lege es hiermit zur Billigung oder Kritik vor. Die Ausgabe solle mit einer Schilderung von Goldschmidts Schriftstellerpersönlichkeit und Entwickelungsgang eingeleitet werden; falls ich es übernehmen wolle, diese zu schreiben, so werde ich gebeten, mich bei Goldschmidt einzufinden, um zu erfahren, was dieser selbst als die Hauptpunkte und Hauptzüge seines literarischen Lebens betrachtete.

Der Entwurf zu dem Inhalt der geplanten Ausgabe bildete ein ganzes Päckchen; außerdem wurde mir das Ansuchen um die Übernahme der mir zugedachten Arbeit selbst zum Durchlesen überreicht; dieses Ansuchen war vorsichtigerweise als ein Brief, nicht an mich, sondern an den Buchhändler Steen abgefaßt, und Steen hatte die ausdrückliche Weisung, es wieder mitzubringen. Obwohl dieses letztere mir keineswegs behagte und obwohl dieses Zeugnis des Mißtrauens in einem höchst auffallenden Gegensatz zu dem überaus großen und unverdienten Zutrauen stand, das mir gleichzeitig erwiesen wurde, machte das Vertrauen selbst doch einen starken Eindruck auf mich.

Die Mitteilung, daß Goldschmidt, wohl der erste Prosaschriftsteller des Landes, seine Wirksamkeit abbrechen und Dänemark für immer verlassen wollte, war an und für sich überwältigend und setzte in demselben Augenblick meine Gedanken in Umlauf, meine Phantasie in lebhafte Bewegung. Was konnte das für einen Grund haben? Ein Verbrechen? Das war ausgeschlossen. Was blieb also anders übrig, als eine Liebesgeschichte, und dies hatte mein ganzes Mitgefühl. Man wußte, daß Goldschmidt eine sehr schöne Dame verehrte, die um so eifersüchtiger von ihrem Manne bewacht wurde, als dieser schon eine Reihe von Jahren hindurch

in gelähmtem Zuſtande gelegen hatte. Er erlaubte ihr nie einen anderen Platz im Theater, als die Spiegelloge, wo ſie vom Publikum ungeſehen ſaß. Der Ehemann hatte in keiner Hinſicht Sympathien in der Öffentlichkeit; er war all ſein Lebtag ein unfruchtbarer und charakterloſer Schriftſteller geweſen, hatte nur zwei Bücher veröffentlicht, die in ſchroff entgegengeſetztem Geiſte geſchrieben waren und einander ſcharf widerſprachen. Solange er ausgehen konnte, hatte er ſein rotes Haar ſchwarz gefärbt, war alles in allem ein Mann von geringem Wert und hatte durch ſeine erſte Ehe mit einer häßlichen alten Jungfer das Vermögen erlangt, das es ihm allein ermöglichte, ſich um die Schönheit zu bewerben, die er nachher gewonnen hatte.

Es war nach und nach herausgekommen, daß ſie das Modell zu der ſchönen Dame in dem Erben, und daß einzelne der darin vorkommenden Billette wirkliche Briefchen Goldſchmidts an ſie waren.

Was lag alſo näher als die Annahme, daß die Situation Goldſchmidt auf die Dauer unerträglich geworden und eine Entführung nach London beſchloſſen war! Bei einem ſo romantiſchen Vorhaben konnte Goldſchmidt der Teilnahme eines warmblütigen jungen Mannes gewiß ſein. Ich erklärte deshalb, daß ich ganz bereit wäre, in einem Geſpräch mit dem Dichter genauer zu erfahren, was man von mir erwartete; ich glaubte vorläufig meinen Beiſtand zuſagen zu können. Es war in der Oſterwoche, wohl Gründonnerstag; ich verſprach, mich an einem der Feiertage zu einer feſtgeſetzten Zeit bei Goldſchmidt einzufinden.

Am Karfreitag wie am erſten Oſterfeiertage wurde ich verhindert, zu ihm zu gehen, und hatte mir ſchon vorgenommen, den Beſuch am zweiten Oſterfeiertage zu machen, als ich am Montagmorgen einen Brief vom Buchhändler Steen empfing, der mich in hohem Grade aufbrachte. Der Brief, deſſen Stil nach meinem, wie es ſich herausſtellte, unrichtigen Urteil unzweideutige Spuren davon trug, daß er dem Buchhändler in die Feder diktiert worden war, zeugte von der äußerſten Ungeduld. Es hieß hierin, daß ich, der ich es übernommen hätte, Goldſchmidt einen Beſuch abzuſtatten, nun zwei Tage hätte verſtreichen laſſen, ohne mein Verſprechen zu erfüllen. Es hätte „keinen Sinn, in einer ſo ernſthaften Angelegenheit einen Mann Tag für Tag zum Warten zu zwingen“; nach

Herrn Steens „persönlicher Ansicht“ wäre es überhaupt von mir als dem jüngeren Schriftsteller nicht höflich gewesen, Goldschmidt nicht davon zu unterrichten, an welchem Tage ich zu ihm gehen wollte.

Ich wurde sehr kalt nach der Lektüre dieses Briefes. Ich begriff, daß ich Goldschmidts Eitelkeit tief verletzt hatte, indem ich mich nicht gleich nach der Mitteilung bei ihm einfand; doch mein Hauptеindruck war Staunen darüber, daß Goldschmidt sich mir gegenüber als ein so schlechter Seelenkenner erwies. Wie konnte er nur glauben, daß ich mich durch Grobheit einschüchtern oder durch geschmacklose Zurechtweisungen gewinnen ließ! Wie konnte Goldschmidt meinen, ich hielte den mir zugedachten Auftrag für so ehrenvoll, daß ich ihn aus dem Grunde nicht abgelehnt hatte! Begriff Goldschmidt nicht einmal, daß es einzig der Appell an meine besten Gefühle seitens eines von außerordentlichen Schicksalen betroffenen Gegners war, der für meine Haltung bestimmend gewesen war?

Gleichzeitig tauchte, wenn auch zu allererst nur äußerst schwach, ein Verdacht in mir auf. War es möglich, daß die ganze mir anvertraute rührende Erzählung eine Räubergeschichte war, darauf berechnet, meinen Unwillen zu entwaffnen, mein Mitgefühl zu erregen und Goldschmidt einen trompetenden Herold zu sichern? War es möglich, daß die geheimnisvolle Mitteilung von der Flucht nach England eine bloße Unwahrheit war, die nur den einen Zweck hatte, mich in Goldschmidts Dienst zu stellen?

Ich schlug mir diesen Gedanken sofort als allzu unwahrscheinlich aus dem Kopf, aber er kehrte zurück; denn ich hatte die Erfahrung gemacht, daß selbst bedeutende Verfasser manchmal nicht vor kühnen Mitteln zurückschreckten, wenn es für sie galt, einen Kritiker in ihren Dienst zu ziehen. Einem Kritiker geht es ja wie dem reichen Mädchen, das immer fürchten muß, nicht um seiner selbst willen geliebt zu werden. Ich war schon damals sehr wenig geneigt, zu glauben, daß irgend ein anerkannter, geschweige denn ein umworbener Schriftsteller sich mir aus reinem Wohlwollen näherte, um meiner schönen Augen willen, wie man im Französischen sagt.

Auf jeden Fall war ich jetzt entschlossen, ganz und gar nichts mit der Sache zu tun zu haben. Ich antwortete kurz und bündig: „Lektionen in Höflichkeit lasse ich mir von niemand erteilen, sende

Ihnen deshalb die inliegenden Papiere zurück. Bitte wenden Sie sich an einen anderen."

Diese Antwort hatte man augenscheinlich nicht hervorrufen wollen. Steen stürzte sofort zu mir hinauf, um sich zu entschuldigen, wurde aber nicht angenommen. Noch zweimal kam er mit der demütigen Botschaft von Goldschmidt, ihm „die Ehre" eines Besuches zu erweisen. Doch mein Stolz war zu empfindlich und mein Entschluß unerschütterlich. Zweifellos war Steens Brief auf Goldschmidts Wunsch abgesandt worden, doch ebenso zweifellos in einer Form, die er nicht gebilligt hatte. Daß die so schlau eingeleitete Allianz sich auf diese Weise zerschlug, kam dem Dichter augenscheinlich ebenso unerwartet, wie es ihm unlieb war.

Nicht lange darauf wurde der Verdacht, daß die Flucht aus Dänemark nur eine Erfindung war, darauf berechnet, mich einzufangen, durch einen Zufall sehr kräftig bestärkt, und nach einiger Zeit konnte ich keinen Zweifel mehr hegen, daß Goldschmidt ganz einfach die Absicht gehabt hatte, einen Kritiker zu entwaffnen und einen Marktschreier für sich zu gewinnen.

Das stimmte mich nicht milder gegen ihn, und diese Stimmung gab einem Essay, den ich bald darauf, gelegentlich der Aufführung von Rabbi und Ritter am Königlichen Theater über Goldschmidt schrieb, einen schärferen Ton als er sonst gehabt hätte.

Es vergingen nun drei Jahre, ehe sich unsere Wege kreuzten und ein kurzer Verkehr zwischen uns zustande kam.

18

Meine Stellung im öffentlichen Leben war um jene Zeit die, daß ich vieles und viele gegen mich, niemand ganz für mich hatte, mit Ausnahme meines alten Beschützers Bröchner, der teils sehr krank, teils auf Grund seiner schwerfälligen Sprache dem großen Publikum unbekannt war. Von meinen persönlichen Freunden teilte keiner meine Grundanschauung; wenn sie auf mich hielten, so taten sie es trotz dieser. Schon dadurch war es ausgeschlossen, daß sie in dem geistigen Kampf, der mich noch beschäftigte, als meine Genossen auftreten würden. Ich bedurfte keiner langen Erfahrung, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß ich keine volle und ungemischte Sympathie mit meinem Streben finden könne.

Eigentlich empfand ſie nur einer meiner Kameraden, Emil Peterſen, und er war ein junger Privatmann, der nichts mit der Literatur zu tun hatte und auch ſonſt ohne jeden Einfluß war.

Dafür hatte ich ſchon längſt erfahren, daß ich als angehender Schriftſteller in einem Lande mit Liliputverhältniſſen bei jedem Schritt, den ich machte, ſchlagfertigem Widerſtande begegnete, und daß der Unwille gegen mich ſich immer weit kräftiger äußerte als das Wohlwollen, ja, daß dieſer ſchnell ſozuſagen organiſiert wurde.

Ich hatte ſofort gegen mich einen jeden, der als Literatur- oder Kunſtkritiker ſchon einen Platz einnahm, von den einflußreichen, die im Faedreland oder in der Berlingske Tidende ſchrieben, bis zu den kleinen biſſigen in den unbedeutenderen Blättern, und wenn ſie mich erwähnten, geſchah es nie ohne tiefe Geringſchätzung und in ſtark herabſetzender Weiſe. Alle dieſe bekämpften in mir den Nebenbuhler. Dabei blieb es mein lebelang. Einzelne „Kritiker", wie Falkman in Dänemark, Wirſén in Schweden, ſetzten gegen vierzig Jahre hindurch ſelten die Feder an, ohne liebevoll meiner zu gedenken. (Später wurde ich für Collin in Norwegen zur fixen Idee.)

Hierzu kamen alle die, die in mir eine Geiſtesrichtung fürchteten und haßten, die in ihren Augen dem guten altmodiſchen Glauben und der Sittlichkeit gefährlich zu ſein ſchien.

So feſt umgrenzt meine Artikel und längeren Ausführungen in dem Streit über Glauben und Wiſſen auch waren, und obwohl ſie ſich, ſtreng genommen, nur um einen dunklen Punkt in Rasmus Nielſens Philoſophie drehten, ſchreckten und empörten ſie doch einen großen Teil der Geiſtlichkeit des Landes. Ich hatte es ſorgfältig vermieden, mich gegen Glauben oder Religioſität auszuſprechen; ich wußte, daß die Rechtgläubigkeit in Dänemark allmächtig war. Trotzdem ſtieß ich nicht auf Entgegenkommen, ſondern auf den Zorn des Fanatismus. Schon 1867 war Björnſon gegen mich aufgetreten, hatte dem Dagblad Vorwürfe gemacht, daß es meine Ausführungen aufnähme, und ihren Inhalt dem auf einer Reiſe abweſenden Redakteur mitgeteilt, in der Vermutung, daß die Aufnahme wider deſſen Willen geſchehen ſein müſſe, und obwohl der Artikel nicht Björnſons Namen trug, war dies ein Angriff von Gewicht. Die unſchuldige Äußerung, Sören Kierkegaard ſei der Tycho Brahe der däniſchen Philoſophie, groß wie Tycho Brahe,

aber wie dieſer den Mittelpunkt unſeres Syſtems nicht in deſſen Sonne (der Vernunft) ſetzend, — — dieſe Äußerung gab Björnſon Veranlaſſung zu dem für einen jungen Schriftſteller von fremder Abſtammung gefährlichen Ausſpruch: jemand, der ſo ſchreiben könne, habe „mit anderen Dänen keine Anſchauung gemeinſam, kein däniſches Bewußtſein.“

Im nächſten Jahre waren es Ausbrüche der Heftigkeit von geiſtlicher Seite, die mich überraſchten. 1868 trat eines Tages der in Kopenhagen ſehr angeſehene Paſtor Hohlenberg bei Fräulein Benny Spang ein, wies ſie ſtrenge zurecht, weil ſie einen zweifelloſen Ketzer und Heiden in ihrem Hauſe empfinge, und verlangte von ihr, daß ſie allen Umgang mit mir abbreche. Als ſie ſich weigerte und auf alle ſeine Überredungen hartnäckig dieſelbe Antwort gab, warf er, vor Wut außer ſich geratend, ſeinen Filzhut auf die Erde, fuhr in der höchſten Erregung mit ſeinen Anklagen fort und ſtürzte zuletzt, da nichts fruchtete, in heiligem Zorn aus der Tür, die er hinter ſich zuſchlug. Die Szene bekam einen etwas komiſchen Schluß, da er zum zweiten Male anklingeln mußte, um ſeinen in der Erbitterung vergeſſenen Hut zu holen. — Das war eine Art privater Prolog zu dem geiſtlichen Schauſpiel, das ſeit dem Jahre 1871 und fernerhin auf den meiſten Kanzeln des Landes geſpielt wurde. Nur warf man da keine Hüte auf die Erde, ſondern ſchlug mit der Fauſt auf das Pult.

Doch was mir als angehendem Schriftſteller überraſchender erſchien, das war die Gabe, die ich an mir entdeckte, durch meine bloße Exiſtenz immer mehr Zeitgenoſſen dermaßen zu hypnotiſieren, daß ſie von einem Haß beſeſſen wurden, der bei manchen eine Reihe von Jahren, bei anderen ein ganzes Menſchenleben hindurch anhielt und auf ihre Lebensführung und Handlungsweiſe einen weſentlichen Einfluß übte. Allmählich beſchäftigte ich auf dieſe negative Weiſe über zwanzig Perſonen. Vorläufig trat das Phänomen mir in der Geſtalt einer einzelnen genietollen Perſönlichkeit entgegen. Für einen mit mir in keinerlei Beziehung ſtehenden und mir gleichgültigen, verpfuſchten Poeten und Philoſophen wurde ich der Feind, den es zu bekämpfen galt.

Als leidenſchaftlicher Bewunderer Rasmus Nielſens, für deſſen Examen er die Füchſe privatim vorbereitete, war Rudolf Schmidt aufs äußerſte empört über die doch in der Form höchſt ehr-

erbietigen Einwendungen, die ich gegen einen Hauptpunkt von Nielsens Lehre erhoben hatte. Schon 1866 gab er aus diesem Anlasse eine Flugschrift heraus; 1867 noch eine zweite, die er, von dem Gegner völlig besessen, mit den Anfangsbuchstaben von dessen eigenem Namen, Gb, unterzeichnete. Und von nun ab wurde es wohl ein Menschenalter hindurch für diesen Armen eine Lebensaufgabe, mich unter allen möglichen Zeichen anonym zu verfolgen, und wo seine eigenen Kräfte nicht hinreichten, Verschwörungen gegen mich anzuzetteln. Besonders in Deutschland arbeitete er gegen mich, so viel er nur vermochte.

Vorläufig gründete er nun eine Zeitschrift, um sich selbst sowie die Ideen zu behaupten, denen er hauptsächlich diente: die Ideen R. Nielsens, und da dieser sich in der letzten Zeit stark der Grundtvigschen Gefühlsweise genähert hatte, zum Teil auch die Ideen Grundtvigs. Die Zeitschrift erhielt drei Redakteure, unter ihnen R. Nielsen selbst, und als einer der Kritiker des Faedreland Dänemark plötzlich verließ, trat Björnstjerne Björnson an seine Stelle. Die Namen, R. Nielsen, B. Björnson und Rudolf Schmidt bildeten so eine Dreieinigkeit, deren literarische Herrschaft nichts Gutes verhieß für einen Anfänger in der Literatur, der den Denker unter ihnen aus ideellen Gründen angegriffen hatte, und der Gegenstand heftiger Angriffe seitens der beiden anderen gewesen war. Die Zeitschrift (Für Idee und Wirklichkeit) wurde denn auch fatal genug für mich.

Daß der Kritiker des Faedreland so mit einem Male aus der Arena verschwand, war für die damaligen Verhältnisse ein Ereignis. Er besaß ein nicht geringes Talent, sprach zuweilen durch treffende Einfälle an, stieß durch Absonderlichkeiten und eine seltsam gesuchte Schreibweise ab, betonte in der neuesten dänischen Philosophie besonders den Willen und verfocht stets ethische Gesichtspunkte. Er hatte sich seit Björnsons erstem Auftreten diesem so begeistert und unverbrüchlich angeschlossen, daß er der Allgemeinheit hauptsächlich als Björnsons Herold galt. Bei jeder Gelegenheit stellte er in den stärksten Ausdrücken Björnsons Bedeutung fest und hielt sich dafür an vermeintlichen Nebenbuhlern schadlos. Besonders mit Ibsen ging er streng ins Gericht. Seine Abreise war also ein sehr harter Schlag für Björnson, wurde indessen auch von denen als ein Verlust empfunden, deren Gegner er war.

Kurze Zeit nachdem dieſe Abreiſe ſtattgefunden hatte, gleich nach der Veröffentlichung eines größeren Artikels über Goldſchmidt, empfing ich eines Tages zu meiner Überraſchung einen acht engeſchriebene Seiten umfaſſenden Brief von Björnſtjerne Björnſon, datiert 15. April 1869.

Die Veranlaſſung hierzu war die Äußerung in jenem Artikel, daß Björnſon wie Goldſchmidt zuweilen gerade an den Stellen, wo ſeine Gaben verſagten, ſich den Anſchein gäbe, als ob das Höchſte erreicht, als ob das Dunkle das Bedeutungsvolle ſei. Als ich ſie niederſchrieb, dachte ich an die düſteren Schlußworte in Björnſons Maria Stuart über Gott im Himmel: „Er zählet in dem Größern für ſeine größern Zeiten", die ich noch heute für völlig nebelhaft halte, ſo anſpruchsvoll ſie auch daſtehen; aber es war eine Übertreibung, dieſen Tadel zu verallgemeinern, wie es geſchehen war, und Björnſon hatte recht, mir darauf zu erwidern.

Er betrachtete die Sache ſo, als wäre er des lügenhaften Betragens beſchuldigt worden, und hierin irrte er ſich; aber im übrigen wies er mit heftiger Beredſamkeit auch die wirklich ausgeſprochene Behauptung zurück. Sein Brief begann:

„Trotzdem ich Sie ſelten leſe, ſo daß ich möglicherweiſe riskieren kann, über etwas zu ſprechen, was Sie an anderer Stelle deutlicher entwickelt haben, und folglich fehl zu gehen, will ich doch einen beſtimmten Proteſt erheben gegen die Charakteriſtik, daß ich im Gegenſatz zu Oehlenſchläger (und Hauch!!) meine Fähigkeiten bis zu dem hin verrenke, was ich ſelbſt in Unklarheit beſitze, und es mit vollem Bewußtſein als Klarheit hingebe. Ich bin ſicher, darin gleiche ich Oehlenſchläger, daß der Mangel meines Buches offen vor aller Augen daliegt und von keinerlei Lüge verdeckt iſt; eine Unklarheit hat mir wie ihm in dem Augenblick eingebildet, daß ſie Klarheit wäre. Mein Wahlſpruch iſt ſtets geweſen: ‚Sei treu gegen das Kleinere, dann wird Gott dich über das Größere ſetzen.' Und niemals, nein, niemals habe ich nach einem großen Stoff geſchnappt, um groß zu ſcheinen, oder mit Worten geſpielt, um klug zu ſcheinen, oder geſchwiegen, um anderen tief vorzukommen. Niemals. Die Beiſpiele um mich herum ſind erſchreckend geweſen, und ich bin ſicher, ſie ſind mir dies geweſen, weil ich von Anfang an gegen die Lüge

auf meinem Posten war. Es gibt nämlich Stellen in jeder Arbeit, die nicht geben wollen, was man sogleich und ungeduldig verlangt, — da habe ich stets gewartet, nie probiert; es muß sich von selbst ergeben haben, und möglicherweise kann das, was ich erreicht habe, ein Betrug sein; aber ich habe daran geglaubt; für mich ist es kein Betrug gewesen. Ehe ich einmal abschließe, habe ich ganz gewiß alle meine Schriften überarbeitet, (wie schon Synnöve und Ein fröhlicher Bursch, Zwischen den Schlachten usw.); ich will nämlich eine bessere Einsicht nützen. Ich habe in dem, was ich schon durchgegangen habe, Schwächen gesehen, die ich nicht mehr verbessern kann. Lüge habe ich nie gefunden.

Leider ist man oft in Gefahr, unwahr zu sein; aber es ist in den Augenblicken der Überraschung und der absoluten Leidenschaft der Fall, wo mit unserem Auge und unserer Zunge etwas vorgeht, von dem man fühlt, daß es halbwegs verkehrt ist; wo aber die Raubtiermacht, die vor keinem Mittel zurückschreckt, die Übermacht hat. Unwahr in ihrer schönen, dichtenden Ruhe, in ihrer Beichtstille vor der Arbeit sind, glaub ich, sehr wenig Menschen."

Diese Rechtfertigung, die Björnson Ehre macht und nicht nur eine treffende Selbstbeurteilung, sondern in ihrer Aufzeigung der Stärke der schaffenden Phantasie und der möglichen Fehlgriffe einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Dichterpsychologie enthält, wurde mit einem gleichartigen Versuch der Charakterisierung und Würdigung Goldschmidts fortgesetzt:

„Sie tun auch Goldschmidt in diesem Punkt unrecht, ich weiß es mit Bestimmtheit. Goldschmidt ist eine naive Natur mit allen edlen Regungen; er setzt sie freilich oft komisch in Szene, und Ihre Schilderung davon ist wahr; das wiederholt sich in seinem Privatleben; aber an der Quelle sind Sie nicht gewesen. Es kommt nämlich zuguter Letzt nicht darauf an, was wir denken, sondern was wir leben. Wie dies im ganzen ein durchgehender Irrtum bei Ihnen ist, ist es besonders ein Irrtum hier, wo z. B. seine beiden Brüder, mit denselben Bedingungen, in denselben Zwiespalt gestellt, beide einen anderen Charakter, der eine sogar zugleich eine merkwürdige Persönlichkeit realisiert haben. Aber Goldschmidt begann ja im Alter von siebzehn Jahren als Korsarenhäuptling; sein Mut war der Mut hinter einer Feder, mit der er Furcht einzuflößen glaubte, seine Freude die, Schmeicheleien zu hören, seine Furcht die, Fadheiten zu sagen.

Und allerhand unglückliche Bedingungen im übrigen ... Er ſtrebt nun mit großer Macht dem entgegen, was, wie er fühlt, ſein Leben in ſeiner Begabung, der moraliſchen wie der intellektuellen, vergeudet hat, und ich für mein Teil achte dieſes Streben höher als ſeinen entſchiedenen Erfolg in einem kleinen Kreiſe."

In dieſem Abſchnitte waren Trennung und Gegenſatz von Gedankenleben und Exiſtenz ganz im Geiſte Rasmus Nielſens; die Anwendung, die ſie hier fand, war merkwürdig. Man ſollte meinen, das angeführte Beiſpiel erwieſe, daß gemeinſame Naturbeſtimmungen, gemeinſame Abſtammung und Verhältniſſe, mit anderen Worten die Lebensbedingungen ſelbſt, im Vergleich zur Denkweiſe unerheblich wären, da Brüder ſo verſchiedenartig ſein konnten; Björnſon wollte damit dartun, daß es mehr auf die Lebensführung als auf die Denkweiſe ankäme, obwohl jene doch von dieſer abhängig ſein muß. Im übrigen behandelte er, wenn auch etwas zu überlegen, und ohne Goldſchmidts große künſtleriſche Bedeutung zu betonen, deſſen Schwächen mit Nachſicht und Wohlwollen.

Aber beſaß er gegenüber dem, was er ſonſt berührte, einen Blick für das Weſentliche, ſo verließ ihn dieſer doch in allzu großem Maße, als er in dem Briefe zur Charakteriſtik von deſſen Adreſſaten kam, wo er Richtiges und Falſches durcheinander miſchte. Er ſchrieb u. a.:

„Hier ſtehe ich gewiß bei etwas, was für Ihre Kritik bezeichnend iſt. Sie iſt eine abſolute Schönheitsanbetung. Mit ihr können Sie bald durch unſere kleine Literatur fahren und werden niemand ſonderlich viel nützen; denn dem Dichter nützt nur der, der ſich liebevoll bei ihm auf ſeinen eigenen Standpunkt ſtellt, das andere verſteht er nicht, und das Publikum durchlebt freilich mit Ihnen dieſe Aufreifelung der Tauſende von Fäden und glaubt dabei zu wachſen; aber kein Menſch, der geſund und gut iſt, legt eine Kritik dieſer Natur ohne Leere fort.

Ich las zufällig eine Reiſebeſchreibung von Ihnen, die eigentlich zu einem Urteil über einige der größten Maler wurde. Sie wieſen ihre Natur in ihren Werken (nicht ſo ſehr ihre Geſchichte oder ihr Leben als die Naturanlagen) nach — auch den Einfluß ihrer Zeit, aber flüchtig, und Sie ſtellten nun dieſe Maler gegeneinander auf. An und für ſich iſt ein Teil der Methode richtig,

aber das Reſultat iſt ja weiter nichts als Pikanterie. Ein Einzelner von ihnen, groß und liebevoll erfaßt, ſo dargeſtellt, daß die verſchiedenen Gemälde und Figuren ſeine Beſchreibung, aber zugleich eine Kulturentfaltung würden, hätte fünfmal ſoviel Verſtändnis gegeben. Ein Gegenſatz kann ja gelegentlich hineingezogen werden, aber das darf nicht die Aufgabe werden. — Ja, dies iſt eine Illuſtration Ihrer Kritik in ihrer Form. Sie iſt ein unaufhörliches oft ſehr peinliches Zuſammenſtellen von Zuſammengehörigem und Entgegengeſetztem, aber wie die Poeſie ſelbſt Vertiefung in das Einzelne iſt, das ſie der Mannigfaltigkeit entzogen hat, ſo iſt für ihr Verſtändnis dieſelbe Bedingung erforderlich. Das einzelne Werk oder den einzelnen Schriftſteller, den Sie behandeln, haben Sie in dieſer Weiſe nicht zuſammengeſetzt, ſondern aufgelöſt, und das Ganze iſt Pikanterie geworden. Früher konnte man ſagen, es war jedenfalls liebenswürdig; aber es ſind in letzter Zeit kecke Ausdrücke, paradoxe Sätze, grelle Bezeichnungen dazugekommen, ein entſchiedener Widerwillen, Überdruß, die hin und wieder von einem Ausbruch der Freude über das eigentümlich Däniſche oder das eigentümlich Schöne abgelöſt werden. Ich muß an P. L. Möller denken, wie ich ihn in Paris traf.

Es gibt tauſend Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die Sie beſſer verſtehen als ich. Aber deshalb können Sie auf das hören, was ich ſage. Es iſt mir jetzt, als ob der eine Teil Ihrer Fähigkeiten niederriſſe, was der andere wirkt. Ich bin auch ein Mann des Geiſtes, aber ich fühle keine Gemeinſamkeit der Arbeit. Sollte es nicht andere Aufgaben geben, die Ihnen näher lägen als die kritiſche? Das heißt, die Sie weniger in Verſuchung führten und auf Ihrer Perſönlichkeit bauten, während Sie ſelbſt bauten? Mir erſcheint es ſo, daß ſelbſt wenn Sie die kritiſche ergriffen, es ſtärker im Verhältnis zu unſeren Kulturaufgaben und weniger in jenem Arrangenrverhältnis im Techniſchen geſchehen müſſe, jener Spionererei im Kleinlichen, jenem Zuſammenziehen von allen und allem, was für und wider den Verfaſſer Zeugnis ablegen kann, was alles einer zeitgenöſſiſchen kritiſchen Landplage in dem lieben Kopenhagen fürchterlich gelegen kommt, aber Gott ſteh mir bei, nichts iſt und nichts ausrichtet."

Dieſer Teil des Briefes irritierte mich in hohem Grade, teils durch ſeinen Vormundſchaftston, teils durch ſeine Charakteriſtik

meiner kritiſchen Begabung, die ſich einzig und allein auf die Kenntnis von drei oder vier Artikeln — beſonders denen über Rubens und Goldſchmidt — gründete, und die ganz daneben griff. Ich fühlte mich bei weitem nicht verſtanden und auf der Grundlage eines ſolchen Verſtändniſſes vor Extremen gewarnt; ich ſah mich umgekehrt bloß karikiert, überdies ohne Witz oder Humor, und konnte nicht vergeſſen, daß der, der dieſes Zerrbild von mir entwarf, mir ſeinerzeit ſoviel zu ſchaden verſucht hatte, als in ſeiner Macht lag. Und dann verglich er mich mit P. L. Möller!

Es nützte deshalb nichts, daß ſich am Schluß des Briefes viel Verſöhnliches und Schönes fand. Björnſon ſchrieb:

„Wenn Sie über die Juden ſchreiben, dann, obwohl ich nicht einig, ganz einig mit Ihnen bin, dann ſcheinen Sie mir doch etwas zu berühren, das anzeigt, wo Sie viel zu bieten, uns viele ſchöne Ausſichten zu eröffnen haben müßten. Ebenſo wenn Sie Shakeſpeare erläutern (nicht wenn Sie neben ihm dichten), wenn Sie ruhig auslegen, ſcheine ich den Anfang größerer Arbeiten, auf alle Fälle Gaben zu ſehen, von denen ich mir denken könnte, daß ſie weſentlich dazu beitragen, in unſere Kultur größere Geſichtskreiſe, ſtärkere moraliſche Verantwortung, mehr Liebe einzuführen."

Leſe ich heute dieſe Worte, dann muß ich mich gewaltſam in meine damalige Gefühlsart und meinen geiſtigen Standpunkt in jener Zeit zurückverſetzen, um zu begreifen, daß ſie mich in ſo hohem Grade aufbringen konnten. Das lag nicht nur daran, daß ich wie alle Jugend von einigem Wert reizbar und ſtolz und unwillig darüber war, mich als Lehrling behandelt zu ſehen, ſondern mehr daran, daß ich gleichfalls nach Art der Jugend, das was ich gegeben hatte mit dem verwechſelte, was ich mich zu geben imſtande wußte, mich reich, ſchon übermäßig reich fühlte, und darüber in Zorn geriet, mich als noch ſo gering abgeſtempelt zu ſehen.

Doch was dem Faß den Boden ausſchlug, war ein Satz, der jetzt folgte:

„Über all dies hätte ich öfter mit Ihnen geſprochen, als ich das letztemal in Kopenhagen war, doch ich merkte, daß ich dermaßen vom Klatſch umſchnüffelt war, daß ich es unterließ."

Als Björnſon zuletzt in Kopenhagen war, hatte er jenen Artikel gegen mich geſchrieben. Man hatte mir überdies erzählt, daß er damals öfter meine erſten Artikel in Geſellſchaften vor-

geleſen hatte, um ſich über ihre gequälte und anfängerhafte Ausdrucksweiſe luſtig zu machen. Nun wollte er mich glauben machen, er hätte ſchon in jener Zeit daran gedacht, mich zu beſuchen, um mit mir zu einem Verſtändnis zu gelangen. Und was noch ſchlimmer war, Furcht vor Klatſch darüber ſollte ihn abgehalten haben. Dieſer Held des Willens ſo bange vor ein wenig Klatſch! Nun konnte er fortfahren, wie er wollte, ich war mit ihm fertig! Er fuhr indeſſen warm und ſchön fort, aber überlegen und außerſtande, einzuſehen, wieviel Kränkendes in dem Ton der Annäherung lag. Er wollte nämlich gleichzeitig ſich mir nähern und eine demütigende Haltung der Überlegenheit bewahren:

„Wir ſind nicht viele, die es in der Literatur ernſthaft meinen; die wenigen müſſen der zufälligen Trennung nicht unterliegen, die entgegengeſetzte Anſichten verurſachen können, wenn doch ein großes Feld für Verſtändnis und gemeinſames Wirken vorhanden iſt. Ich kann im Augenblick heftig aufgebracht werden; wenn dies bei kleinen Männern, in denen wirklich etwas Niedriges liegt, Trennung fürs Leben bewirkt, ſo bin ich darüber nicht traurig. Aber ich würde ſehr betrübt werden, wenn ſo etwas Macht über die Einzelnen hätte, bei denen ich Begabung und Willen fühle. Und was nun Sie anbelangt, ſo habe ich ein beſtimmtes Gefühl, daß Sie an einem Scheidewege in Ihrem Leben ſtehen müſſen, weil Sie auf einen Abweg geraten, wenn Sie weitergehen. Deshalb möchte ich mit Ihnen ſprechen, und ich ſpreche jetzt aus meinem Herzen zu Ihnen. Verſtehen Sie das nicht, dann tut es mir leid; das iſt alles, was ich ſagen kann.

Ich reiſe im Sommer nach Finnmarken, und unwillkürlich, während ich dies ſchreibe, ſteigt es vor mir auf, welche Reiſe es doch für Sie ſein würde, von all dem Kleinlichen und Kunſtmäßigen hinauf in eine Natur, die in ihrer großartigen Einſamkeit ohne Seitenſtück in der Welt iſt, und wo der Reichtum der Vögel über uns und der Fiſche unter uns (die Walfiſche mit den Herings- und Dorſchſcharen oft ſo dicht, daß man ſie mit den Händen greifen kann oder daß ſie das Boot drücken) Wunder über Wunder ſind im Licht einer Sonne, die nicht untergeht, während die Menſchen dort oben ſtill und von der Natur unterjocht leben. Würden Sie dieſe Reiſe machen und mit mir z. B. in Trondhjem zuſammentreffen, ſo weiß ich, Sie würden es nicht bereuen. Und

ich bekäme wieder ein Gespräch; hier gibt es nicht viele, mit denen ich gerade solche Gespräche anknüpfen könnte, wie ich sie am liebsten führe. Denken Sie daran."

Es folgte noch ein Abschnitt über Magdalene Thoresen. Aber das oben Angeführte ist der wesentliche Teil des Briefes. Hätte sein Empfänger Björnson besser gekannt, würde er hier einen Grund gefunden haben, auf dem sich weiter bauen ließ. Aber wie die Verhältnisse lagen, übersah ich das ehrlich gemeinte Entgegenkommen vollständig und hielt mich ausschließlich an das nicht wenige darin, was mich verletzen mußte. Meine Antwort war abweisend, eiskalt, scharf und in tieferem Sinne wertlos. Ich glaubte Björnson nicht, sah in dem Briefe nichts weiter als einen Versuch, mich als Kritiker anzuwerben, nun, da er gerade seinen bisherigen Fürsprecher in der Presse verloren hatte. Die Aussicht auf die Nordlandsreise lockte mich nicht; das wäre in Björnsons Augen die Reise Thors mit Loke geworden, und Loke war ich nicht und wollte ich nicht sein.

Doch selbst wenn ich damals imstande gewesen wäre, mich zu einer richtigeren und reicheren Betrachtung von Björnsons Wesen zu erheben, so stand um diese Zeit allzuviel Trennendes zwischen uns, als daß ein wirklich freundschaftliches Verhältnis hätte zustande kommen können. Björnson war damals noch rechtgläubiger Protestant und in mancher Beziehung von den Eindrücken seiner Jugend gebunden, ich selbst noch allzu steil von Wesen, um mich einer so schwierigen und herrischen Persönlichkeit anpassen zu können.

Es vergingen acht Jahre, ehe das viele, das mich von Björnson trennte, von selbst verging. Aber als er dann aus eigenem Antriebe in einem öffentlich getanem Ausspruch die Spaltung zwischen uns bedauerte und sich mit vorurteilsfreiem Verständnis und Wohlwollen über mich aussprach, ergriff ich mit Wärme und Dankbarkeit die dargebotene Hand. Eine herzliche Freundschaft, die einen lebhaften und vertraulichen Briefwechsel mit sich führte, befestigte sich zwischen uns und hielt sich unverändert das nächste Jahrzehnt hindurch, bis sie plötzlich abbrach — diesmal ohne daß ich irgendwelche Schuld gehabt hätte, durch das Mißtrauen Björnsons, wie das Verhältnis das erstemal durch Mißtrauen von meiner Seite abgebrochen worden war.

Das Jahr 1869 verſtrich in ganz fleißiger Arbeit.

Unter den vielen kleineren Artikeln, die ich ſchrieb, enthielt der Das unendlich Kleine und das unendlich Große in der Poeſie betitelte, bei dem ich von einer Darſtellung des ſhakeſpeariſchen Henry Percy ausging, eine Kritik der bisher in der däniſchen dramatiſchen Poeſie anerkannten Richtung und deutete in die Zukunft. Die Abhandlung über H. C. Anderſen, die im Hochſommer entſtand und auf einem Kleefelde in der Nähe von Kopenhagen einer einzigen Zuhörerin vorgeleſen wurde, war der Typus deſſen, was ich zu dieſer Zeit als Kritiker vermochte und wollte. Ich hatte Anderſen damals ſchon ſeit längerer Zeit im geſellſchaftlichen Verkehr kennen gelernt. Meine warme Anerkennung ſeiner Genialität brachte uns einander näher; er beſuchte mich oft und las mir gern ſeine neueſten Arbeiten laut vor. Es iſt kaum zu viel geſagt, daß dieſe Abhandlung mir ſeine Freundſchaft eintrug.

Mein Artikel war in ſeiner Grundanſchauung von Taine beeinflußt, dem Kunſtphiloſophen, in den ich mich am meiſten vertieft hatte, und über den ich ein Buch ſchrieb, das meine Doktordiſſertation werden ſollte. So leicht und ſchnell meine kürzeren Artikel entſtanden, ſo langſam ging mir dieſes größere Werk von der Hand. Nicht daß ich den Stoff mit Unluſt behandelte, im Gegenteil. Keine Frage beſchäftigte mich mehr als die, von denen mein Buch handelte; aber ich war nur in einzelnen Punkten ihrer Behandlung gewachſen. Da war vor allen Dingen die Frage von der Beſchaffenheit des produzierenden Geiſtes, die Möglichkeit, den Zuſammenhang zwiſchen ſeinen Gaben nachzuweiſen und ſie von einer einzelnen herrſchenden Fähigkeit herzuleiten, die ſich alſo in allen Lebensäußerungen des Geiſtes verraten mußte. Es plagte mich z. B., wie die Quelle zu finden wäre, der Pascals mathematiſche und religions-philoſophiſche Anlagen zugleich entſprangen. Dann war da die Frage nach der Möglichkeit einer allgemein gültigen wiſſenſchaftlichen Methode in der Kritik, aufgefaßt als geiſtige Optik. Mußte es als die Aufgabe des Kritikers feſtgeſtellt werden, durch Entdeckung und Klarlegung der Abhängigkeits- und Bedingungsverhältniſſe, die in der geiſtigen Welt ſtattfinden, zum Verſtändnis zu gelangen, ſo lag die Gefahr nahe, daß er zuletzt

alles billigen mußte, nicht nur jede hiſtoriſch entſtandene Kunſtform und Kunſtrichtung, ſondern jedes einzelne Werk auf dem Gebiete der Kunſtart. Falls es nicht minder die Aufgabe des Kritikers war, zwiſchen dem Echten und dem Wertloſen zu unterſcheiden, ſo mußte er jedoch einen ſachlichen Maßſtab für die Beurteilung des höheren oder geringeren Wertes beſitzen, oder er mußte ſo eigenartig und außerordentlich begabt ſein, daß ſein Inſtinkt und Takt in jedem Falle den Wert angaben.

Da war fernerhin die Frage nach dem Genie der Punkt, wo Taines Lehre meinen entſchiedenen Widerſtand hervorrief. Bei ihm war das Genie eine Zuſammenfaſſung, kein neuer Ausgangspunkt; es ſollte die Zuſammenfaſſung der urſprünglichen Anlagen eines Volksſtammes und der Eigenſchaften eines Zeitalters ſein, in dem dieſe Anlagen ſich recht zu entfalten vermochten. Er überſah das Eigenartige des Genies, das ſich nicht aus den Umgebungen heraus erklären ließ, das neue Element, das ſich im Genie mit der Zuſammenziehung des ringsum zerſtreut Vorhandenen vereinte. Schon bei Hegel hatte es mich geſtört, daß das, was durch den Künſtler zu uns ſprach, das Allgültige, der Allgeiſt ſein ſollte, der die Originalität des einzelnen Menſchen gleichſam ausbrannte. Bei Taine traten Nation und Zeitalter als neuere, wenn auch konkretere Abſtraktionen an die Stelle des Allgültigen; doch die Eigenart der Einzelperſon wurde auch hier das Unweſentliche. Der Kern meiner Arbeit wurde alſo ein Einſpruch hiergegen.

Noch lebhafter beſchäftigten mich die Grundfragen, die eine wiſſenſchaftliche Auffaſſung der Geſchichte aufwarf. Ich hatte ein paar Jahre hindurch eifrig Comte und Littré, Buckle, Stuart Mill und Taine im Hinblick auf ihre Anſchauung von der Philoſophie der Geſchichte erforſcht. Auch hier kehrte, freilich in anderer Geſtalt, die Frage von der Bedeutung des Einzelnen den Maſſen gegenüber wieder. Die Statiſtik hatte gezeigt, in welchem Grade bewußte Handlungen einförmigen Geſetzen unterworfen waren. Wir konnten von einem Jahre bis zum anderen vorausſagen, wieviel Morde im allgemeinen und wieviel mit jeder Art von Werkzeug begangen würden. Die Verſchiedenheiten zwiſchen den Menſchen hoben einander auf, wenn wir den Durchſchnitt einer ſehr großen Anzahl nahmen. Aber dies beſagte doch nicht, daß der Einzelne ohne größere Bedeutung wäre. Beruhte der Sieg von Salamis

auf Themiſtokles, ſo hing die ganze Ziviliſation Europas in der Folgezeit von ihm ab.

Eine andere Seite der Frage war folgende: Ließ der durchgeführte Determinismus der modernen Wiſſenſchaft, die Entdeckung einer unveränderlichen Abhängigkeit in der geiſtigen wie in der körperlichen Welt, Platz übrig für Handlungen, die in anderer als rein illuſoriſcher Bedeutung von dem freien Vorſatz oder Entſchluß des Einzelnen abhingen? Äußerſt ſchwierig war dieſe Frage, und ich traute es mir nicht zu, ſie zu löſen. Doch es tröſtete mich, daß der Zweifel an der vollen Gültigkeit der Geſetze, die auf den Gebieten herrſchten, wo der Zufall freien Spielraum und die Moral ihr Feld hatte — daß dieſer Zweifel nur verſchwindende Bedeutung hatte, wenn es ſich um Gebiete handelte, wo der Menſch kraft des Genies oder Talentes als Schöpfer literariſcher oder künſtleriſcher Werke wirkt. Hier, wo die Naturanlagen und ihre notwendige Entfaltung ſo außerordentlich ins Gewicht fielen, beſtand ſelbſtverſtändlich eine weit größere Wahrſcheinlichkeit für einen Nachweis von Naturgeſetzen.

Die allgemeine Grundfrage war folgende: Man nehme eine Literatur, eine Philoſophie, eine Kunſt oder Kunſtart — welches iſt dann der Geiſteszuſtand, der ſie hervorbringt, welches ſind ſeine hinlänglichen und notwendigen Bedingungen? Was bewirkt z. B., daß England im ſechzehnten Jahrhundert eine dramatiſche Poeſie erſten Ranges oder daß Holland im ſiebzehnten Jahrhundert eine Malerei erſten Ranges erhält, während zu derſelben Zeit kein anderer Zweig der Kunſt in demſelben Lande ſo herrliche Früchte trägt?

Die Erwägungen liefen vorläufig auf die Überzeugung hinaus, das alle tiefere Geſchichtsforſchung Seelenforſchung ſei.

Wie jene alte Arbeit jetzt in Reinſchrift vorliegt, hat ſie wohl nur hiſtoriſches Intereſſe; aber für eine Doktordiſſertation iſt ſie doch noch ein einigermaßen leſenswertes Buch, und ſie kann immerhin einen Anfänger in das Erwägen großer Probleme einführen.

Neben den wiſſenſchaftlichen Grundfragen, die mich beſchäftigten, wurde ich hauptſächlich von dem Intereſſe für künſtleriſchen Stil in Anſpruch genommen. In der modernen däniſchen Proſa gab es keinen Schriftſteller, der mich unbedingt angeſprochen hätte, in der deutſchen war es Heinrich von Kleiſt, in der franzöſiſchen

Mérimée, die ich als Stiliſten am höchſten ſchätzte. Ja, der letztere ſchien mir der erſte aller Stiliſten zu ſein, untadelig durch Sicherheit, Nachdruck und Plaſtik. Er hatte nicht viel Wärme oder Farbe, doch eine Linienführung wie die größten Zeichner der italieniſchen Kunſt. Seine Trockenheit war allerdings nicht gewinnend, und ich vermißte, wenn ich ſeine Schriften las, nicht ſelten große Auffaſſung und weiten Horizont, aber die zwingende Macht ſeiner Linienführung entzückte mich.

Als gegen die Mitte des Dezember 1869 meine Doktordiſſertation fertig war, begann gleichzeitig der Druck dieſer Arbeit und der Sammlung, die den Namen Kritiken und Porträts erhielt. Anfang 1870 wurde dieſe mit einigen bis dahin ungedruckten Stücken verſehen, deren eines eine ältere, noch einmal durchgearbeitete Abhandlung über Kamma Rahbék, das andere eine neue über Mérimée war, die im allgemeinen wiedergibt, was ich damals ſtiliſtiſch bewunderte.

Lange war es beſtimmt geweſen, daß ich nach Beendigung der Disputation eine größere Reiſe antreten ſollte, die eigentliche Bildungsreiſe im Leben eines jungen Mannes. Ich hatte etwas Geld dazu liegen, ein kleines Stipendium und ein Verſprechen in bezug auf Stipendien, das übrigens nicht gehalten wurde. Dieſe Reiſe hatte lange Zeit in meiner Phantaſie geſpukt. Ich hegte den heftigen Wunſch, Frankreich wiederzuſehen, beſonders aber Italien und noch ſüdlichere Länder kennen zu lernen. Meine Hoffnung, auch einen Schimmer von Nordafrika ſehen zu können, erfüllte ſich jedoch erſt nach vierunddreißig Jahren. Aber nach Italien kam ich, und das war das eigentliche Ziel meiner Sehnſucht. Ich wußte auch ſo viel über das Land, ſeine Geſchichte vom Altertum bis in die damalige Zeit, und beſaß ſo viel Kenntniſſe ſeiner Kunſt in der Römerzeit und während der Renaiſſance, daß ich wohl durch die erſte Segnung vorbereitet erſcheinen konnte, dort unten die geiſtige Weihe zu erhalten. Als die Disputation überſtanden und der Druck des anderen Buches ſich ſeinem Ende näherte, war es jedoch nicht die Reiſeluſt, ſondern Wehmut und trübe Stimmung bei dem Gedanken an den Aufbruch, welche die Oberhand bekamen. Es war beſtimmt worden, daß ich mindeſtens ein Jahr lang fortbleiben ſollte, und die Zeit erſchien nicht ſo ſehr mir ſelbſt wie anderen, die ich ungern verließ, ungeheuer lang.

Der Naturforſcher J. C. Schiödte riet mir, lieber mehrere kürzere Reiſen als eine lange zu unternehmen; doch dies ließ ſich nicht ausführen; ich mußte verſuchen, gründlich von Hauſe fortzukommen. Da es indeſſen Weſen gab, die mit Unruhe und Angſt an dieſe Reiſe dachten, und von denen ich mich nur ſchwer loszureißen vermochte, ſo wurde die Reiſe ſo lange wie möglich aufgeſchoben. Endlich war der Reſt von Arbeit, der mich noch an Kopenhagen feſſelte, erledigt, und nun erſchien das viele Neue und Bereichernde, das der Aufenthalt im Auslande bringen ſollte, in goldenem Lichte. Mit lichten Hoffnungen wurde alſo die Reiſe an einem der erſten Tage des April 1870 angetreten.

VII

Zweiter längerer Aufenthalt im Auslande

1

Den ersten starken Eindruck empfing ich von Hamburg, das heißt von seiner europäischen Anschauungsweise.

Hamburg war damals, gewiß hauptsächlich aus nationalen Gründen, in Dänemark verhaßt. Verschiedene dänische Schriftsteller hatten vor kurzem über die Stadt geschrieben, und zwar so herabsetzend wie möglich. Die Darstellung des einen ging darauf aus, daß man in Hamburg nur von zwei Dingen spräche: von Geld und Frauenzimmern; die Schilderung des anderen begann: „Von allem, was ich in meinem Leben gesehen habe, ist Hamburg das Häßlichste."

Die Lage der Stadt ließ sich ja nicht mit der Kopenhagens vergleichen, aber die Alsterpartie war ansprechend, die Bauart und das Straßenleben nicht uninteressant. Doch das Entscheidende war nicht das Äußere, sondern der Geist in Hamburg, der mir aus den Gesprächen entgegenschlug. Die Grundanschauung war die, daß ein junger Bürgersohn vor allen Dingen so weit kommen müsse, daß er sich selbst reichlich, auskömmlich zu ernähren imstande sei. Konnte er dies nicht in Hamburg, dann mußte er so früh wie möglich nach einem überseeischen Ort gehen, nach Rio oder Newyork, nach Argentinien oder nach dem Kaplande, und sich dort einen Weg bahnen und ein Vermögen erwerben. In den Familien, in denen ich eingeladen wurde, oder von denen ich reden hörte, weilten die jungen Söhne in weiter Ferne; in den Häusern, in die ich kam, hatte der Familienvater andere Weltteile gesehen. Der Vergleich mit Kopenhagen lag nahe, wo die jungen Bürgersöhne zuweilen bis in ihr dreißigstes Jahr den Familien zur Last

lagen, keine Unternehmungsluſt in ſich verſpürten, kein eigenes Geld zur Verfügung hatten, oft wie feſtgekleiſtert waren an die eine Stadt, wo es keine Beförderung und keinen weiten Ausblick irgendwelcher Art gab.

Lange hatte mich nichts dermaßen in Erſtaunen verſetzt wie der Ausdruck, den eine begabte Hamburgerin, die Kopenhagen beſucht und ſich dort einige Zeit aufgehalten hatte, auf die jungen däniſchen Männer anwandte, daß ſie l'apparence chétive hätten (ſich wie arme Kerle ausnähmen). Ich wollte ihr gern vorſtellen, daß das Leben in Kopenhagen ſich ihr zufälligerweiſe von einer ſo jämmerlichen Seite gezeigt hätte; aber ich überzeugte ſie keineswegs. Sie bewies mir an zahlreichen Beiſpielen, in wie hohem Grade es in Dänemark an Unternehmungsgeiſt fehle, und ich mußte mich auf die Erklärung beſchränken, daß der ungeheure Druck der politiſchen Unbedeutendheit und Schwäche eine allgemeine Erſchlaffung herbeigeführt und ohne daß man es fühlte oder ahnte, faſt alle der Kühnheit und des Erfolges beraubt hätte. Das Reſultat des Geſpräches war, daß Dänemark für mich in eine neue Beleuchtung gerückt wurde.

Ein Hamburger Kaufmann, der lange Zeit in Mexiko gewohnt hatte, lud mich zu Mittag ein, und bei ihm erhielt ich denſelben Eindruck von äußerem Glück, Behagen, Unternehmungskraft und weitem Geſichtskreiſe im Gegenſatz zu den Kümmerniſſen und dem engen Geſichtskreis daheim, wo allzu wenig Menſchen weite Reiſen gemacht oder Stoff gewonnen hatten, der durch Vergleichung neue Geſichtspunkte hätte geben und umfaſſende Lebenserfahrung vermitteln können.

Meine pſychologiſche Erziehung in däniſcher Literatur mit ihrer Vergötterung der „Innigkeit“ hatte es mir eingeprägt, daß jeder, der es gründlich verſtände, einen Mann, eine Frau und ein Kind in einem Kopenhagener Hinterhof zu beobachten, auch genügendes Material beſäße, um daraus Menſchenkenntnis zu brauen. Nun fiel es mir auf, daß die vergleichende Beobachtung einer mexikaniſchen und einer norddeutſchen Familie mit ihren Anſchauungen und Vorurteilen doch wahrſcheinlich der Menſchenkenntnis recht dienlich ſein müſſe, falls dieſer Vergleich ſich ſtändig von ſelbſt aufdrängte.

Derſelbe Mann ließ eine Äußerung fallen, die mich zu neuen

Gedanken anregte. Als die Rede auf das seit der Schlacht bei Königgrätz gespannte Verhältnis zwischen Frankreich und Preußen kam und ich die Zuversicht aussprach, daß Frankreich im Falle eines Krieges siegen würde, wie es überall zu siegen pflegte, sprach er einen begründeten Zweifel aus. Preußen sei ein verhältnismäßig junger Staat, vortrefflich für den Krieg organisiert und sorgfältig darauf vorbereitet; im französischen Militärwesen gäbe es viel Schlendrian. Der Kaiser selbst, sein Ansehen und sein Regiment seien im Niedergange. Das waren Worte, die ich in Dänemark niemals gehört hatte. Dort wurde Frankreichs Niederlage in einem Kriege gegen Preußen nicht einmal als Möglichkeit in Betracht gezogen.

Dieser Kaufmann zeigte mir eine Originalphotographie von Kaiser Maximilians Hinrichtung, die an Ort und Stelle aufgenommen worden war in dem Augenblicke, bevor Feuer kommandiert worden war, und eine andere, gleich darauf aufgenommene. Die ruhige Haltung des Kaisers und der beiden Generale war bewunderungswürdig. Zum ersten Male sah ich die Photographie in den Dienst der Geschichte gestellt.

Im Hamburger zoologischen Garten fesselte mich das Aquarium mit seiner Menge von Seetieren und Fischen. Dort sah ich zum ersten Male in meinem Leben einen Elefanten und wurde lange Zeit nicht müde, das mächtige Tier zu betrachten. Ich wurde von der merkwürdigen Launenhaftigkeit in Verwunderung gesetzt, mit der das große Wesen, das wir Natur nennen, zu Werke geht, oder richtiger von dem Gegensatz zwischen der menschlichen Anschauung und der Wirkungsweise der Natur. Uns erschien der Rüssel des Elefanten burlesk, sein Gang lächerlich plump; Adler und Weih schienen uns, wenn sie saßen, eine strenge Haltung und einen stolzen Blick zu haben; die Affen, die einander laufen und das Ungeziefer fressen, waren in unseren Augen gleichzeitig widerlich und lächerlich; aber die Natur nahm es mit alledem in gleich hohem Grade ernst; weder suchte sie die Schönheit noch vermied sie die Unschönheit, und das eine Wesen war ihr nicht zentraler als das andere. Der Mittelpunkt der Natur mußte das Geschöpf genannt werden, das vom niedrigsten wie vom höchsten Wesen gleich weit entfernt war. Es war also nicht ausgeschlossen, daß z. B. der Hasenfisch, ein großes dickes eigenartiges Tier, der

Mittelpunkt des irdiſchen Daſeins ſelbſt war, gleichſam wie unſere Himmelskugel den ihren hat, durch den eine Linie den Pol des Tierkreiſes im Sternbilde des Drachen erreicht. Und es ergötzte mich, daß R. Nielſen und ſeine Schüler ſtets redeten, als ſtünden ſie auf dem vertraulichſten Fuße mit dem „Zentralen“ des Daſeins, und andere verhöhnten, die vermeintlich in kein Verhältnis zu dieſem Zentralen kommen konnten.

Einen ſehr ſchlechten Eindruck erhielt ich in Hamburg vom deutſchen Schauſpiel und von deutſcher Schauſpielkunſt.

Man ſpielte im Stadttheater Hebbels Judith mit Clara Ziegler in der Hauptrolle. Sie hatte damals einen bedeutenden Ruf in Deutſchland, war auch ein großes prächtiges Weibsbild mit einem kräftigen Organ und mit Mimik, Plaſtik und allem, was dazu gehört, aber im übrigen die reine Wortſtrommaſchine. Das Spiel hob die Geſchmackloſigkeit des Stückes hervor. Holofernes watete in Blut bis über die Stiefelſchäfte und prahlte unaufhörlich; Judith verliebte ſich in ſeine „Männlichkeit“, und nachdem er ſie zur „Wächterin“ ſeines Schlafes ernannt hatte, ermordete ſie ihn infolge einer lange vergeſſenen Rückſicht auf den Gott Israels.

Im Thaliatheater gab man Raupachs „Schule des Lebens“, einfältiges Zeug, das Thema war übrigens mit dem ſpäter von Drachmann in „Es war einmal“ behandelten verwandt: Eine Prinzeſſin iſt hart und launiſch. Um ſie zu beſtrafen, ſperrt der König, ihr Vater, einen Mann in ihr Schlafzimmer ein, klagt ſie zum Schein an und jagt ſie in Wirklichkeit aus dem Schloß. Sie wird nun Kellnerin und macht dann verſchiedene Stadien des bürgerlichen Lebens durch. Der König von Navarra, deſſen Werbung ſie im Hochmut abgeſchlagen hat, heiratet ſie, als Goldſchmied verkleidet, und kommt darauf ſelbſt im Samtgewande, um ſie zur Untreue zu verleiten. Als ſie widerſteht, läßt er ſie alle möglichen Ungerechtigkeiten erdulden; um ſie zu prüfen redet er ihr ein, daß der König auf eine falſche Beſchuldigung hin ihrem Mann habe die Augen ausſtechen laſſen, und zieht dann ſelbſt mit einer Binde vor den Augen herum und läßt ſie für ſich betteln. Sie glaubt alles und geht auf alles ein, bis ſie, in Glanz und Herrlichkeit endend, erfährt, daß das Ganze Komödie, Prüfung und Schule war.

Dieſer Nonſens entſprach genau dem damals in Deutſchland herrſchenden Geſchmack, der unleugbar ziemlich tief unter dem des

zeitgenössischen Frankreich und Dänemark stand, und wurde von einer zum Teil sehr tüchtigen Truppe im Haupttheater Hamburgs gespielt. So langsam das Geschäftsleben in Dänemark pulsierte, so standen die Dänen doch in bezug auf künstlerischen Sinn hoch über den Deutschen.

Die niedrige künstlerische Entwickelungsstufe, auf der sich Hamburg befand, konnte indessen den Eindruck seiner Überlegenheit über Kopenhagen in anderen Punkten nicht verwischen. Alles in allem waren die wenigen Tage meines Aufenthaltes in der Stadt wohl angewandt.

2

Und so stand ich denn wieder in dem Lande, das ich als mein zweites Vaterland betrachtete, und das überströmende Glück, wieder französischen Boden unter den Füßen zu haben, kehrte unvermindert und unverändert zurück. Ich hatte meine Briefe an Fräulein Louises Adresse senden lassen, holte sie also kurz nach meinem Eintreffen von dort ab und sah das junge Mädchen wieder. Ihre Familie lud mich sofort schon in der ersten Woche auf mehrere Tage zu Mittag, so daß ich bereits bei der Ankunft in Verbindung mit französischen Männern und Frauen stand.

Es waren wohlerzogene, liebenswürdige, gastfreie Bürgersleute mit engem Horizont. Nicht etwa, daß es ihnen an Interesse für Politik und Literatur fehlte, doch insofern, als die Fragen für sie ein für allemal im kirchlichen Geiste beantwortet waren. Sie betrachteten dies nicht als einen Parteistandpunkt, hielten sich selbst nicht für Anhänger einer Partei: ihre Anschauungsweise wäre die richtige. Die Andersdenkenden hatten Ansichten, deren sie sich schämen mußten und die zu hegen und auszusprechen sie sich wahrscheinlich im stillen schämten.

Fräulein Louise hatte einen Vetter, von dem sie als von einem warmherzigen Mann mit eigenartigen Ansichten, einem heftigen und eifrigen Geist zu sprechen pflegte, der ihren nordischen Freund gern kennen lernen wollte. Die Tanten anerkannten in ihm einen leidenschaftlichen Katholiken, einen energischen Schriftsteller im Dienste der kämpfenden Kirche. Kurz nach meiner Ankunft traf ich ihn denn auch am Mittagstisch des Hauses. Es war ein Mann in mittleren Jahren, bleich, nachlässig gekleidet, mit

häßlichen unregelmäßigen Geſichtszügen und einem hochgeſtimmten Weſen. Er hatte ſeine Frau mitgebracht, die, gleichfalls blaß und ſchwärmeriſch, doch ganz irdiſch ausſah. Er ſtellte ſich ſelbſt als Herr Erneſt Hello, Mitarbeiter an Veuillots damals viel beachtetem, römiſch geſinntem Blatt l'univers vor, das, von einem bedeutenden Stiliſten mit nicht geringem Talent geleitet, die konſequente Schmähſchreiberei als Waffe in allen Fehden zu Ehren der Kirche anwandte. Gegen Veuillot hatte Augier gerade damals die Vorrede zu ſeiner ausgezeichneten Komödie „Giboyers Sohn“ gerichtet und es offen ausgeſprochen, daß er bei dem im Stücke erwähnten Deodat dieſen Schmähſchreiber im Auge gehabt hätte. Hello war in allen Stücken Veuillots rechte Hand.

Er gehörte zu den kriegeriſchen Gläubigen, welche die beſten Männer der freien Forſchung geringſchätzten und haßten, und er wußte ſich imſtande, ſie zu widerlegen. Er beſaß einige Elemente von Kultur, war frühzeitig genau davon unterrichtet worden, was an Voltaires Bildung im Vergleich zur Geſchichte und Religionsanſchauung ſpäterer Zeiten beſchränkt und veraltet war, und betrachtete aus dieſem Grunde nicht nur Voltaires Angriffe auf die Kirche, ſondern die geſamte ſpätere kirchenfremde Philoſophie als einer vergangenen Zeit angehörend. Er war Fanatiker, und es lag ein Sakriſteiduft über allem, was er ſagte. Doch es fand ſich in ſeinem Weſen eine Schwärmerei für die Schwäche in ihrem Kampf mit äußerlicher Stärke, und für den Mut, der ſich aller Weltklugheit zum Trotz äußerte, die ihn Wohlwollen für einen jungen Dänen empfinden ließ. Daß Dänemark mit ſeinen zwei Millionen Menſchen den Kampf gegen zwei Großmächte wie Preußen und Öſterreich aufgenommen hatte, begeiſterte ihn. „Das iſt groß! Das iſt Sparta!“ rief er aus. Freilich muß hinzugefügt werden, daß derartige menſchliche Sympathien bei ihm nicht beſonders ſtark hervortraten; und er langweilte mich mit ſeinen gehäſſigen Urteilen über alle, die ich, und allmählich ganz Europa, in Frankreich hochſchätzte.

Es iſt ein Zeugnis der Vorliebe für Paradoxa, in die viele Jahre ſpäter Huysmans verfiel, daß er Hello zu einem Geiſt von Bedeutung aufblaſen wollte; und es war ein Zeugnis für die Unſelbſtändigkeit, mit der die neukatholiſche Bewegung in Dänemark weitergeführt wurde, daß in dem Organ des jungen Dänemark, Taarnet, zu leſen war: „Hello iſt einer der wenigen, vor denen

ſich alle kommenden Männer einmütig beugen ... Hello war — außer einem glühenden glaubenseifrigen Katholiken — ein Genie; dieſe beiden Umſtände erklären alles."

Da Hello mich zu ſich einlud, erachtete ich es als eine Pflicht, dorthin zu gehen, um ſoviel wie möglich zu lernen, und trotzdem ſein Kreis mir höchlichſt zuwider war, bereute ich es nicht, ihn geſehen zu haben, denn der Anblick war äußerſt lehrreich.

Nächſt Hello ſelbſt, der mit ſeinem Fanatismus und ſeiner Unruhe im Grunde einen anſtändigen Eindruck machte und niemand etwas zuleide tat, wenn man bloß keine Namen wie Voltaire oder Renan nannte, war die Hauptperſon des Kreiſes der in den letzten Jahren des Kaiſertumes viel genannte „Schwarze Arzt" (Le Docteur noir), der ſogar in Taines Graindorge erwähnt wird. Sein wirklicher Name war Vries. Er war ein Neger aus Holländiſch-Indien, ein wahrer Stier, ein ungeheurer Körper mit einer ſchwarzen kahlköpfigen Fratze, dazu geſchaffen, vor einer Marktbude zu ſtehen und ſeine eigenen Verdienſte auszuſchreien. Seine Rede war eine unaufhörliche Prahlerei in einer unmöglichen Mundart. Trotzdem er faſt ſiebzehn Jahre in Frankreich gelebt hatte, ſprach er ein faſt unverſtändliches Franzöſiſch.

Er bildete ſich und jedenfalls anderen ein, daß er ein perpetuum mobile erfunden hätte, verſicherte, daß er eine Maſchine hergeſtellt habe, die „durch eine einfache Mechanik" die Dampfkraft erſetze, und von den erſten Ingenieuren in Paris für brauchbar befunden ſei. Aber natürlich wollte er über dieſe Sache nicht mit der Sprache herausrücken. Nur Kolumbus und Fulton ſeien ihm ebenbürtig; er kenne alle Geheimniſſe der Natur. Er ſei verfolgt worden, — er hatte im Jahre 1859 elf Monate wegen Quackſalberei im Gefängnis geſeſſen, — weil alle großen Männer verfolgt würden — man denke nur an unſeren Herrn Jeſus Chriſtus! Er ſelbſt ſei der größte Mann ſeiner Zeit. Moi vous dire, le plus grand homme d'universe! Hello und die Damen lächelten bewundernd und wurden nicht müde, ihm zuzuhören. Das gab ihm den Mut, ununterbrochen das Wort zu führen:

Er, Vries, ſei ein Mann, der Mut und Weisheit beſitze; er verſtehe ſich auf Phrenologie, Allopathie, Homöopathie, Technik, Meteorologie, wie die Ärzte Molières und Holbergs Oldfux. Seine ausgeprägteſte Spezialgabe ſei die, vom Krebs heilen zu können.

16*

Gleich den Schreiblehrern, die an ausgehängten Probeschriften zeigen, wie die Leute schrieben, als sie zu ihnen kamen, und wie sie nach genossenem Unterricht schreiben, so hatte er seine Krebspatienten vor und nach seiner Behandlung photographiert, auf der ersten Wiedergabe scheußlich aussehend, auf der zweiten gesund wie die Fische im Wasser; und diese Bilder hingen in seiner Wohnung zur Schau. Kein Wunder, daß Napoleon III. — den Erzählungen des Negers zufolge — Vries' Porträt in einem Album aufbewahrte, in dem sich sonst nur Konterfeis europäischer Souveräne befanden.

Er behauptete mannigfache wichtige Prophezeiungen ausgesprochen zu haben. Dies brachte ihn Hello näher, der sich dieselbe merkwürdige Gabe beimaß und alle möglichen seltsamen Begebenheiten vorausgesagt hatte. Er machte Wunderkuren; das gefiel Hello, der rationelle Wissenschaftlichkeit mit Mißtrauen betrachtete und bereit war, alles mögliche zu glauben. Er konnte den Charakter jedes Menschen von seinem Gesicht ablesen; das war ein Vorwand, um Hello, dessen Frau und beider Freunden und Freundinnen die platteſten Schmeicheleien zu sagen, die glatt angenommen wurden. Zu mir sagte er: „Monsieur ist sanft, sehr ruhig, sehr nachsichtig, vergibt leicht jede Beleidigung."

So scheußlich er anzusehen war, so wirkte seine kräftige Brutalität auf die Damen des Kreises. Sie hingen buchstäblich an seinen Lippen. Er packte sie um die Handgelenke und ließ seine schwarzen behaarten Pfoten an ihren entblößten Armen auf- und abgleiten. Die verheirateten Frauen flüsterten schmachtend: „Sie haben eine merkwürdige Macht über das Weib." Die Ehemänner lächelten dazu.

Wenn nun Hello und er und die Freunde und die Damen auf das religiöse Gebiet kamen, dann gab es einen reinen Hexensabbat, an dem alle Arten von Vernunfthaß und Marktschreierei ihre Stimmen im Chor zu einem freiheitsfeindlichen Konzert erhoben: Satan selbst hatte Voltaire seine Werke diktiert; nun brannte er dafür im ewigen Feuer.

Die Ungläubigen müßten ausgerottet werden; das sei ihnen recht. Renan müßte an dem ersten besten Baum aufgehängt werden; der schwarze Doktor behauptete sogar, in Manilla hätte man ihn schon längst erschossen. Stets war es der Doktor, der das Thema der Ketzerverfolgungen anschlug.

Hello ſelbſt verfolgte die Ketzer mit überlegenem Spott, war aber immer bereit, in den Hymnus auf die Madonna überzugehen.

Ich hatte damals zwei Bücher von Hello geleſen: „Le Style und M. Renan, L'Allemagne et l'athéisme au 19me siècle. Man nennt ſo etwas Bücher, weil es ja keine andere Bezeichnung dafür gibt. In Wirklichkeit gehört dieſe Art von Gewäſch und Geſchwätz keineswegs der Literatur an. Hello hat nie etwas anderes geſchrieben als katholiſche Predigten, voll theologiſcher Spitzfindigkeiten und höhniſche Worte gegen die denkenden Geiſter.

In jenen Jahren veranlaßten ſeine Bücher durch ihren Weihrauchduft die kleinen flachen Bewohner der Paneele in den Sakriſteien, ſich entzückt aus ihren Ritzen hervorzuwagen; aber ſie ſchlugen im übrigen nirgends an. Erſt nach ſeinem Tode konnte es einem originalitätsſüchtigen Mann wie Huysmans, der eine bittere Mandel an Stelle des Herzens hat, einfallen, ſeinen lichtſcheuen, halb geiſteskranken Helden Des Eſſeintes Befriedigung in der Lektüre der Herausforderungen an die geſunde Vernunft finden zu laſſen, die Hello geſchrieben hat. Hello war ein armer Kerl, der in der wahnſinnigen Überzeugung ſelbſt ein Genie zu ſein, ſeine Schriften mit der Verteidigung des wunderbaren unfaßlichen Weſens des Genies erfüllte und ſtets in deſſen Namen ſprach. Während des Kaiſertums wurde ſeine Stimme überhört. Erſt zwanzig Jahre ſpäter ſah die neukatholiſche Reaktion ihren Vorteil darin, ihn beim Wort zu nehmen und in ihm das Genie zu ſehen, für das er ſich ausgegeben hatte. Er war ein Genie, wie ein vom Größenwahn befallener Kaiſer iſt.

3

Wenige Tage nach meiner Ankunft ſuchte ich Taine auf und hatte eine warme Aufnahme. Er ſchenkte mir eines ſeiner Bücher und verſprach mir ſein großes Werk De l'intelligence, das in ein paar Tagen erſcheinen ſollte, unterhielt ſich eine volle Stunde mit mir und lud mich für den nächſten Abend zum Tee ein. Er hatte ſich, ſeit ich das letztemal bei ihm war, verheiratet, und ſeine Gattin, eine junge Dame mit klarer Haut, ſchwarzen Flechten, braunen Augen und einer äußerſt geſchmeidigen Geſtalt, war friſch wie eine Roſe, führte eine jugendlich freie Sprache und bewegte ſich doch in ſehr gewählten Ausdrücken.

Nach Verlauf weniger Tage behandelte der gegen Fremde ſonſt zurückhaltende Taine mich mit ſteigender Herzlichkeit. Er ſchlug mir ſofort vor, mich bei Renan einzuführen, und forderte mich dringlich auf, nun ein halbes Jahr in Paris zu bleiben, um die Sprache gründlich zu beherrſchen, ſo daß ich die Franzoſen über nordiſche Verhältniſſe aufklären und gleichzeitig meinen Landsleuten die franzöſiſchen ſchildern könne. Weshalb ſollte ich nicht ebenſogut Franzöſiſch zu meiner „Hilfsſprache“ machen können wie Turgenjew und Hillebrandt!

Taine wußte wenig von deutſcher Schönliteratur. Was die philoſophiſche anbelangt, ſo betrachtete er die deutſche Äſthetik durchaus mit Geringſchätzung und lachte über mich, weil ich überhaupt an die „Äſthetik“ glauben konnte, ja, ſtellte mich eines Tages einem Fremden ſcherzhaft mit den Worten vor: „Ein junger Däne, der an ſehr wenig glaubt, aber die Schwäche hat, an die Äſthetik zu glauben.“ Der Glaube drückte mich gerade nicht. Aber ein deutſcher Äſthetiker war nach Taines Definition ein Mann, dem jeder Sinn für Kunſt und Stil abging und der nur in Begriffen lebte. Führte man ihn ins Theater, um ſich ein Trauerſpiel anzuſehen, ſo raufte er ſich vor Freude das Haar und rief: Voilà, das Tragiſché!

Von neueren deutſchen Schriftſtellern kannte Taine nur Heine, für den er leidenſchaftliche Bewunderung empfand, und den er auf Grund der Intenſität des Gefühls mit Dante verglich. Ein Gedicht wie „Die Wallfahrt nach Kevlaar“ erweckte ſeine volle Begeiſterung. Goethes kleine Gedichte wußte er dagegen nicht zu ſchätzen; wohl hauptſächlich deshalb, weil er mit der deutſchen Sprache nicht genügend vertraut war. Er kannte nicht einmal Goethes beſte Kleinigkeiten, und als ich ihn eines Tages bat, ein einzelnes Gedicht vorzuleſen, klangen die Worte in ſeinem Munde mit rein franzöſiſcher Ausſprache: „Lieber dur Ledén möcht i mi ſchlagé, als ſo viel Frödenn des Lebéngs ertragé.“ Es war:

„Lieber durch Leiden
Möcht ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.“

Goethes Proſa fand er nicht gut, ſchleppend weitläufig und ohne maleriſche Kraft. Er hob auf ihre Koſten gern Voltaires

Prosa hervor. „Man sieht die Gestalten und Bewegungen durch sie weit besser," sagte er. Die deutschen Romantiker flößten ihm Widerwillen ein; auch ihr Stil war ihm zu unkünstlerisch (ils ne savent pas écrire, cela me dégoûte d'eux).

Häufig traf ich Freunde bei ihm, so Marcelin, seinen Jugendfreund, über den er viele Jahre später einen wehmütigen Nekrolog geschrieben hat. Dieser Herausgeber des höchst weltlichen Wochenblattes La Vie Parisienne war eine kräftige, breitschultrige, rotwangige Gestalt, die aussah wie die Gesundheit selbst und wenig der Vorstellung entsprach, die man sich von dem Mann bilden mußte, der das leichtfertigste und eleganteste Blatt von Paris leitete. Er war Zeichner und Schriftsteller, hatte die Geschichte der letzten hundert Jahre in den Kupferstichsammlungen studiert, und hatte es soweit gebracht, selbst nicht weniger als dreimalhunderttausend Kupferstiche zu besitzen. Was Taine zunächst an ihm bewunderte, war der eiserne Wille, womit er, der im Alter von neunzehn Jahren mittellos und mit einer mangelhaften Ausbildung als Oberhaupt seiner Familie dastand, Mutter und Geschwister durch seine Arbeit ernährt hatte. Aber sodann bewunderte Taine seinen strengen Ernst. Marcelin, den man zu dem leichtlebigen Paris rechnete, war eine einsame Natur, ein phantasiereicher Neuschöpfer der Menschen der Vergangenheit, wie sie gingen und standen, mit ihrem Wesen und ihren Sitten. Er war es, der ursprünglich Taine die Augen geöffnet hatte für den Schatz von Beiträgen zur Geschichte der Generationen, den die Kupferstichsammlungen enthalten, vielleicht überhaupt für das Äußere des Menschen und für alles was das Äußere verrät. Ein andrer Freund, der Taine zu allen Zeiten besuchte, war der alte Maler Gleyre, der in der französischen Schweiz geboren, aber im übrigen Pariser war. Und er war nicht der einzige stark idealistische Künstler, dem Taine durch Freundschaft verbunden war. Denn obwohl ein Grundelement in Taines Natur ihn magnetisch zu der Kunst zog, die Kraft, tragische oder fleischliche Kraft, einen schwellenden Lebensüberfluß ausdrückt, hatte seine Seele doch Raum für die Teilnahme an allem künstlerischen Streben, darunter an dem rein gefühlvollen. Was ihn zu den idealistischen Malern zog, war eigentlich dasselbe, was ihm Beethoven und Chopin teuer machte.

Das bekannteste Werk Gleyres ist das in der Farbe etwas

ſchwache, aber im Gefühl bedeutende Gemälde der Louvre-Galerie, das mit einem Motive aus dem Nil einen Mann darſtellt, der am Ufer ſitzend, die Träume ſeiner Jugend, als ſchöne Frauen perſonifiziert, auf einem geſchmückten, ſich entfernenden Boot ihm entfliehen ſieht. Es hat den Titel Verlorene Illuſionen. Größere Kraft ſteckt in ſeinem durch Kupferſtiche verbreiteten Gemälde eines römiſchen Heeres, das, von dem Helvetier Divico überwunden, durch das Joch geht, ein Bild, welches als Ausdruck des Schweizer Vaterlandsſtolzes im Muſeum zu Lauſanne ſeinen Platz erhalten hat.

Was Taine hochſchätzte, war jedoch eher der Mann ſelbſt als ſeine Kunſt. Als Geiſt war Taine im tiefſten Innern ein Anhänger der italieniſchen und engliſchen Renaiſſance, in ihren heidniſchſten und unbändigſten Perioden. Er war geiſtig in Venedig des ſechzehnten Jahrhunderts zu Hauſe, wäre bei einem der von Veroneſe gemalten Feſte auf ſeinem Platz geweſen und hätte die geſchmackvoll reiche Tracht jenes Zeitalters tragen müſſen. Aber als Menſch in Geſellſchaft und Staat war er ganz anders, liebevoll und gedämpft und ſtille, im hohen Grade bürgerlich; maßvoll in jedem Urteil wie in ſeinem Leben.

Wenn es mir glückte, ſein Wohlwollen zu erringen, ſo lag das ſicherlich nicht daran, daß ich ein Buch über ihn geſchrieben hatte, welches er überdies nicht verſtehen konnte; denn er hat wohl kaum einen Blick hineingeworfen, hat höchſtens die anerkennende kleine Beſprechung geleſen, die Gaſton Paris mir die Ehre erwies, in der Revue critique darüber zu veröffentlichen. Aber es gefiel ihm, daß ich aus reiner Wißbegierde nach Frankreich gekommen war, um die Menſchen und das Geiſtesleben kennen zu lernen, und daß ich meine Jugend zu Studien verwandt hatte.

Er gewann mich lieb, gab mir Ratſchläge wie ein Vater oder älterer Bruder und lächelte über meine Unvorſichtigkeiten — als ich z. B. durch einen allzu ſtarken Schlaftrunk beinahe meine Geſundheit zerſtört hätte — (vous êtes imprudent, c'est de votre âge). Er machte mir zuweilen Vorwürfe darüber, daß ich nicht wie er auf der Reiſe täglich alles aufzeichnete, was mir auffiel; er ſprach zu mir von ſeinen Arbeiten, von dem geplanten Eſſay über Schiller, aus dem infolge des Krieges nichts wurde, von ſeinen Notes sur l'Angleterre, die er in einem abgelegenen Gartenhauſe ausführte,

das außer den vier kahlen getünchten Wänden nur einen kleinen Tisch und einen Stuhl enthielt. Er vermerkte später in diesem Buche ein paar kleine Züge, die ich ihm von meinem Aufenthalt in England erzählte.

Wenn wir im Garten seiner Villa in Chatenay umhergingen, legte er hie und da den Arm um meinen Hals — was die anwesenden Franzosen, die kaum ihren Augen trauen wollten, in das größte Staunen versetzte. Sie wußten wie reserviert er sonst war.

Förmlich gereizt war Taine darüber, daß die dänische Gesandtschaft nicht das Geringste für mich tat, mich nirgends einführte, obwohl sie mir hätte freien Zutritt zum Theater verschaffen müssen. Immer wieder kam Taine darauf zurück, trotzdem ich nie in seiner Gegenwart den Gesandten oder die Gesandtschaft erwähnt hatte. Aber das revolutionäre Blut in ihm empörte sich über gewisse Dinge, die ihm als eine Zurücksetzung des Rechtes der Geistesaristokratie erschienen. „Wie nennen Sie so einen Mann? Junker?" — Ich verneinte es. „Gleichwohl. Man fühlt, daß Sie in Ihrem Lande keine Revolution gehabt haben wie die unsre und keine Gleichheit kennen. So ein Bursche, der seinen Namen durch nichts bekannt gemacht hat, erachtet Sie für unwürdig, an seinem Tisch zu sitzen, und rührt Ihretwegen nicht einen Finger, trotzdem er dazu angestellt ist. Wenn ich im Auslande bin, so kommt man von der französischen Gesandtschaft sofort und macht mir einen Besuch und öffnet mir alle Häuser, zu denen man Zutritt hat. Ich bin eine sehr bescheidene Persönlichkeit im Vergleich zu Benedetti; aber Benedetti besucht mich, so oft ich ihn empfangen will. Wir haben kein Junkerwesen bei uns."

Diese Aussälle machten mich stutzig, zunächst, weil ich nicht die geringste Erwartung oder auch nur den Wunsch gehegt hatte, bei dem dänischen Gesandten empfangen oder von ihm mit Rat und Tat unterstützt zu werden; sodann, weil sie mir einen tiefen Unterschied zwischen der Anschauungsweise der romanischen Länder, speziell Frankreichs und der des Nordens offenbarten. Ich habe nie in Dänemark bei Hofe oder in vornehmen Kreisen Zutritt gehabt, erhielt ihn auch später mein lebelang nicht, habe dies auch nicht im geringsten als Entbehrung empfunden. Aber in den romanischen Ländern, wo die vornehme Welt noch zuweilen über Bildung und Geist verfügt, versteht es sich von selbst, daß das

Talent ein Adel ist, und dem Manne, der sich einen Namen erworben hat, stehen alle Türen offen, ja, man wetteifert darum, ihn zu sehen. Daß eine Trennung in Kasten, wie sie im Norden besteht, dort ganz unbekannt war, erfuhr ich erst jetzt.

4

Durch Taine lernte ich bald Renan kennen, der mir als Person höchlich imponierte, großartig und geistesfrei, ohne eine Spur von dem Salbungsvollen, das sich zuweilen in seinen Büchern fand, aber überlegen bis zum Paradoxen.

Er war schwer zugänglich und ließ sich zu Hause hartnäckig verleugnen. Aber wenn man erwartet wurde, konnte er einem von seiner kostbaren Zeit mehrere Stunden hintereinander schenken.

Er wohnte einfach. An der einen Wand seines Arbeitszimmers hingen zwei chinesische Aquarelle und eine Photographie von Gérômes „Kleopatra bei Cäsar", gegenüber eine sehr schöne Photographie nach einem sicherlich italienischen Bilde vom jüngsten Tage. Das war die ganze Ausschmückung. Auf seinem Tisch lagen ständig Vergil und Horaz in Taschenausgaben und eine Zeitlang eine französische Übersetzung von Walter Scott.

Was mich an Renans Haltung am meisten verwunderte war, daß sie gar nichts Feierliches und gar nichts Empfindsames an sich hatte. Er machte den Eindruck eines ungeheuer guten Kopfes und eines Mannes, an dem der Widerstand, dem er begegnet war, ganz und gar abgepralllt war. Er erkundigte sich nach den Verhältnissen im Norden. Wenn ich mich rückhaltslos darüber äußerte, wie geringe Aussichten mir die Verhältnisse eröffneten, mit meiner Grundanschauung durchzudringen, so bestand er darauf, daß der Sieg sicher sei. (Vous l'emporterez! Vous l'emporterez!) Wie alle Ausländer, wunderte er sich darüber, daß die drei skandinavischen Länder nicht dafür sorgten, eine Einheit zu werden oder mindestens ein unverbrüchliches Bündnis zu bilden. Zu Gustav Adolfs Zeiten, sagte er, bedeuteten sie doch politisch etwas; seitdem sind sie ganz vom politischen Schauplatz abgetreten. Die Ursache muß wohl in ihren wahnsinnigen gegenseitigen Fehden liegen.

Renan wohnte damals vom Frühjahr ab in seiner Villa bei Sèvres. So menschlich schlicht war der damals schon siebenund-

vierzigjährige weltberühmte Mann, daß er mich von der Villa gern zur Station begleitete und immer wieder mit mir hin und her ging, bis der Zug kam.

Seine Gattin, die seine Gedanken teilte und ihn verehrte, hatte sich ihren Mann selbst gewählt und war, da sie von deutscher Abkunft war, nicht auf die französische Art vermählt worden; sie kritisierte diese jedoch nicht, da sie meinte, sie müsse mit den Bedürfnissen des französischen Volkes übereinstimmen, und da sie in ihrer nächsten Umgebung mehrere glückliche Ehen sah, die aus Vernunfsgründen geschlossen worden waren. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, den Sohn Ary, der im Jahre 1900 starb, nachdem er sich einen Namen als Maler gemacht und schöne Gedichte geschrieben hatte (die jedoch erst nach seinem Tode erschienen), und die Tochter Noemi (Frau Psichari), die, das geistige Erbe des großen Vaters treulich bewahrend, einer der Mittelpunkte des besten Paris geworden ist, eine feurige Seele, die Recht und Wahrheit und soziale Ideale mit glühender Begeisterung umfaßt.

5

Eine Bekanntschaft, die für mich eine Quelle vielen Vergnügens wurde, war die des alten Schriftstellers und Professors am Collège de France, Philarète Chasles. Grégoire führte mich bei ihm ein, und ich wurde allmählich in seinem Hause völlig heimisch, immer gern gesehen und stets eingeladen. Er war in seinen alten Tagen kein Mann, den man sehr ernst nehmen konnte, zerstreut, unzuverlässig und eitel. Aber er war mitteilsam wie kein anderer, unterhaltend wie wenige, und er hatte fünfzig Jahre hindurch alle gekannt, die in Frankreich Beachtung gefunden hatten. Er war 1798 geboren. Der Vater war ein Jakobiner und ehemaliges Konventsmitglied, der ihn nicht taufen ließ, sondern ihn in Wahrheitsverehrung erzog (daher der Name Philarète), und ihn zu einem Buchdrucker in die Lehre gab. Bei der Wiederherstellung des Königtums wurde er gemeinsam mit seinem Vater verhaftet, doch durch Chateaubriands Einfluß wieder befreit und ging nun nach England, wo er volle sieben Jahre (1819—1826) blieb, als Typograph Beschäftigung fand und sich eingehend mit der englischen Literatur vertraut machte, die damals in Frankreich fast unbekannt war.

Nachdem er ſich noch einige Zeit in Deutſchland aufgehalten hatte, kehrte er nach Paris zurück und veröffentlichte eine Menge hiſtoriſcher und kritiſcher Schriften.

Philarète Chasles hatte als Sekretär der Mazarinbibliothek ſeine Amtswohnung im Inſtitut ſelbſt, alſo gerade im Mittelpunkt von Paris; im Sommer wohnte er auf dem Lande in Meudon, wo er ſeine Veranda mit Gemälden in pompejaniſcher Moſaik hatte ſchmücken laſſen. In der Nähe ließ er ſich ein hübſches neues Haus mit einem Turm bauen. Er brauchte Platz, da ſeine Bücherſammlung vierzigtauſend Bände umfaßte.

Sein Hausweſen wurde von ſeiner Nichte geleitet, die mit einem Kölner namens Schulz verheiratet war, der ſich durch Glasmalerei ernährte. Die Eheleute lebten voneinander getrennt. — Frau Schulz war hübſch, ſehr biſſig, verleumderiſch und geradezu. Die Tochter, die vierzehnjährige Nanni, war bezaubernd ſchön; entwickelt und ſchelmiſch wie ein achtzehnjähriges Mädchen. Alle Beſucher des Hauſes waren von ihr eingenommen, und das Haus war ſtets voller Gäſte, ſtudierende junge Leute aus dem Elſaß und aus der Provence, junge Neger aus Haiti, junge Damen aus Jeruſalem und Dichterinnen, die gern ihre Gedichte vorleſen und noch lieber Chasles dazu bewegen wollten, ſie durch einen Artikel bekannt zu machen.

Chasles ſprach mit allen, richtete jedoch ſehr oft das Wort an mich und erzählte unabläſſig von gerade den Männern und Frauen, von denen ich am liebſten hören wollte, von den Zeitgenoſſen, die ich am meiſten bewunderte, wie George Sand und Mérimée, überhaupt von den zahlreichen großen Menſchen, die er gekannt hatte. Als junger Mann war er bei Frau Récamier eingeführt worden, hatte dort Chateaubriand als geehrten und angebeteten Greis und Sainte-Beuve als ſcharfhörigen und aufmerkſam beobachtenden Jüngling kennen gelernt, der ſeiner Häßlichkeit wegen ein wenig überſehen wurde, und bei dem ſich der lauernde Neid auf die Großen und von den Frauen Umringten ausbildete, den er hatte bekämpfen müſſen, um gerechte Kritik zu liefern. Chasles war mit Michelet und Guizot, dem älteren Dumas und Beyle, Couſin und Villemain, Muſſet und Balzac zuſammengetroffen. Er kannte die Gräfin d'Agoult, Liſzts langjährige Freundin, und Frau Colet, zuerſt Couſins, dann Muſſets, dann Flauberts Geliebte,

von der mein französischer Onkel, der sie auf Reisen getroffen hatte, mir ein wenig ansprechendes Bild gegeben hatte. Chasles verkehrte täglich mit Jules Sandeau, der noch als alter Mann George Sand nicht vergessen konnte, die ihm die größere Hälfte seines Namens geraubt und berühmter gemacht hatte, als es der ganze Name wurde. Sandeau liebte sie noch, vierzig Jahre nachdem sie ihn verlassen hatte.

Chasles war imstande, die Personen, die er schilderte, mit ein paar Worten in voller Lebendigkeit vor den Zuhörern erstehen zu lassen, und er war unerschöpflich in Anekdoten von ihnen. Er führte mich hinter die Kulissen der Literatur, so daß ich die Bühne von allen Seiten zu sehen bekam. Allerdings war die Personalgeschichte seiner Zeit für ihn hauptsächlich ihre Skandalgeschichte; doch seine Mitteilungen ergänzten für mich Taines strenge und zierliche Zurückhaltung in allen Aussagen. Und dann besaß Chasles neben seinem Hang zu lustigem und boshaftem Klatsch eine Neigung, große geisteshistorische Übersichten zu entwerfen, die den Zuhörer dazu anregten, sich in Gedanken den Entwickelungsgang der Literaturen, in denen er bewandert war, klar zu machen. Das waren schöne Frühlingsabende, jene Mondscheinabende draußen in der offenen Veranda in Meudon, wenn der alte Mann mit dem spitzen Schnurrbart und dem schiefsitzenden Mützchen das Wort führte. Er hatte ergötzliche und treffende Wendungen. Auf die Frage, ob Guizot wirklich so streng (austère) im Wesen wie in der Haltung gewesen sei, antwortete er z. B.: „Das ist schwer zu sagen; wenn man imponieren will, kann man nicht wie ein Harlekin auftreten."

Obwohl meine Augen für Philarète Chasles' schwache Seiten durchaus nicht blind waren, fühlte ich mich doch äußerst glücklich in seinem Hause. Hier erhielt ich ohne jede Mühe die Erläuterungen, die ich mir wünschte, und hatte den vollen Eindruck, in Paris zu sein. Paris war ja und ist noch heute die einzige Stadt der Welt, die nicht nur die Hauptstadt des eigenen Landes, sondern die Hauptstadt Europas ist und sein will, die einzige, die die Verpflichtung fühlt, dem Besucher nicht nur durch Erschließung der Museen, Sammlungen, Bauten entgegenzukommen und in einem ungeheuren Maßstab alles auf die Öffentlichkeit zu berechnen, sondern die einzige, wo man daran gewöhnt ist, den wißbegierigen

Fremden durch Gespräche in die alte tiefgehende Kultur der Nation einzuweihen, so daß deren Stellung zu der Kultur anderer Stämme und Länder dem Fremden klar wird.

6

Nicht einen Tag hatte ich verstreichen lassen, ohne wieder im Théâtre français zu sitzen, zu dem ich freien Eintritt auf unbestimmte Zeit hatte. Das erstemal, als ich kam, rief der Pförtner nur die untergeordneten Angestellten des Theaters zusammen; sie sahen mich an, merkten sich meine Erscheinung, und ich konnte in Zukunft Platz nehmen, wo ich wollte, wenn der Mann am Eingang sein „Entrée" gerufen hatte. So wenig kleinlich war man, daß ich im Hochsommer, nachdem ich einen Monat in London gewesen war, meinen Platz wie früher für mich reserviert fand.

Am ersten Abend nach meiner Ankunft sah ich, still genießend, Hernani, dessen Lyrik stets mein Herz erfreute, mit Mounet-Sully als Hauptperson, Bressant als Karl V. und als Donna Sol Fräulein Lloyd, eine untergeordnete Schauspielerin, die jedoch am Schlusse des Stückes mit dessen Poesie auf gleicher Höhe stand. Das Publikum war derartig bei der Sache, daß eine Stimme von der Galerie in vollem Zorn herunterrief: „Le roi est un lâche!" (Der König ist ein Feigling!). Darauf sah ich noch an demselben Abend in einem Rausch des Entzückens Frau de Girardins reizendes Stückchen: „Freude erschreckt." Eine Familie glaubt den Sohn, einen jungen Seeoffizier, im fernen Osten gefallen, grausam hingemordet. Da kehrt er unangemeldet zurück zu seiner vernichteten Mutter, seiner verzweifelten Braut, seiner Schwester und einem alten Diener. Dieser alte krumme Getreue, eine überlieferte Bühnenfigur, wurde von Regnier gespielt mit der vollendeten Kunst, welche die in Szene gesetzte Natur selbst ist. Er hat den heimgekehrten Sohn hinter einer Gardine verborgen, aus Furcht davor, daß die Mutter bei dem unerwarteten Anblick auf der Stelle vor Freude sterben werde. Die Schwester tritt ein. Trällernd wischt der Diener Staub, um sie zu verhindern, sich der Gardine zu nähern, aber unbewußt trällert er in seinem Entzücken immer lauter, bis er in einer Jubelhymne Tratara — tratara! den Besen über dem Kopf schwenkt und plötzlich innehält, da er entdeckt, daß das

junge Mädchen ganz entsetzt dasteht und nicht weiß, was es denken soll.

Vorzüglich spielte auch eine jetzt vergessene Schauspielerin, Fräulein Dubois, das junge Mädchen. Ihr Ausruf: „Je n'ai pas peur, va!“ wurde so vogelleicht und lustig gesagt, daß alles um mich herum und ich selbst in Tränen ausbrach.

Einen starken Eindruck machte der damalige Direktor des Théâtre français, Edouard Thierry, auf mich. Er kam mir als der feinste Mann vor, den ich bis dahin getroffen hatte, im Besitz der altfranzösischen Höflichkeit, die sonst in Paris ausgestorben zu sein schien. Ein Gespräch mit ihm war ein förmlicher Kursus in Dramaturgie, und obwohl ein junger Fremder wie ich ihm ja notgedrungen nur ungelegen kam, ließ er es nicht fühlen. So gut gefiel er mir, daß ich beinahe zwei Jahre später einige gleichgültige Worte von ihm, Molières Misanthrope betreffend, in meinen Vorlesungen zum ersten Teil der Hauptströmungen anführte, bloß um des Vergnügens willen, seinen Namen zu nennen.

Es war außerdem amüsant, ihn zu besuchen, auch wenn man unterbrochen wurde. Denn die Schauspieler strömten bei ihm ein und aus. Eines Tages stürzte z. B. eine Schauspielerin, die wunderschöne Agar, ins Zimmer und klagte ihre Not, verstimmt über das Kleid, das sie in einer neuen Rolle tragen sollte. Sie sah ich nach Ausbruch des Krieges ständig wieder. Denn sie war es, die jeden Abend mit hinreißender Kraft und Kunst die Marseillaise von der Bühne des Theaters herunter sang.

Die Theatervorstellungen entzückten mich. So war ich nur in meinen Jünglingsjahren von Michael Wiehe und Frau Heiberg entzückt worden, wenn sie zusammen in Hertz' Ninon spielten. Doch der Kunstgenuß hier ging tiefer, denn die Menschenschilderung war viel wahrer. Die besten Eindrücke, die ich von der dänischen Kunst mitbrachte, waren hochromantisch: Michael Wiehe als Henrik in den Elfen, als Chevalier in Ninon, als Mortimer in Schillers Maria Stuart. Aber dies ergriff mich als Wirklichkeitskunst.

Eines Abends sah ich die Ristori die Nachtwandlerszene als Lady Macbeth mit ergreifendem Ernst und hoher Virtuosität spielen. Das Entsetzen ging einem bis in die Knochenröhren, und die Augen füllten sich mit Wasser vor Gemütsbewegung und Angst. Meister-

haft waren die regelmäßigen Atemzüge, die den Schlaf andeuteten, und die steifen Finger, wenn sie ihre Hände wusch und an ihnen roch, um zu spüren, ob Blut an ihnen wäre. Aber Madame Favart, die mit künstlerischer Beherrschung sich in ein Ganzes einfügte, wirkte ohne jede Virtuosität nicht weniger stark. Als Hauptperson in Feuillets Julie war sie die Vollkommenheit selbst; wenn ich sie sah, war mir's, als ahnte man daheim in Dänemark nicht, was weibliche Charakterkunst war. Was man dafür gehalten hatte (Frau Heibergs Kunst z. B.), erschien mir jetzt nur wie eine geistreiche und elegante Überlieferung, die neben diesen Leistungen hier unter den Tisch fiel.

Die Vorstellungen im Théâtre français dauerten damals länger als heute. Man konnte z. B. an einem Abend Gozlans Sturm im Wasserglase, Augiers Gabrielle und Banvilles Gringoire sehen. Wenn ich Madame Favart und Regnier in Gabrielle, Lafontaine als Ludwig XI., seine Gattin als Loyse, Fräulein Ponsin als Nicole und den damals noch ganz jungen und frischen Coquelin als Gringoire gesehen hatte, so war mir zumute, als hätte ich einen der größten und edelsten Genüsse der Welt gehabt. Ich kehrte heim, verzaubert und begeistert, erbaut, wie der Gläubige aus seiner Kirche kommt. Ich konnte Gringoire an die zehnmal hintereinander sehen und hatte nur einen Ausdruck für meine Empfindungen: „Dies ist heilig."

Das Stück sprach mich sicherlich deshalb so sehr an, weil es besser als die anderen mit dem übereinstimmte, was in Dänemark für wahre Poesie galt. Aber Coquelin hatte in den drei Jahren, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte, in dieser Rolle mächtige Fortschritte gemacht. Er gab sie nun mit einer Eigenart, Innigkeit und Anmut, war gegenüber dem barschen König Ludwig und der seelenvollen Loyse so arm, verhungert und krank und lustig, und weich und mutig und genial, — daß man sich sagte: „Wer dies gesehen hat, der hat gelebt."

Ganz kurze Zeit nach meiner Ankunft am 12. April 1870, sah ich zum ersten Male Sarah Bernhardt, die sich damals eben im Odéon Bahn gebrochen hatte. Sie spielte in George Sands schönem und aufrührerischem Drama L'autre, von dem die Urgroßmutter in Björnsons Leonarda stammt. Das Stück ist eine Verteidigung der Freiheit in der Liebe oder richtiger der Nachsicht

in bezug auf die Handlungen, die in der Gesellschaft als Liebessünden abgestempelt werden. Sarah Bernhardt war das junge Mädchen, das in seiner Unschuld alle sittlichen Unregelmäßigkeiten mit äußerster Strenge beurteilt, bis ihr die Augen darüber aufgehen, wie die Welt wirklich beschaffen ist. Sie ist, ohne es zu wissen, ein Kind sündiger Liebe, und der Fluch des Vaters ist es, diesem Kinde, das er erziehen läßt und über das er wacht, nichts sein, nicht das Recht auf ihre Liebe geltend machen zu dürfen, da er sonst das Andenken ihrer Mutter beflecken müßte. In seiner Gegenwart spricht nun das junge Mädchen all die harten Worte aus, welche die Gesellschaft für diejenigen hat, die ihre Gesetze durchbrechen. Sie nennt ihren unbekannten Vater falsch und meineidig.

Alle berechtigten Einwendungen und alle Vorurteile hat George Sand im Munde dieses jungen Mädchens gesammelt, weil sie dort den größten Respekt einflößen und ihren vorteilhaftesten Platz haben. Noch hat ihr Vater sich nicht verraten. Da geht es ihr endlich auf, daß er, ihr Wohltäter, jener andere ist, den sie eben verurteilt hat. Und während der Vorhang fällt, wirft sie sich, in Rührung aufgelöst, in seine Arme.

Sara spielte diese Rolle mit tiefer Schamhaftigkeit, mit der Schwermut der vermeintlich Elternlosen, endlich mit der Begeisterung des jungen unberührten Mädchens für das strenge Recht, und doch so, daß man durch all das Kühle, durch die Unsicherheit des seelenvollen Ausdruckes und besonders durch den wundervollen und reichen Stimmklang hindurch lange zurückgehaltene Zärtlichkeit und Sanftmut ahnte.

7

Ich versuchte hier in Paris, mir über den Entwickelungsgang der französischen Literatur seit Beginn des Jahrhunderts klar zu werden, ihn in Stadien einzuteilen und deren Reihenfolge zu beobachten; ich wollte mir dann eine ähnliche Übersicht über die dänische Literatur schaffen und Parallelen ziehen, von vornherein davon überzeugt, daß der Zeitgeist in zwei europäischen Ländern, die einander verhältnismäßig nahe lagen, so ziemlich derselbe sein mußte. Es war mein erster naiver Versuch, den Hauptströmungen in der Literatur des Jahrhunderts nachzuspüren.

Die französische Poesie des neunzehnten Jahrhunderts schien mir in drei Gruppen zu zerfallen: die Romantik, die Vernunftschule, die Wirklichkeitskunst. Ich bestimmte sie folgendermaßen:

1. Was die Franzosen Romantisme nennen, läßt sich von vielen Seiten kennzeichnen.

Er ist zunächst der Bruch mit dem griechisch-römischen Altertum. Deshalb geht er zu dem Gallischen und zum Mittelalter zurück. Deshalb gibt er den Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts Genugtuung. Aber der Versuch scheitert; denn auch Ronsard und die Pleiaden besitzen griechische Bildung, sind Anakreontiker. Es gibt, das Rolandslied ausgenommen, keine ursprüngliche Literatur im Mittelalter, die sich mit unserer isländischen vergleichen ließe.

Daher wird der Stoffkreis von dem Mittelalter Frankreichs auf das anderer Länder, z. B. Deutschlands, ausgedehnt, von wo Hugo sein Drama Die Burggrafen holt. Die Dichter wählen fremde Stoffe, wie Alfrede de Vigny Chatterton, Musset italienische und spanische Motive behandelt.

Mérimée greift auf das französische Mittelalter (den Bauernaufstand) zurück, aber da er dort zu geringe Eigenart findet, flüchtet er als Dichter zu weniger zivilisierten Nationalitäten, Spaniern, Südamerikanern, Korsikanern, Russen usw. Die Romantik wird ethnographisch.

Ihr zweites Merkmal ist Sturm und Drang. Sie steht in Verbindung mit der Revolution von 1830. Sie bekämpft die Gesellschaft und das Eigentum (Saint-Simon, Fourier, Proudhon), die Ehe und die offizielle Beurteilung der Geschlechtsverhältnisse (Dumas' Anthony, die Vorrede zu Victor Hugos Angelo, George Sands Indiana, Valentine, Jacques). Sie vergöttert überall die Leidenschaft.

Ihr drittes Merkmal ist ihr Fortsetzen Rousseaus. Sogar die Angriffe auf die Gesellschaft stammen von Rousseaus alter Lehre, daß die Natur gut, der Naturzustand der richtige sei, die Gesellschaft allein habe alles verdorben. Besonders George Sand huldigt Rousseau und knüpft in ihren Schriften an ihn an.

In der neueren französischen Literatur führen Voltaire und Rousseau abwechselnd das Regiment. Voltaire herrscht bis 1820, Rousseau wiederum bis 1850, dann ergreift Voltaire von neuem die Zügel durch About, Taine und Sarcey. In Renan ist Voltaire

mit Rouſſeau verſchmolzen, und noch ſpäter hat Diderot ſie alle beide verdrängt.

2. Die Schule der Vernunft (L'école de bon sens) folgt auf die Romantik. Wie dieſe der Leidenſchaft huldigte, ſo huldigt die Schule der Vernunft dem geſunden Menſchenverſtande. Der Übergang iſt bei den einzelnen zu verſpüren. Muſſets Eine Kaprice im Gegenſatz zu den kecken Werken ſeiner Jugend. George Sands Dorfnovellen im Gegenſatz zu ihren Eheromanen. Die Volkstümlichkeit und die Landſchaftsmalereien hier, die im übrigen alleſamt von Rouſſeau abſtammen, führen auf das Gebiet des ruhigen Idylls. Werke wie Ponſards Lucrèce und Augiers Gabrielle bezeichnen den Umſchlag von der Romantik. In der Tragödie ſind Lucrèce, im Schauſpiel Gabrielle die Angel, um die ſich die Bewegung dreht. Bei Ponſard und Augier werden geſunder Menſchenverſtand, ſtrenge Rechtſchaffenheit, bürgerliches Ehrgefühl gefeiert. Die Ehe wird in ſämtlichen Bühnenwerken Ponſards, Augiers und Octave Feuillets verherrlicht. Einigen Einfluß auf die Literatur haben wohl die herrſchenden Stände während des Julikönigtums ausgeübt. Louis Philippe war der Bürgerkönig. Ein Schriftſteller wie Scribe, der die Bühnen Europas beherrſcht, iſt beſeelt von dem gebildeten und beſchränkten Geiſte des machthabenden Bürgertums. Couſins erſte Manier, der revolutionäre Schellingianismus, hatte der Romantik entſprochen, ſein Eklektismus als moraliſierender Philoſoph entſpricht der Vernunftsſchule. Das gemeinſame Gepräge wird ein ſogenannter Idealismus. Ponſard nimmt die klaſſiſche Überlieferung des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder auf. In der Kritik wird dieſes Beſtreben nach dem Verſtändigen und Klaſſiſchen von Niſard, Planche und Sainte-Beuve in ſeiner zweiten Manier vertreten.

3. Die dritte Richtung des Jahrhunderts iſt Wirklichkeitskunſt mit phyſiologiſchem Grundgepräge. Sie findet ihre Stütze in poſitiviſtiſcher Philoſophie: Herbart in Deutſchland, Bentham und Stuart Mill in England, Comte und Littré in Frankreich. In der Kritik Sainte-Beuves dritte Manier. Auf der Bühne der jüngere Dumas. Im Roman die Brüder Goncourt und Flaubert. In der Malkunſt eine gewiſſe Brutalität in der Stoffwahl, bei Gérôme und Regnault. In der Politik die vollendete Tatſache (le fait accompli), das Kaiſerreich mit dem brutalen Druck von oben,

und mit dem Ausgleich aller Unterschiede von unten durch das allgemeine Wahlrecht. In der lyrischen Poesie die strengen sachlichen Formkünstler des Parnasses, Coppée, der die schlichte Wirklichkeit schildert, und die Männer des festen Handgriffs (les maîtres de la facture), Leconte Lelisle, Gautier und seine Schüler, die bessere Verse schreiben als Lamartine und Hugo, doch keine neuen Gedanken oder Gefühle haben, die poetischen Sprachmaterialisten.

Endlich ein Teil ganz unklarer Anfänge, bei denen man noch unmöglich sehen kann, wo sie hinführen.

Dieser mein erster Versuch, mir eine Übersicht über eine der großen Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts zu bilden, enthielt manches sehr richtig Gesehene, verriet jedoch in hohem Grade die Unfähigkeit des Anfängers, die Bedeutung der Erscheinungen zu würdigen, die Neigung, ganz vorübergehende Anzeichen zu überschätzen, und den Hang, das nur äußerlich Zusammengehörende in einer Rubrik zu vereinigen. Die unbedeutende École de bon sens konnte ja doch keineswegs als wirklicher Abschnitt betrachtet werden. Ebensowenig konnte man Männer wie Augier und Dumas mit Recht auf verschiedenartige Gruppen zurückführen. Der Versuch, den Realismus in der Lyrik nachzuweisen, war gleichfalls äußerst kühn.

Indessen, diese Einteilung und Gruppierung kam mir damals wie ein Fund vor, und groß war meine Enttäuschung, als ich mich eines Tages mit Chasles darüber beriet, der sie gezwungen fand, an einem anderen Tage sie Renan vorlegte, der sich auf die Antwort beschränkte: „Nein, nein! So systematisch gehen die Dinge nicht vor sich."

8

Da diese Übersicht über die Literatur Frankreichs mir auch in bezug auf die dänische Literatur eine Richtschnur sein sollte, so tastete ich mich in folgender Weise vorwärts:

1. Die Romantik. Oehlenschlägers Verhältnis zur Vergangenheit entspricht genau dem Victor Hugos: nur daß die Wiederauferstehung des Mittelalters infolge der frischen Ursprünglichkeit in Snorre und der Edda weit besser gelingt (Hakon Jarl, Götter des Nordens). Grundtvigs Szenen aus dem Kämpenleben

des Nordens verdanken gleichfalls der Edda und den Sagen ihren Wert. Oehlenschlägers Aladdin ist das nordische Seitenstück zu Hugos Orientalen, Gautier als Dichter, Delacroix als Maler flüchten zum Morgenlande, wie es Oehlenschläger in Ali und Gulhyndi tut. Steffens und Sibbern sind, als unter Schellings Einfluß stehend, Cousins Geistesgenossen. Hauchs Dichtung holt nicht selten ihre Stoffe aus Deutschland gleich den Schöpfungen Nodiers und Gérard de Nervals. Ingemanns schwache historische Romane entsprechen den französischen Nachahmungen Walter Scotts (A. de Vignys Cinq-Mars, Dumas' Musketiere). Oehlenschlägers Tragödien entsprechen Hugos Dramen. Bei den Dänen, wie bei den Franzosen der Haß gegen den Verstand als kalt; nur verherrlichen die Dänen Phantasie und Schwärmerei, die Franzosen die Leidenschaft. Die Romantik dauert in Dänemark (ohne Revolutionen und Restaurationen) wohl bis 1848, ungefähr so lange wie in Frankreich.

2. Die Vernunftschule bedeutet in Dänemark teils die Verehrung des gesunden Menschenverstandes, teils Moralisieren. Grundtvig mit seiner Volkstümlichkeit, seiner Wertschätzung der unverfälschten Natur des Bauern hat Berührungspunkte mit den Schülern Rousseaus. Moralisierende Werke sind Heibergs Eine Seele nach dem Tode, Paludan-Müllers Adam Homo und Kierkegaards Entweder — Oder. Die Verteidigung der Ehe in diesem letzteren Buche hat das Drollige, daß sie verteidigt, was in Dänemark gar keiner angreift. Sie ist nur vermittelst der zeitgenössischen Bewegung im europäischen Geistesleben verständlich, die jetzt ebenso die Allgemeingültigkeit der Moral behauptet, wie früher das Recht der Leidenschaft. Ihre Verteidigung des Protestantismus entspricht Octave Feuillets Verteidigung des Katholizismus, nur daß Feuillet versöhnlich, Kierkegaard gewaltsam ist. Björnsons Bauernnovellen, eine Fortsetzung Grundtvigs und Blichers, sind mit ihrer Harmonie und ihrem friedlichen Verhältnis zu allem Bestehenden ein Niederschlag der Liebe zur gesunden Vernunft; sie tragen dasselbe Anti-Byronsche Gepräge wie die Vernunftschule. Die Bewegung kommt zehn Jahre später nach Dänemark. Aber zu derselben Zeit hat Björnson etwas von der Romantik und etwas vom Realismus. Skandinavien hat nicht Männer genug für die verschiedenen Rahmen.

3. Wirklichkeitskunst. Es gibt bis jetzt nur Anläufe zu

einer Wirklichkeitskunst. So bei Björnson in Arne und Sigurd Slembe. Anläufe dazu finden sich auch in Bergsöes plumper Benutzung von Wirklichkeitszügen und in seiner Effekthascherei. Richardt entspricht in der dänischen Lyrik als Sprachkünstler den Dichtern des Parnasses, während Heibergs Philosophie und der größte Teil seiner Poesie sich auf die Vernunftschule zurückführen läßt. Bröchners „Idealrealismus" bildet einen Übergang zur Wirklichkeitsphilosophie. Ibsens Angriffe auf das Bestehende entsprechen dem Realismus im französischen Drama. Er ist ein Dumas auf nordischem Boden. Er ist in der Komödie der Liebe disharmonisch als Spötter. Er gibt in Per Gynt eine Fortsetzung der moralisierenden Richtung mit ihrem Hange zu groben und rohen Wirklichkeitseffekten (das Verhältnis zu Anitra).

In Deutschland befindet man sich noch im zweiten Stadium, tiefer und tiefer in Volkstümlichkeit und Dialekt versinkend (von Auerbach zu Claus Groth und Fritz Reuter).

Der moderne Leser braucht keinen Fingerzeig zum Nachweis dessen, wie unvollkommen und willkürlich dieser Versuch einer Gliederung des Organismus der dänischen Literatur war. Indem ich von der Überzeugung ausging, daß das moderne europäische Geistesleben in den verschiedenen Ländern im wesentlichen dieselben Stadien durchlaufen müsse, zur Unterstützung dieser Anschauung verschiedene unzweideutige Übereinstimmungen zur Hand hatte, übersah ich vollständig, daß das überwiegende Gewicht der Verschiedenheiten den ganzen Vergleich unfruchtbar machte.

9

Da ich während meines ersten Aufenthaltes in Paris die Witwe meines verstorbenen Onkels, Madame Victorine und ihre Kinder häufig besucht hatte, so herrschte seitdem ein herzliches Verhältnis zwischen uns, besonders nachdem der treulose Freund meines Onkels gezwungen worden war, die von Dänemark gesandte Unterstützungssumme auszuliefern, die er eigenmächtig zurückbehalten hatte.

Es waren nur noch schwache Spuren von der großen Schönheit übrig, die Victorine einst besessen hatte; das Leben war hart damit umgegangen. Sie war gut und weichherzig, eine liebevolle Mutter, besaß im übrigen nur die bei den Pariser Kleinbürgern

übliche Bildung. Alle ihre Anschauungen, ihre Begriffe von Ehrlichkeit, vom Passenden, von Behagen, von Glück waren typisch dafür.

Teils aus Sparsamkeit, teils um die kostbare Zeit nicht zu vergeuden, schränkte ich in diesen Tagen öfter mein Mittagsmahl ein. Ich kaufte mir bei einem Viktualienhändler eine große Pastete mit Kalbfleisch oder Schinken und verzehrte sie auf meinem Zimmer, statt in ein Restaurant zu gehen. Als mich Victorine eines Tages bei einer solchen Mahlzeit überraschte, rief sie entsetzt: „Comment? Vous vous nourrissez si mal!“ Für sie war es ungefähr dasselbe, als ob ich überhaupt kein Mittagessen bekommen hätte. Zu Hause zu sitzen an einem ungedeckten Tisch und eine Pastete mit einem Papiermesser zu zerteilen, das hieß unter seinen Stand, ins Armeleutedasein sinken.

Ihre Gedanken drehten sich, wie die der meisten kleinen Leute in Frankreich und anderwärts hauptsächlich um Geld und Geldsorgen, um gutes Fortkommen in der Welt oder Mißgeschick und darum, was dieser oder jener jährlich verdienen oder nicht verdienen könne. Ihr ältester Sohn war in Petersburg, und ihm ging es recht gut; er war brav und liebenswürdig und sandte seiner Mutter eine Unterstützung, sobald er etwas entbehren konnte. Er hatte außerdem versprochen, den zweiten zu sich herüber zu nehmen. Aber die Kleinen machten ihr viele Sorgen. Da war einer von ihnen, der sich nicht recht anlassen wollte, und da waren die beiden Jüngsten, die erzogen werden mußten.

Es wurde ein niedliches Fest in dem armen Heim begangen, als die kleine Emma ihre erste Kommunion feierte, vom Kopf bis zu den Füßen ganz in Weiß, mit langem weißem Schleier und weißen Schuhen, und als verschiedene andere ebenso fein geputzte kleine Mädchen und Knaben kamen; es wurden Geschenke gemacht und gute Wünsche ausgesprochen. Der kleine Henri sah unschuldiger aus als irgend eines der kleinen Mädchen.

Victorine hatte eine Freundin, die sie glücklich pries; das war Jules Claréties Mutter; denn so jung der Sohn auch war, er schrieb für Zeitungen, schrieb sogar Bücher und verdiente Geld, so daß er seine Mutter ganz und gar erhalten konnte. Das war ein junger Mann, den man hochachten mußte, ein Schriftsteller, wie er sein sollte. Dagegen gab es einen anderen Schriftsteller, den

ſie verabſcheute, und zwar den Dänen P. L. Möller: „Jacques war, wie Sie wiſſen, ſtets ein treuer Freund von Monſieur Molière; er ſchrieb ein ganzes Buch für ihn ab, als er ſelbſt alle Hände voll zu tun hatte.*) Aber als dann Jacques geſtorben war — pauvre homme! — beſuchte er mich zu häufig zu immer merkwürdigeren Zeiten, daß ich genötigt war, ihm das Haus zu verbieten.“

10

In einem Studentenhotel in der Nähe des Odéon, wo ein paar Nordländer wohnten, lernte ich einzelne junge Advokaten, aber noch weit mehr junge Äbte und Prieſter kennen. Trat man dort ein, wenn die Geſellſchaft im Speiſeſaal bei Tiſch ſaß, ſo wiederhallte der Raum vom dröhnenden Wortgefecht. Die Advokaten erörterten Politik, Literatur und Religion mit ſolcher Kampfesluſt, daß die Luft um ſie herum kniſterte. Es war, als übten ſie ſich hier für ihre zukünftigen Reden vor der Schranke oder in der Kammer. Von ſolcher Umgebung ging Gambetta aus.

Die jungen Äbte und Prieſter waren brave Menſchen, aufrichtig Gläubige, aber ſo einfältig, daß die Geſpräche mit ihnen nur auf Grund ihrer Unwiſſenheit und ihres Unverſtandes amüſant waren. Skandinavier in Paris, welche die katholiſchen Prieſter nur vom Tartuffe des Theaters her kannten, hatten die unrichtigſten Vorſtellungen von ihnen. Im Théâtre français wurde der Tartuffe damals abwechſelnd von drei Schauſpielern geſpielt: Breſſant war der kalte elegante Heuchler, Lafontaine der gemeine rohe, aber kräftige Sakriſtan, Leroux, der vollblütige, rotwangige Lüſtling, deſſen Hände zitterten und deſſen Miene bald erregt, bald ſüßlich war.

Auf einen dieſer drei Typen führten die nordiſchen Proteſtanten gern die Schwarzröcke zurück, die ſie auf den Straßen und in Kirchen ſahen. Aber meine geiſtlichen Bekannten waren frei von Heuchelei wie von Fanatismus; es waren brave, nicht bauernſchlaue, ſondern bauerndumme Kinder des Volkes.

---

*) Das neuere Luſtſpiel in Frankreich und Dänemark, eine Arbeit, die Möller die goldene Medaille der Univerſität eintrug. Siehe die Vorrede.

In ihrer Gesellschaft sah ich so manchen Tag die Umgegend von Paris. Wir fuhren nach Sèvres und St. Cloud, nach Versailles und St. Germain, nach St. Denis, nach Montmorency und Enghien, oder nach Montlhéry, einem Dorfe mit einem alten Turm aus dem dreizehnten Jahrhundert, und aßen dann Frühstück in Longjumeau, berühmt durch seinen Postillon. Dort erklärte der Abt Lebouleux sich bei Tisch gegen die Leichenverbrennung, weil sie die Wiederauferstehung unmöglich mache; denn Gott selbst könne die Knochen nicht mehr zusammenfinden, wenn der Körper verbrannt wäre. Das war so liebenswürdig, daß man nicht widersprechen mochte. Bei dieser selben Mahlzeit skizzierte ein anderer Abt Luthers Jugend; er trat aus der Kirche aus — on se demande encore pourquoi. In der Unschuld seines Herzens sah dieser Abt in Luthers Empörung weniger eine unzulässige als eine unerklärliche Handlung.

11

Sehr viel verkehrte ich mit meinen italienischen Freunden und Freundinnen von meinem früheren Aufenthalt. Mein erster Besuch bei Pagellas war verfehlt; beim nächsten wurde ich wie ein Sohn des Hauses empfangen und mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht gleich meine Adresse angegeben hätte; sie hätten mich vergeblich in meinem alten Hotel aufgesucht, vergeblich bei Skandinaviern, deren Namen sie gehört hatten, nach meiner Wohnung geforscht; nun sollte ich bei ihnen leben und atmen wie in alten Tagen. Sie freuten sich über das Wiedersehen, und als ich gehen wollte, fuhren sie mich in ihrem Wagen nach Haus. Ich nahm also meine Gewohnheit von 1867 wieder auf, den größten Teil meiner freien Zeit mit Südländern zu verbringen; wiederum war ich nach Südeuropa und Südamerika versetzt. Gleich den ersten Tag, an dem ich bei ihnen aß, traf ich dort einen alten lebenslustigen Spanier, einen jungen Italiener, der in Ägypten ansässig war, und eine äußerst kokette junge Brasilianerin. Der Spanier, der in Venezuela geboren war, hatte als Ingenieur nun im elften Jahr die Verhältnisse bei Panama studiert und einen Plan zum Durchbruch der Landenge entworfen. Er sprach damals häufig über dieses Projekt, das Lesseps nach vielen Jahren aufnahm.

Auch Pagella beschäftigte sich mit praktischen Plänen, stellte

ſich techniſche Aufgaben und löſte ſie. So hatte er eine neue Konſtruktion von Eiſenbahnwaggons auf Federn mit einem Mechanismus zur Verhütung von Zuſammenſtößen erfunden. Er nannte ſie nach ſeiner Gattin Virginie-Reſſort und hatte in dieſer Sache Anerbietungen ſeitens der ruſſiſchen Regierung.

Ein italieniſcher Ingenieur Caſellini, der die Konſtruktion für ihn ausgeführt hatte, gehörte zu den vielen kühnen Abenteurern, die man unter den Südländern in Paris traf. Er war im vorhergehenden Jahre von Napoleon III. nach Spanien geſandt worden, um dort die Gegenrevolution zu leiten. Er kannte nämlich als Ingenieur das ganze Land und hatte in ſtändiger Verbindung mit der Königin Iſabella und dem ſpaniſchen Hofe in Paris geſtanden. Er gab uns lehrreiche Schilderungen ſpaniſcher Beſtechlichkeit. Wo er in Südſpanien war, hatte er die Telegraphenbeamten gekauft, ſo daß er die politiſchen Telegramme zur Durchſicht erhielt, ehe ſie an den Gouverneur des Ortes gelangten. In Malaga, wo er die Bewegung gegen die Regierung leitete, wäre er beinahe erſchoſſen worden; er war ſchon verhaftet, ſeine Depeſchen waren aufgefangen und fünfzehnhundert Gewehre konfisziert worden, als er die Beamten dermaßen beſtach, daß er die Erlaubnis erhielt, unter den Depeſchen eine Auswahl zu treffen und die zu vernichten, die ihn bloßſtellten. In Madrid hatte er Audienz bei Serrano erhalten, nachdem dieſer die Abſendung jedes Telegrammes aus der Stadt verboten hatte, das keine Regierungsdepeſche war; er hatte ein von der franzöſiſchen Partei abgefaßtes Telegramm mitgebracht, das wie ein gewöhnlicher kaufmänniſcher Brief lautete und deſſen Abſendung gemeinſam mit den Depeſchen der Regierung durchgeſetzt. Caſellini hatte das Telegramm bezahlen wollen; aber Serrano hatte eine abwehrende Bewegung mit der Hand gemacht, geläutet und die Depeſche einem Diener übergeben. Es ging alſo wie in Scribes Novellen der Königin Marguerite, der Feind ſelbſt beſorgte die Botſchaft.

Derartige abenteuerliche Ereigniſſe ſchienen in Spanien nicht ganz ſelten zu ſein. So hatte Prim ſelbſt Pagellas folgenden kleinen Zug aus der Zeit erzählt, da der erſte Aufſtand mißglückte: Er (der trotz ſeiner geringen Bildung großzügiger und edelmütiger war als irgend ein König) ſorgte auf ſeiner Flucht beſtändig für die Soldaten, die man nach ihm ausgeſandt hatte, beſtellte in jedem

Wirtshaus, das er verließ, Essen und Trinken für sie und bezahlte alles vorher, während die Regierung ihre armen Soldaten hungern ließ, sobald sie nur zwei Meilen von Madrid entfernt waren.

Oft traf ich einen schnurrigen alten vornehmen Spanier, namens Don José Guell y Rente, der mit einer Schwester des Gemahls der Königin Isabella, König Franz, verheiratet gewesen, aber von ihr geschieden worden war, nachdem sie, wie er behauptete, versucht hatte, ihm den Hals durchzuschneiden. Als Zeugnis seines ehelichen Mißgeschickes zeigte er eine große Narbe an seinem Halse vor. Er war belesen und schwärmte unter anderem für skandinavische Literatur, weil sie den größten Dichter der Welt, Ossian, hervorgebracht hätte, den er in Cesarottis italienischer Übersetzung kennen gelernt hatte. Es war fruchtlos, ihm den Unterschied zwischen Skandinavien und Schottland erklären zu wollen. „Es ist alles beides Norden," antwortete er.

12

Ein junger Amerikaner, namens Olcott, der zu Chasles kam, und der mich zuweilen aufsuchte, brachte mir einen Hauch von den Universitäten der großen nordamerikanischen Republik; ein junger Deutscher, Dr. Goldschmidt, ein hervorragender Sanskritist, der, wohlhabender als ich, eine schöne Wohnung mit Aussicht auf den Châteletplatz bewohnte und in guten Restaurants aß, kreuzte die vielen Eindrücke von romanischen Naturen und romanischem Geistesleben, die ich empfangen hatte, mit seinem heftigen deutschen Nationalgefühl und seinem gründlichen Wissen. Er glaubte schon im Frühling an einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich und wollte dann ins Heer eintreten, was seiner Behauptung nach alle deutschen Studenten mit Leidenschaft wollten. Er war kräftig gebaut, energisch, kenntnisreich, Weltmann und hatte ein wenig die Gewohnheit des wohlhabenden Jünglings, zu kommandieren. Er schien zu einem langen Leben bestimmt und durchaus imstande, Strapazen zu ertragen. Sein Leben war jedoch nur von kurzer Dauer. Er machte den ganzen Krieg in Frankreich mit, ohne Schaden zu nehmen, wurde nach dem Friedensschlusse zum Professor des Sanskrit an der Universität in dem eroberten Straßburg ernannt, starb aber kurze Zeit darauf an einer Krankheit.

Einen ſtarken Gegenſatz zu ſeinem geſchloſſenen Weſen boten die jungen, mit ihm in gleichem Alter ſtehenden Franzoſen dar, mit denen ich häufig zuſammenkam. Eine Art Führer unter ihnen war ein ſehr reicher und ſehr enthuſiaſtiſcher junger Mann Marc de Roſſiény, der über zweihunderttauſend Francs jährlich verfügte und mit dieſem Gelde die Wochenſchrift L'Impartial als gemeinſames Organ der Studenten in Brüſſel und Paris gegründet hatte. Der Name der Zeitſchrift, Der Unparteiliche, war ſo zu verſtehen, daß ſie allen Anſichten Aufnahme gewährte, ausgenommen der Verteidigung der ſogenannten geoffenbarten Religion. Die Redaktion war poſitiviſtiſch, Michelet und Chasles beſchützten das Blatt, und hinter dem Ganzen ſtand Victor Hugo als eine Art Ehrendirektor.

Die Wochenſchrift predigte Feindſchaft gegen das Kaiſertum wie gegen die Theologie und ſchien ſolide begründet zu ſein, war aber doch nur eines von den Hunderten von Blättchen, die im lateiniſchen Viertel unabläſſig geboren werden und ſterben. Als es einen Monat hindurch beſtanden hatte, kam der Krieg und fegte es fort, wie ſo viel Anderes und Größeres.

13

Ich wurde natürlich Zeuge all deſſen, was mir vom öffentlichen Leben in Paris zugänglich war. Nicht ſelten ſuchte ich, wie ſchon 1866, den Juſtizpalaſt auf, um die großen Advokaten reden zu hören. Wer mir die größte Freude bereitete, das war Jules Favre, deſſen Name ja bald auf aller Lippen ſein ſollte. Die Jugend bewunderte ihn als den prinzipienfeſten und tapferen Gegner des Kaiſertums in der Kammer, und er galt ſo ziemlich für den beredteſten Mann ganz Frankreichs. Als Advokat war er unvergleichlich. Seine ſeltene Schönheit, das wundervolle Geſicht unter einem Helm grauer Haare und ſeine ſtolze Haltung kamen ihm hier zugute. Seine Beredſamkeit war ſachlich, eindringlich, überzeugend, indem ſie Tatſache auf Tatſache häufte, und ſie war nach franzöſiſcher Art zugleich dramatiſch mit großen Handbewegungen, die den Advokatenmantel wie Fledermausflügel unruhig hin und her flattern ließen. Schade, daß er ſich nachher Bismarck gegenüber ſeiner Aufgabe ſo wenig gewachſen zeigte.

Im Théâtre français wohnte ich einer Feier zur Enthüllung der Büſte Ponſards bei. Die Romantiker ſahen in Ponſard ja weiter nichts, als den Eſelskinnbacken, mit dem die Philiſter Hugo ſchlugen. Aber Emile Chasles, ein Sohn meines alten Gönners, hielt einen Vortrag über ihn, und darauf wurde Le lion amoureux geſpielt, ein recht leidliches Stück aus der Revolutionszeit, in dem unter anderen Napoleon I. als junger Mann auftritt. Es finden ſich darin einige ſchöne revolutionäre Tiraden, von denen Prinzeſſin Mathilde nach der erſten Aufführung ſagte, daß ſie ihr republikaniſches Herz ſchlagen machten. Die Feier für dieſen unbedeutenden Gegenpapſt Victor Hugos war ganz ſchön.

Ein einziges Mal erhielt ich auch Zutritt zu einer Aufnahme in die franzöſiſche Akademie. Es war der Dichter Auguſte Barbier, der aufgenommen wurde, und es war Silveſtre de Sacy, der ihn willkommen hieß, nach akademiſchem Brauch in einer Rede, die ihm ziemlich ſcharf zu Leibe ging. Barbiers Jamben hatten zu den Gedichtſammlungen gehört, die ich jahrelang geliebt hatte, und ich konnte ſo manche Strophe auswendig, z. B. die berühmte über die Freiheit und über Napoleon; ich hatte auch beobachtet, wie Barbiers Energie in den folgenden Gedichtſammlungen geſunken war; eigentlich lebte er nur noch von ſeinem Ruhm aus dem Jahre 1831, und die meiſten glaubten ſicherlich, er ſei ſchon tot. Nun ſtand er da oben, ein eingeſchrumpfter, alter Mann in der Palmenuniform, und ſeine Rede verriet weder ſatiriſche Kraft noch überlegenen Geiſt. Er hatte es ſicherlich ſeinem Abſcheu vor Napoleon (das Gedicht Der Abgott) zu verdanken, daß die Akademie, die ſtändig gegen das Kaiſerreich Front machte, jetzt ſo ſpät ihr Auge auf ihn geworfen hatte. Der kleine kahlköpfige Silveſtre de Sacy, der ſchwächliche Sohn eines bedeutenden Vaters, machte ihm Vorwürfe über ſeine Verſe von der Freiheit als dem derben Weibe aus dem Volke, das kein Blutvergießen ſcheut. „Das iſt nicht die Freiheit, wie ich ſie verſtehe," pfiff der kleine Mann, und man glaubte es ihm, konnte es aber doch nicht unterlaſſen, mit dem Dichter zu murmeln:

C'est que la Liberté n'est pas une comtesse
du noble foubourg St. Germain,
une femme qu'un cri fait tomber en faiblesse,
qui met du blanc et du carmin,
c'est une forte femme ...

Ein lehrreicher Ort, selbst für einen Laien, waren die Archive, weil man in ihnen auf die unterhaltendste Weise vermittelst der ausgestellten Handschriften von den ältesten Papyrusrollen bis zur Pergament- und Papierzeit die Geschichte ganz Frankreichs durchgehen konnte. Dort sah man Aktenstücke von Lehnsmann- und Priesterverschwörungen unter den Merowingern und Kapetingern, das Scheidungsdokument Philipp Augusts und Ingeborgs, Briefe von den merkwürdigsten Persönlichkeiten des Mittelalters und der Alleinherrschaft. Die Revolutionszeit, die Republik und das erste Kaiserreich wurden hier vor dem Besucher besonders lebendig. Da waren die Namenszüge Karls des Großen durch Blech geritzt, und die Roberts von Paris, in derselben Weise entstanden; auch die Namenszüge Ludwigs XIV. und Molières, Franz des Katholischen und Maria Stuarts. Da waren Schreiben von Robespierre und Danton, Geldforderungen und Todesurteile aus der Schreckenszeit, Charlotte Cordays letzter Brief aus dem Gefängnis und Napoleons Originalhandschriften von St. Helena.

Zum ersten Male sah ich im Juni die jährlichen Wettrennen bei Longchamps. Die Pracht war groß. Wohl von zwei bis sechs Uhr fuhren ununterbrochen fünf bis sechs Reihen Wagen nebeneinander die Champs Élysées entlang; da waren Tausende von Loretten, wie man damals sagte, in hellen Seidenkleidern, bedeckt mit Diamanten und Edelsteinen, in blumengeschmückten Wagen. Die Kutscher und Diener trugen weiß oder grau gepuderte Perücken, seidene Strümpfe und Kniehosen und im Knopfloch eine Blume, die zu der Farbe der Livree und zu den um die Ohren der Pferde hängenden Blumen paßten. Verschiedene Wagen hatten keinen Bock oder Kutscher, sondern waren mit vier Pferden bespannt, die vom Jockey in grünem Atlas oder hochrotem Samt mit weißer Feder am Barett geritten wurden.

Die einzige große Demimonde-Dame, von der ich bisher einen Schimmer gesehen hatte, war die berühmte Madame de Paiva, die ein kleines Palais neben dem Hause hatte, das der Maler Fröhlich in den Champs Élysées bewohnte. Ihre Verbindung mit dem Grafen Henckel von Donnersmark gestattete ihr, sich mit fürstlichem Reichtum zu umgeben, und zum Ärger der Prinzessin Mathilde

ſetzten Männer wie Gautier und Renan, Sainte-Beuve und Goncourt, Saint-Victor und Taine ſich an ihren Tiſch. Dieſe Damen hier waren jünger und ſchöner, aber von niedrigerem ſozialen Range. Die Herren gingen zwiſchen den Wagen umher, ſagten ohne weiteres Du zu den Frauen, während die Lakaien ſteif daſaßen, als ob ſie weder hörten noch ſähen.

Dieſes Wettrennen war das letzte unter dem Kaiſerreiche, es iſt dasſelbe, das Zola in Nana beſchrieben hat. Für das dritte Rennen betrug die Prämie hunderttauſend Francs. Nachdem mehrere Jahre hintereinander engliſche Pferde geſiegt hatten, wurde 1870 dieſer Preis — wie in Nana — von einem einheimiſchen Pferde gewonnen, und der Jubel darüber war groß; dieſer Sieg befriedigte im vollen Ernſt die Nationaleitelkeit.

Damals ſtanden die Tuilerien noch, und gern ging ich im Tuileriengarten ſpazieren, wenn er geſchloſſen werden ſollte und die Wache die Leute heraustrommelte. Es war ſchön, den Trommelwirbel zu hören, der damals von zwei Gardegrenadier-Trommelſchlägern und einem Turko geſchlagen wurde. Goldſchmidt hatte damals ſein geiſtreiches und ſprachlich feines Stück Proſa über dieſen Trommelwirbel und was er möglicherweiſe verkünden könne, geſchrieben: „Napoleons eigene Austreibung aus den Tuilerien, das Unterliegen der franzöſiſchen Herrlichkeit vor den Preußen, die eines Tages kommen und ſie heraustrommeln.“ Aber Goldſchmidt hatte die ſchöne Arbeit ein bißchen verdorben durch die Geſchichte, daß der Zuave eines Tages, als der Dichter nach Toresſchluß in den Garten einzudringen verſuchte, ihm ſchonungslos das Bajonett auf die Bruſt geſetzt habe mit den Worten: „Ne faites pas des bêtises!“ Dieſes Fällen des Bajonetts war allzu kriegeriſch für einen ſo geringfügigen Anlaß; ich beſchloß alſo eines Abends, die Sache ſelbſt zu verſuchen. Der Poſten ſagte bloß höflich: „Fermé, Monsieur, on va sortir.“

Damals ahnte ich wenig davon, daß nur wenige Monate ſpäter die Kaiſerin ſich ſelbſt heimlich aus dem Schloß ſchleichen würde, nachdem ſie ihre Krone verloren hatte, und noch weniger die ein halbes Jahr ſpäter erfolgende Einäſcherung der Tuilerien, die ſich nie wieder erhoben.

Um dieſe Zeit waren die Blicke der Dänen auf Frankreich gerichtet in der Hoffnung und Erwartung, daß die nationale Genugtuung von dort kommen werde, und man machte keinen Unterſchied zwiſchen Frankreich und dem Kaiſerreich. Obwohl der kürzeſte Beſuch in Paris hinreichte, um einem Fremden davon zu überzeugen, daß nicht nur die perſönliche Popularität des Kaiſers längſt vorbei ſei, ſondern die ganze Verwaltung gering geſchätzt wurde, wußte man in Dänemark nichts davon und wollte nichts davon wiſſen.

In der verbreitetſten däniſchen Zeitung Dagbladet wurde die auswärtige Politik von einem für das Kaiſertum wild begeiſterten Journaliſten namens Prahl bearbeitet, einem liebenswürdigen Mann und recht guten Kopf, der indeſſen auf dieſem entſcheidenden Gebiet Scheuklappen trug. Er entnahm ſeinen vielen fremden Zeitungen nur die Anſichten, die er ſchon von vornherein hegte, und ſeine Anſichten wurden durchaus von ſeinen Wünſchen beſtimmt. Gelegenheit zur Kenntnis aus erſter Hand hatte er nie gehabt. Eines Tages ſagte er zu mir: „Man beſchuldigt mich, daß ich meine Anſchauungen von den fremden Diplomaten hier beeinfluſſen ließe, ich, der ich nie mit einem von ihnen eine Unterredung gehabt habe! Ich kann mich davon freiſprechen, auch nur den jüngſten Attaché bei der portugieſiſchen Geſandtſchaft zu kennen.“ — Seine Artikel, die dies zur Genüge verrieten, waren leider für die damaligen politiſchen Kannegießereien in Dänemark tonangebend.

Waren die Dänen in dieſer Weiſe ſtark mit den Franzoſen beſchäftigt, ſo wäre es Sünde, zu behaupten, daß dieſe Vergeltung übten. Es überraſchte mich, wie es wohl ſo manchen Dänen überraſcht hat, wie ſchwer es hielt, den Leuten in Frankreich begreiflich zu machen, daß Dänen und Norweger keine Deutſche ſeien. Von den einfachſten Leuten bis zu den Gebildetſten hielten ſie es alle für eine feſtſtehende Tatſache und ließen ſich durchaus nichts anderes einreden. Sobald ſie die Nordländer untereinander hatten ein paar Worte wechſeln hören und das beſtändig wiederkehrende Ja aufgeſchnappt hatten, waren ſie hinlänglich erbaut. Noch viele Jahre ſpäter habe ich die am feinſten entwickelten Franzoſen (z. B. Edmond de Goncourt) bei dem Glauben ertappt, daß in Kopenhagen zum mindeſten von der Bühne herunter deutſch geſprochen

werde. Eines Tages im Juni begann ich, auf einem Omnibus sitzend, ein Gespräch mit einem Grenadierkorporal. Als er hörte, ich wäre ein Däne, sagte er: „Also ein Deutscher!“ Ich verneinte; er blieb bei seiner Behauptung und fragte pfiffig, wie Oui auf dänisch hieße. Als er es erfuhr, sagte er nur ganz philosophisch: „Also ist Deutsch die Muttersprache.“

Wo Dänen, Norweger und Schweden damals einander im Auslande trafen, fühlten sie sich allerdings als Landsleute, aber dies hinderte nicht, daß sie mit den Deutschen in einen Topf getan wurden. Daß sie keine Engländer waren, sah man ja auf den ersten Blick. Sogar gemeinsam fiel es ihnen schwer, sich als etwas Besonderes und Selbständiges geltend zu machen; sie waren ja doch ein germanischer Stamm und, wie man gern hinzufügte, „von zweitklassiger Bedeutung,“ da dieser Stamm andere ausgeprägtere Vertreter hatte.

Die einzige kräftige politische Meinungsäußerung, die damals in Frankreich ins Werk gesetzt wurde, war das sogenannte Plebiszit im Mai 1870; die Regierung forderte die gesamte männliche Bevölkerung zu einem Urteil über die von Napoleon III. in den letzten achtzehn Jahren getriebene Politik auf und tat dies in der merkwürdig genug von dem Premierminister Ollivier unverstandenen Absicht, das seit Januar 1870 bestehende sogenannte konstitutionelle Kaisertum zur Alleinherrschaft zurückzuführen. Alle Menschen sahen ein, daß das Plebiszit nur eine widerwärtige Komödie war. Ringsum im Lande sollte durch Wahldruck und Stimmenfälschung eine günstige Antwort erzielt werden. Die oppositionellen Blätter erklärten dies kühn in Artikeln, die reine Wunderwerke des Witzes waren. Man erwartete für den 9. Mai Unruhen in Paris, und es waren dort Truppen zusammengezogen worden. Aber die Pariser, die die Posse durchschauten, verhielten sich vollkommen gleichgültig. Die Abstimmung fiel nach Erwarten aus; die erdrückende Mehrzahl in Paris war gegen die Regierung, die Landbevölkerung dafür.

16

Am 5. Juli sah ich zum ersten Male Stuart Mill. Er war am Abend vorher auf der Durchreise von Avignon nach Paris gekommen und suchte mich unangemeldet in meinem Zimmer in der

Rue Mazarine auf, blieb zwei Stunden bei mir und eroberte mich. Ich war ein wenig beschämt darüber, einen so großen Mann in einem so geringen Raum aufzunehmen, aber doch mehr stolz darüber, daß er es der Mühe wert hielt, mich kennen zu lernen. Noch kein französischer Gelehrter hatte ihn gesprochen; vor wenigen Tagen hatte Renan mir gegenüber bedauert, daß er niemals Stuart Mill gesehen habe. Da Mill keine persönlichen Bekannten in Paris hatte, war ich der Einzige, den er dort besuchte.

Ein Gespräch mit ihm war ein Erlebnis. Bezeichnend für ihn schien es mir sofort, daß er, während alle französischen Schriftsteller eigensinnig waren, Gegengründe mit Aufmerksamkeit anhörte; nur in bezug auf seine Haltung in der Frauenfrage fand er sich in keinen Widerspruch und überhäufte seine Gegner mit Verachtung.

Mill war sicherlich unter den bedeutenden Männern des damaligen Europa der größte Bewunderer französischer Geschichte und französischen Geisteslebens, den es außerhalb Frankreichs gab; aber er vertrat doch einen ganz anderen Typus als die Franzosen, welche ich am höchsten schätze. Sie waren umfassende Geister, kühn und solid wie Taine oder kühn und geschmeidig wie Renan, sie waren aber nur Männer des Geistes und Gedankens, ohne Beziehungen zu den praktischen Seiten des Lebens. Sie waren zu persönlichem Handeln ungeeignet und verspürten keinen Drang zu unmittelbarem Eingreifen.

Mit Stuart Mill verhielt es sich anders. Obwohl in höherem Grade Denker als irgend einer von ihnen, war seine Kühnheit doch nicht rein theoretischer Art. Er wollte unmittelbar umgestalten. Keiner von jenen Franzosen ermangelte der Festigkeit; suchten sie auch ihr Auftreten mit irgendwelchen Rücksichten in Einklang zu bringen, so hatten sie ihre Grundansicht doch ohne Rücksichten geformt. Aber ihre Festigkeit lag in der Verteidigung, nicht im Angriff; sie wollten weder beschämen noch aufstacheln; sie waren eher auf dem Katheder als auf der Tribüne heimisch. Mills Festigkeit war von anderer Art, stahlhart, sie kannte weder in ihrem Wesen noch in ihren Äußerungen Rücksichten und ging angriffsweise zu Werke. Er trug keinen Küraß, sondern ein Schlachtschwert.

Gerade dadurch trat mir hier zum erstenmal in meinem Leben eine Gestalt persönlich entgegen, die das Ideal belebte, das ich

mir von dem großen Menschen gebildet hatte. Dieses Ideal hatte zwei Seiten, die Begabung und den Charakter, die Fähigkeiten und die Unbeugsamkeit. Was mir bisher von großen Persönlichkeiten, Künstlern und Gelehrten entgegengetreten war, waren Männer mit den reichen Gaben; noch hatte ich die Persönlichkeit nicht getroffen, die mit diesen Gaben den großen Charakter verband.

Kurz vor meiner Abreise hatte ich das Vorwort zu einer Sammlung von Kritiken mit den Worten geschlossen: „Meine Losung ist gewesen: So biegsam wie möglich, wenn es gilt zu verstehen, so unbeugsam und geradezu wie möglich, wenn es gilt zu sprechen." Und ich hatte in dieser Losung mehr gesehen, als das bloße Motto eines Bändchens literarischer Kritik. Nun trat mir die großartige Unbeugsamkeit im Namen der Idee leibhaftig entgegen, und ich wurde für das ganze Leben davon ergriffen.

So wenig Anlage ich zum praktischen Politiker oder überhaupt zu einer anderen Wirksamkeit als der ideellen besaß, so weit war ich stets von der Annahme entfernt, daß in mir der Stoff zu einem bloßen Gelehrten, einem Unterhaltungsschriftsteller, einem Literaturhistoriker oder dergleichen stecke. Ich fühlte mich zu einem Mann der Tat veranlagt. Aber die Männer der Tat, denen ich bisher begegnet war, hatten mich durch ihre Ideenlosigkeit abgestoßen. Die sogenannten praktischen Männer daheim, Juristen und Reichstagsabgeordnete, besaßen keine Grundsumme von neuen Gedanken, die sie verwirklichen wollten. Sie waren geschickte Leute mit Kenntnis der nächsten Verhältnisse, keine Geister, und sie steckten sich nur ganz naheliegende Ziele. In Mill lernte ich endlich den Mann kennen, bei dem die Tatkraft, das Unruhestiftende und Durchführende völlig in den Dienst neuer sozialer Gedanken gestellt war.

Er war damals vierundsechzig Jahre alt; aber seine Haut war frisch und klar wie die eines Kindes, seine tief dunkelblauen Augen waren jung. Er stotterte ein wenig und in seinem Gesicht zuckte es häufig in nervöser Weise; aber es lag ein hoher Adel über seinem Wesen. Um unser Gespräch fortzuführen, erbot ich mich, Stuart Mill bis zum Windsor-Hotel zu begleiten, wo er abgestiegen war, und wir legten den Weg zu Fuß zurück. Da es doch meine Absicht war, in diesen Tagen nach England zu reisen, bot mir Mill an, mit ihm gemeinsam nach London zu fahren. Ich schlug es ab, um seine Güte nicht zu mißbrauchen, erhielt aber

eine Einladung, ihn in England häufig zu besuchen, von der ich bald im reichen Maße Gebrauch machte. Ein paar Tage darauf war ich in London.

17

Meine französischen Bekannten hatten nur eine Antwort, wenn ich ihnen sagte, ich wolle nach London hinüberfahren. Sie lautete: „Was in aller Welt wollen Sie denn da?" Sie konnten zwar England in einigen Stunden erreichen, hatten aber nie irgendwelche Neugierde verspürt, das Land zu sehen. Und nun London! Das sollte eine sehr langweilige Stadt sein; es lohnte sicherlich nicht der Mühe, dort hinüber zu reisen. Oder es hieß: „Wollen Sie nach London, dann nehmen Sie sich gut in acht! Es soll ganz voller Spitzbuben und Diebsgesindel stecken; geben Sie um Gottes willen acht auf Ihre Taschen!"

Nur wenige Tage später wurden die Pariser aus ihrer Ruhe aufgerüttelt, ohne deshalb aus ihrer Selbstzufriedenheit aufgerüttelt zu werden. Die Rede des Herzogs von Grammont am 7. Juli, die darauf ausging, daß Frankreich keinen Hohenzollern auf Spaniens Thron dulden würde, versetzte die Bevölkerung in den Glauben, daß man von dem preußischen Könige tief beleidigt worden sei, und ein Strom kriegerischer Erbitterung durchlief das reizbare und irregeleitete Volk, das sich vier Jahre lang durch Preußens Machtstellung gedemütigt gefühlt hatte. Alle glaubten und sagten sie, in acht Tagen hätte man den Krieg — und von beiden Seiten wurde alles so zurechtgelegt, daß man ihn bekam. Noch war zu hoffen, daß in der französischen Regierung die Vernunft über den Wahnsinn siegen würde, aber so viel war klar, daß es jetzt hieß: Entweder — Oder.

Zwischen Calais und Dover gingen die Wellen über das Schiff. Hinter Dover lief der Zug mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn dänischen Meilen die Stunde und machte den Reisenden klar, daß der ein großer Mann gewesen war, der die Lokomotive erfunden hatte, groß wie Aristoteles und Plato. Es kam mir vor, als ob Stuart Mill einem solchen Manne gliche. Er brach keine Bahnen, sondern Eisenbahnen; seine Bücher glichen eisernen Schienen, schlicht, schmucklos, aber nützlich, zum Ziele führend. Und welcher Wille in einer solchen englischen Lokomotive, wie sie unseren Zug in Bewegung

ſetzte, und wie ſie die Triebkraft im Weſen Englands bezeichnete!

Zwei Dinge verblüfften mich auf der Überfahrt: ein Typus mechaniſcher proteſtantiſcher Religioſität, der mir neu war, und die Kenntnis der beiden Sprachen längs der Küſte. Ein trefflicher engliſcher Doktor, mit dem ich ins Geſpräch kam, ſaß beſtändig und las in einem kleinen Evangelium Johanni, das er bei ſich trug, und gähnte hin und wieder während der Lektüre. Die Schiffsmannſchaft wie die Küſtenbevölkerung in Frankreich und England ſprachen ungefähr gleich fließend engliſch und franzöſiſch. Das war wohl in allen Grenzländern der Fall, aber ich dachte mir, was hier ganz von ſelbſt erreicht wurde, könne in Zukunft über der ganzen Erde erreicht werden: die Beherrſchung einer anderen und gemeinſamen Sprache außer der Mutterſprache.

Durch ein Meer von Häuſern fuhr ich in London ein. Als ich mich irgendwo eingemietet, umgekleidet und einen Brief geſchrieben hatte, den ich gleich abſenden wollte, teilte mir mein achtzehnjähriges Stubenmädchen mit, daß Sonntags keine Briefe angenommen würden. Da es mir ein wenig ſchwer fiel, ſie zu verſtehen, ſo glaubte ich, ſie hätte meine Frage falſch aufgefaßt und meinte, ich wolle mit dem Poſtbeamten ſprechen; denn ich mußte lachen bei dem Gedanken, daß man auch den Briefkäſten Sonntagsruhe verſchaffen wolle. Aber ich entdeckte, daß ſie recht hatte. In der Poſtoffice war wirklich der Briefkaſten ſelbſt auf Grund des Sonntages geſchloſſen, ich mußte meinen Brief in eine Box auf der Straße werfen.

In Paris war die Sommerhitze drückend geweſen; in London war zu meiner Verwunderung das Wetter kühl und friſch, die Luft leicht wie im Herbſt in Dänemark. Mein erſter Beſuch galt den griechiſchen und aſſyriſchen Sammlungen des Britiſh-Muſeum. Im Kenſington-Muſeum und Sydenham-Criſtal-Palace erweiterte ich meine Kenntnis Michelangelos, zu dem mich eine heftige Vorliebe hinzog. Die Bewunderung für ſeine Kunſt, die ſich mein Leben lang ungeſchwächt halten ſollte, ging ſchon damals ſehr tief. Ich empfand frühzeitig, daß Michelangelo, obwohl er als Menſch ſeine Schwächen und ſeine Beſchränktheit hat, als Geiſt und Künſtler einer der fünf oder ſechs erſten Männer der Erde iſt, und kaum ein anderer großer Mann hat einen ſolchen Eindruck auf mein Ideenleben gemacht wie er.

Im Britiſh-Muſeum wurde ich von einem jungen Dänen angeſprochen, mit dem ich gemeinſame Spazierritte gemacht hatte, als ich ſeiner Zeit Unterricht nahm; es war der jetzige Gutsbeſitzer Carl Bech, und in ſeiner Geſellſchaft ſah ich viele Sehenswürdigkeiten Londons und ein gut Teil von der Umgebung der Stadt; er war im Engliſchen tüchtiger als ich und fand ſich überall zurecht. Daß die Engländer ſehr ſteife Sitten haben, mußte er eines Tages zu ſeinem Unbehagen erfahren; er hatte ein paar weiße Beinkleider angezogen, und da dies gegen Schick und Brauch war und für anſtößig galt, ſo wurden wir von jedem uns Begegnenden angeglotzt, gerade als hätte der junge Herr ſich in Unterhoſen auf die Straße begeben. Eine ähnliche Erfahrung machte ich eines Tages, als ich mit einer jungen deutſchen Dame, die ich kennen gelernt hatte, in die Nationalgalerie ging. In einem der Säle wurde ſie von einer Engländerin angehalten mit der Frage: „Haben Sie dort unten einen gewürfelten ſeidenen Sonnenſchirm abgegeben?“ Und auf die bejahende Antwort lachte ſie ihr direkt ins Geſicht und entfernte ſich.

Am 16. Juli kam die große täglich erwartete Neuigkeit. Der Krieg war erklärt worden, und man verſtummte gegenüber einer ſo ungeheueren Tatſache und all den Möglichkeiten, die ſie in ſich begriff. Auf mich perſönlich machte ſie einen derartigen Eindruck, daß ich ſobald als möglich nach Frankreich zurückzukehren beſchloß, um die Bewegung dort zu beobachten. In London, wo Napoleon III. verhaßt und zum Teil gering geachtet wurde, übertrug man den Unwillen gegen ihn auf Frankreich. Wo ich hinkam und nach meinen Sympathien ausgefragt wurde, fiel man mir ſofort mit dem Ausruf ins Wort: „We are all for Prussia!“

18

So oft es anging, fuhr ich mit der Bahn nach Blackheath, um Stuart Mill zu beſuchen. Er war gut und groß, und ich fühlte mich von ſeiner Größe höchlichſt angezogen. Seine Anſchauungs- und Gefühlsweiſe hatte Grundzüge, die mit einigen meiner eigenen Neigungen übereinſtimmten; z. B. die Nützlichkeitslehre, wie ſie von Bentham und ſeinem Vater begründet, von ihm entwickelt worden war. Schon einige Jahre vorher hatte ich ge-

schrieben: „Unsere Sehnsucht ist nicht mehr eine Flucht aus Gesellschaft und Wirklichkeit mit unserer Sehnsucht und unseren Gedanken. Gerade umgekehrt: wir wollen unsere Ideen in der Gesellschaft, im Leben verwirklichen. Um keine Nation schlechter Lyriker zu werden, wollen wir gerade das Wirkliche, das bestimmte Ziel, das Nützliche anstreben, das die vorige Generation mit Hohn betrachtete. Wer würde nicht froh sein, einen wenn auch noch so geringen Nutzen stiften zu können."

So befand ich mich geistig in einer Richtung, die mich Mill entgegenführte, und durch mehrjähriges Studium von Comte und Littré, durch die Kenntnis von Mills Briefwechsel mit Comte war ich auf philosophische Gespräche über die Grundgedanken der Erfahrungsphilosophie in ihrem Gegensatz zu denen der spekulativen Philosophie vorbereitet — Gespräche, die von Mills Seite den Zweck hatten, meine ganze philosophische Universitätserziehung in Kopenhagen als irreführend und wertlos hinzustellen. Aber was mich am tiefsten zu Stuart Mill zog, war doch keine Übereinstimmung, sondern das Gefühl eines gegensätzlichen Verhältnisses. Mein ganzes Leben lang hatte ich Angst davor gehabt, in der Richtung weiterzugehen, zu der ich neigte. Stets war mein Verlangen leidenschaftlich darauf gerichtet, die Ergänzung meines Lebens im Ausgleich meiner Mängel zu suchen. Wenn Julius Lange mir seinerzeit so viel geworden war, so lag es daran, daß er mir so ungleich war. Nun mühte ich mich, Stuart Mills Wesen völlig zu verstehen und es mir anzueignen, weil es meinem eigenen Wesen fremd war. Ich folgte hierbei nur einem Rufe, der immerwährend vor meinem inneren Ohr ertönte. — Wenn andere um mich herum sich in ein Thema, eine Sprache, ein Zeitalter vertieft hatten, so beschäftigten sie sich immer wieder damit, bis ins Unendliche, machten die Sache zu ihrem Spezialfach. Dergleichen war mir ein Greuel. Ich konnte gut französisch; aber in der Angst davor, mich in die französische Literatur zu verlieren, die ich am leichtesten darstellen konnte, beschäftigte ich mich ständig mit englischer und deutscher Literatur, die für mich größere Schwierigkeiten hatten, mir aber eine engere Begrenzung unmöglich machten. Ich war gegenüber der europäischen Lesewelt insofern im Vorteil, als ich die nordischen Sprachen konnte; aber kein Gedanke lag mir ferner, als mich darauf zu beschränken, Europa ihre

Literaturen zu eröffnen. So kam es, daß ich später einmal, als ich mich gezwungen fühlte, meinen Wohnsitz außerhalb Dänemarks aufzuschlagen, Berlin zum Aufenthaltsorte wählte — die Stadt, mit der mein Wesen die wenigsten Berührungspunkte hatte, wo ich deshalb am meisten lernen und mich ohne Einseitigkeit entwickeln konnte.

Mills mündlich ausgesprochene Überzeugung, daß die Erfahrungsphilosophie die allein wahre Philosophie sei, machte einen stärkeren Eindruck auf mich als es jemals früher der Fall gewesen war, wenn ich dieselbe Behauptung in gedruckten Büchern gelesen hatte. Die Resultate der Erfahrungsphilosophie schienen mir weit besser begründet zu sein als die der neueren deutschen Philosophie. Im Gegensatz zu meinen Lehrern war ich zu der Einsicht gelangt, daß Hume gegenüber Kant recht gehabt hatte, aber im Prinzip selbst konnte ich nicht auf die Erfahrungslehre eingehen. Im tiefsten Innern konnte unsere Erkenntnis nicht auf bloßer Erfahrung beruhen, sondern auf dem, was vor der Erfahrung gegeben, allein alle Erfahrung möglich machte. Sonst bekämen ja nicht einmal die Lehrsätze der Mathematik Allgemeingültigkeit. Ich mußte, trotz meiner Bewunderung vor Mills philosophischen Werken, an der rationalistischen Erkenntnislehre festhalten; Mill bestand hartnäckig auf der empirischen. Ist nicht eine Versöhnung beider möglich? sagte ich. Ich glaube, man muß zwischen den Theorien wählen, antwortete Mill. Ich kannte damals Herbert Spencers tiefsinnige Versöhnung der Lehren der beiden streitigen Schulen noch nicht. Er behauptet zwar wie die Engländer, daß alle unsere Ideen aus der Erfahrung stammen, aber er behauptet gleichzeitig wie die Deutschen, daß es angeborene Ideen gibt. Das Bewußtseinsleben des Einzelnen, das nicht aus der Erfahrung des Einzelnen heraus verstanden werden kann, wird erklärlich durch die ererbte Erfahrung des Geschlechtes. Die Geistesform selbst, die das Erkennen des Individuums bedingt, ist durch die Geschlechtserfahrung langsam gebildet worden und also angeboren, ohne deshalb von vorhergehenden Erfahrungen unabhängig zu sein. Aber ich beschloß sofort, angeregt durch die Gespräche mit Stuart Mill, nicht nur seine eigenen Werke, sondern auch die Schriften James Mills, Bains und Herbert Spencers zu durchforschen. Ich wollte danach streben, zu sehen, wieviel Wahrheit sie enthielten, und diese Wahrheit in Dänemark einführen.

Sehr überraſcht wurde ich, als Mill mir mitteilte, er hätte nicht eine Zeile von Hegel geleſen, weder im Original noch in einer Überſetzung, und er betrachte die ganze Hegelſche Philoſophie als unfruchtbare und leere Sophiſterei. Ich verglich hiermit die Tatſache, daß der Mann an der Kopenhagener Univerſität, der am tiefſten in die Geſchichte der Philoſophie eingedrungen war, mein Lehrer Hans Bröchner, ſozuſagen nichts von der zeitgenöſſiſchen engliſchen und franzöſiſchen Philoſophie kannte, nicht der Anſicht war, daß ſie ein Studium verdiene. Ich kam alſo zu dem Reſultat, daß es hier ein Werk zu verrichten gelte, für den, der jene Denker beider Richtungen verſtand, die einander nicht verſtanden.

Ich meinte nun, auch in der Philoſophie zu wiſſen, was ich wollte, und ſah einen Weg offen vor mir liegen.

Ich ſollte ihn jedoch nicht beſchreiten. Die Gabe des abſtrakten philoſophiſchen Denkens, die ich als Jüngling beſeſſen hatte, entwickelte ſich niemals, ſondern wurde ungefähr wie die noch früher hervorgetretene Begabung für den Vers von der hiſtoriſch-kritiſchen Fähigkeit verdrängt, die ſich kräftig ausbildete. Ich glaubte damals an meine philoſophiſchen Anlagen und tat es noch im Juli 1872, als ich ein großes Werk plante und begann: Die Vorſtellungsaſſoziation, aufgefaßt und dargeſtellt als das Grundprinzip menſchlicher Erkenntnis, doch das Werk wurde nie vollendet. — Die Fähigkeit der Abſtraktion war bei mir zu ſchwach. —

Erhielt jedoch dieſe Fähigkeit auch keine ſelbſtändige Entwicklung, ſo war ſie dienend in all meiner Kritik mittätig, und die Geſpräche mit Mill übten einen befruchtenden und fördernden Einfluß auf mein ſpäteres geiſtiges Leben aus.

19

Einige Wochen verſtrichen mit dem Beſuch der wichtigſten öffentlichen Gebäude Londons, mit dem Schwelgen in den Sammlungen, mit Ausflügen in die Umgebung und nach Oxford. Ich vertiefte mich in die St. Pauls-Kirche, beſichtigte ſie oben und unten auf das Genaueſte, ſtand in der Krypta, wo ihr Baumeiſter Wren begraben liegt — Si monumentum requiris, circumspice — verglich in Gedanken das Grab Wellingtons hier mit dem Napoleons jenſeits des Kanals und ging dann auf die Kirche hinauf und über-

ſah London von allen Seiten, London, welches ich ſchon ſo gut kannte, daß ich überall allein den Weg fand, mit den richtigen Omnibuſſen und den richtigen unterirdiſchen Zügen fuhr, ohne ein einziges Mal nach dem Weg zu fragen. Selige Stunden verbrachte ich in der Nationalgalerie. Dieſe ausgeſuchte Sammlung von Gemälden, beſonders die italieniſchen, ſchenkten mir die heftige überwältigende Wolluſt, die die Poeſie, deren Meiſterwerke ich ja alle kannte, mir nicht mehr bereiten konnte. Im Kriſtallpalaſt wurde ich von den Farrenbäumen gefeſſelt, ſo hoch wie in Dänemark die Obſtbäume, und von den Darſtellungen der Prachtbauten in den verſchiedenen Ländern: eines ägyptiſchen Tempels, eines Hauſes aus Pompeji, des Löwenhofes der Alhambra. Hier wie allerorten ſuchte ich den zoologiſchen Garten auf, und hier verweilte ich am längſten bei den Flußpferden, die ſich beim Schwimmen ebenſo merkwürdig ausnahmen wie auf dem Lande. Ihre Plumpheit war beinahe herzgewinnend, ſie erinnerten mich an einzelne meiner Widerſacher in der Heimat.

Oxford mit den moosüberwucherten, efeubewachſenen Mauern, mit aller Poeſie des Konſervatismus, ergriff mich durch ſeine Ehrwürdigkeit und ländliche Friſche; hier war die Blüte des engliſchen Weſens, in Gebäuden und Bäumen ausgedrückt. Der veraltete und unpopuläre Unterricht ſelbſt ſtieß mich jedoch ab. Und das Altertum wurde ſo unkenntlich in engliſcher Faſſung, angliſiert wie das vinej, vejdej, vejcej (veni, vidi, vici), das von einem Studenten zitiert wurde.

Der Unterſchied zwiſchen engliſchem und franzöſiſchem Geiſt trat in all ſeiner Kraft hervor, wenn ich Windſor-Caſtle mit Verſailles verglich. Hier war eine alte nordiſche Halle, in die der letzte Akt von Oehlenſchlägers Palnatoke gut hineinpaſſen würde.

Ich ſah ſo viel ich nur konnte: das Parlamentsgebäude, die Weſtminſter-Abtei, den Tower und die Theater, die Sammlung in Dulwich mit Rembrandts Mädchen am Fenſter und die Galerie in Hampton Court mit ihrem Tizian zugeſchriebenem Porträt von Loyola, ſegelte auf dem Fluß nach Greenwich und verweilte lange in den herrlichen Gärten bei Kew, die mir einen üppigen Eindruck von engliſcher Landſchaft vermittelten. — Auch die Muſterfarm der Königin ſah ich. Jedes Tier hier war prächtig, wie für eine Tierſchau beſtimmt. Die Wände der Meiereien völlig aus Fayence.

Der Verwalter bedauerte, daß Prinz Albert, der selbst die Zeichnung zu einer gewissen Art von Milchbehältern geliefert hatte, es nicht erlebt hatte, sie ausgeführt zu sehen. Nicht ohne Komik war seine wehmütige Mitteilung über einen alten Ochsen, daß die Königin selbst diesem den Namen Prince Albert gegeben hätte.

Für mich, der ich gewöhnt war, das muntere und barocke Leben zu sehen, das sich des Abends auf den Tanzplätzen der Pariser Studenten in der Closerie des lilas entfaltete, war es lehrreich, eine englische Tanzkneipe, das Holborn-Kasino, damit zu vergleichen, das nur trist, steif und widerwärtig war.

Die Armut in London war weit auffallender als in Paris; sie breitete sich in Seitenstraßen, gerade in der Nähe der Hauptadern, in ihrer bejammernswertesten Gestalt aus. Große Scharen, förmliche Aufläufe, von armen Männern, Frauen und Kindern in Lumpen zerstreuten sich wie die Gespenster bei Tagesgrauen, flüchteten wie der Wind und verschwanden, sobald nur ein Polizist in ihre Nähe kam und ihnen ein Zeichen gab, sich zu entfernen. In Paris hatte ich nie dergleichen gesehen. Auch das Laster hatte hier ein ganz anderes Aussehen. In Paris war es geputzt und frech, bewahrte aber eine gewisse Haltung; hier sah man des Abends in verkehrsreichen Straßen ganze Schwärme häßlicher, erbärmlich gekleideter, halb oder ganz betrunkener Frauenzimmer, die taumelten, fielen und oft auf dem Fleck liegen bleiben.

Sowohl des Engländers Neigung, sich zu isolieren, wie sein Geselligkeitstrieb, zeigte ganz andere Formen als bei den Franzosen. Ich erhielt die Erlaubnis, den komfortabel ausgestatteten Klub Athenaeum in Pall Mall zu besichtigen, dessen Mitgliedschaft dermaßen begehrt war, daß angesehene Leute Jahre hindurch auf der Anwärterliste standen, und diese Klubs entsprachen den Cafés in Paris, wo jeder von der Straße frei hineinging. In den Restaurants frappierte es mich, daß die Tische oft hinter hohen Wänden verborgen waren, so daß die einzelnen Parteien, die dort aßen, einander nicht sehen konnten.

20

Das Haus in London, wo ich mich glücklich fühlte, war das Antonio Gallengas. Ein Empfehlungsschreiben von Hauchs führte mich dort ein, und ich wurde im Hause aufgenommen und empfangen,

als hätten sie mich jahrelang gekannt und sich um mich gekümmert.

Antonio Gallenga, damals ein sechzigjähriger Mann, der indessen einen jugendlichen Eindruck machte, hatte die bewegtesten Schicksale hinter sich. Er war in Parma geboren, im Alter von zwanzig Jahren als Verschwörer unter Mazzinis Regiment ins Gefängnis geworfen, aus Piemont ausgewiesen worden, hatte sich auf Malta, in den Vereinigten Staaten und in England aufgehalten, wo er als Sprachlehrer und Journalist lebte, und kehrte 1848 nach Italien zurück, wo er eine Wirksamkeit als freisinniger Politiker entfaltete. Das Ergebnis der Schlacht bei Novara veranlaßte ihn, wieder nach London zu flüchten; aber er wurde von Cavour nach Piemont zurückgerufen, der ihn zum Deputierten für Castellamonte wählen ließ. Er schrieb eine italienische Grammatik in englischer Sprache und gleichfalls auf Englisch die Geschichte Piemonts, entzweite sich mit Mazzinis Anhängern, wandte dem parlamentarischen Leben den Rücken und zog dem ständigen Aufenthalt in Italien die Stellung eines Kriegskorrespondenten der Times vor. Als solcher machte er seit 1859 die Feldzüge in Italien, in den nordamerikanischen Freistaaten, in Dänemark und in Spanien mit. Sein kleiner Junge ging noch in spanischer Nationaltracht. Jetzt war er als Mitarbeiter der Times in London ansässig und gerade vom Lande in die Stadt zurückgekehrt, da ihn das Blatt infolge des bevorstehenden Krieges zur Hand haben mußte. Napoleon III., gegen den Gallenga einen unauslöschlichen Haß hegte, hatte er so genau studiert, daß der Kaiser als sein Spezialfach betrachtet werden konnte. Er führte die energische, gewaltsame Sprache des alten Revolutionärs, war mit Leib und Seele italienischer Patriot, hatte sich jedoch infolge einer zwanzigjährigen Verbindung mit England die englisch-praktische Anschauungsweise von politischen Verhältnissen zu eigen gemacht. Für Dänemark, das er in dem allerkritischsten Zeitraum dieses Landes besucht hatte, empfand er Wohlwollen; aber Dänemarks Kriegsführung hatte ihn selbstverständlich nicht zur Bewunderung hinreißen können, ebensowenig dessen diplomatische Verhandlungen während des Krieges.

Gallenga war ein wohlhabender Mann; er besaß ein Haus in dem vornehmsten Teile Londons und außerdem eine Villa. Er war ein kräftiger, heftig empfindender Mann, ohne jede Eitelkeit.

Es war ihm sehr recht, daß seine Artikel in der Times nach englischer Sitte ohne Unterschrift gedruckt wurden; er freute sich darüber, daß sie auf diese Weise größeren Einfluß erhielten, weil sie sich als Ausdruck des Urteils jenes Weltblattes darstellten.

Seine Gattin war eine englische Dame, fein und liebenswürdig, mit weltbürgerlicher Bildung und geradezu gelehrt. Sie kannte und sprach nicht nur die europäischen Sprachen, sondern beherrschte auch das Hindostanische in Wort und Schrift. Eine vortreffliche englische Hausmutter war sie und beschäftigte sich selbst eifrig mit ihren beiden sehr hübschen Kinderchen, einem Knaben von elf und einem Mädchen von neun Jahren. Die Kinder sprachen Englisch, Italienisch und Deutsch gleich leicht und gut.

Frau Gallenga war eine kompliziertere und tiefere Natur als ihr Mann, der weder an der Wahrheit seiner Ideen, noch an deren glückbringender Macht zweifelte. Sie teilte seine und meine Ansichten, ohne unser Zutrauen zu ihnen zu teilen. Wenn sie mich aussprechen hörte, daß ich meine Ansichten in Dänemark geltend machen und herrschenden Vorurteilen den Krieg erklären wollte, konnte sie im Laufe unserer langen Gespräche sagen:

„Ich liebe Dänemark, das Volk dort erschien mir trotz alledem glücklich, das Land nicht übervölkert. Die Bevölkerung findet auf jeden Fall reichlichen Abfluß durch Seefahrt und Auswanderung. Dänemark ist ein kleines idyllisches Land. Nun wollen Sie dort im Lande den Krieg erklären. Mein Gedanke steigt in düstere Gegenden hinab, und ich frage mich selbst, ob ich einigermaßen daran glaube, daß die Wahrheit Nutzen bringt, ob ich im tiefsten Innern die Gewißheit empfinde, daß Streit besser sei als Stillstand. Ich bewundere Oliver Cromwell, aber ich sympathisiere mit Falkland, der mit dem Ausrufe: Frieden! Frieden! starb.*) Ich fürchte, Sie werden viel erdulden müssen. Sie werden erfahren, daß die Rüstung der Wahrheit ein äußerst schweres Panzerhemd ist. Sie werden Reaktion hervorrufen. Das ist noch das Wenigste. Aber die Reaktion wird in Ihr eigenes Gemüt eindringen; nach langer Zeit meine ich. Doch Sie sind stark. Es wird eine Reaktion von der Art sein, die Abstand nimmt, um besser und

*) Lord Falkland fiel in der Schlacht bei Newbury am 20. Sept. 1643.

länger zu ſpringen. Die Einheit in Ihnen wird nicht in Stücke gehen. Sie ſind eine Art Kosmos."

Kam die Rede auf England und engliſche Zuſtände, ſo erhob ſie Einſpruch gegen die ſeit Byron verbreitete Anſicht, daß die engliſche Geſellſchaft mit Heuchelei behaftet ſei:

„Ich glaube nicht, daß Heuchelei etwas für engliſche Denkweiſe Charakteriſtiſches iſt. Wir haben natürlich wie jedes ernſthafte Volk unſere Heuchler in nicht geringer Anzahl; in einer leichtfertigen Nation findet die Heuchelei keinen Nährboden. Aber ihre Herrſchaft bei uns iſt vorbei. Stumpfe Rechtgläubigkeit und oberflächliche Vorſtellungen von dem allein Paſſenden übten während des größten Teiles der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts in England Herrſchaft aus. Nun iſt der geiſtige Zuſtand ein anderer. Wer nicht in England gelebt hat, hat keine Ahnung davon, wie ernſthaft und echt hier der Glaube iſt an das derbe Dogma von dem dreieinigen Gott, der als Menſch in Galiläa herumſpazierte. Brave Menſchen, edle Menſchen leben und arbeiten für dieſes Dogma, üben Liebeswerke dafür. Wir, Sie und ich, haben aus anderen Quellen getrunken, aber für dieſe Menſchen iſt das der Quell des Lebens. Nur iſt es niederdrückend, dieſe Lehre in ihrer katholiſchen Form tagtäglich überall an Macht zunehmen zu ſehen. In Dänemark hat der geiſtige Stillſtand ſelbſt das bisher verhindert; Sie haben politiſche aber noch keine religiöſe Freiheit. Belgien hat beides, und Belgien iſt heute die feurigſte katholiſche Macht. Frankreich ſchwankt zwiſchen äußerſtem Materialismus und Madonnenkultus. Als der europäiſche Gedanke — ſagen wir zwiſchen 1820 und 1860 — ſich gegen jede Art Orthodoxie empörte und wie immer, wenn ein Aufruhr ſtattfindet, Übergriffe und Fehlgriffe machte, da ſpielte Frankreich die ſchlechteſte Rolle. Es iſt ein keltiſches Land, und keltiſch wird es immer bleiben. Es begehrt nicht perſönliche Freiheit, ſondern ein gleiches Maß von Deſpotie, nicht Gleichheit vor dem Geſetz, ſondern die niedrige Gleichheit, die der Feind des Hervorragenden iſt, nicht die Brüderlichkeit, die in Bruderliebe beſteht, ſondern, die es den Schlechten geſtattet, mit den Guten zu teilen. Deshalb hat das Kaiſertum in Frankreich ſiegen können, und deshalb iſt die katholiſche Kirche ſogar in ihrer neueſten byzantiniſchen Geſtalt dort ſiegreich."

So grundengliſch war Frau Anna Gallengas Auffaſſung trotz

einer Bildung, die alle Hauptländer Europas umfaßte. So blind teilte sie das Vorurteil gegen die Franzosen als im wesentlichen keltisch. Und so schneidend konnte ihr Urteil ausfallen trotz eines Skeptizismus, der bei einem Weibe überraschen mußte, wie weiblich er auch war.

21

Don Juan Prim, Graf von Reus, Marques des los Castillejos, würde heute außerhalb Spaniens vergessen sein, falls nicht Regnaults vortreffliches Bild von ihm, auf dem er zu Pferde (einem an Velasquez erinnernden gewaltigen Hengst) die Huldigung der Volksmassen entgegennimmt, die Erinnerung an ihn bei jedem Besucher des Louvre lebendig erhielte. Damals war sein Name auf aller Lippen. Der siegreiche General und langjährige Revolutionär war seit 1869 spanischer Premierminister und eifrig bemüht, dem Reiche einen fremden Fürsten zum König zu verschaffen, der völlig von ihm abhängig werden und unter dem er das Heft in den Händen behalten könnte. Nun hatte er Leopold von Hohenzollern den spanischen Thron angeboten, doch nicht ohne sich die Zustimmung der Mächte gesichert zu haben. Die Einwilligung Preußens war ihm ja sicher, und Napoleon war sechs Wochen lang ein wohlwollender Zeuge aller Verhandlungen gewesen und hatte getan, als ob das Arrangement seinen Beifall habe, was Prim um so mehr Grund hatte zu glauben, als Leopold mit der Familie Murat verwandt war und der Kaiser keinen Einwand dagegen erhoben hatte, daß ein Hohenzoller den Thron Rumäniens bestieg.

Prim fiel deshalb geradezu aus den Wolken, als man nun plötzlich von französischer Seite diesen jämmerlichen Vorwand zu einem Friedensbruch ergriff. Er stand in dauerndem Briefwechsel mit Gallengas, mit denen er in den Jahren seines Londoner Aufenthaltes (nach dem mißlungenen Empörungsversuch gegen die Königin Isabella 1866) viel verkehrt hatte. Er war damals ein fünfzigjähriger Mann gewesen, der mit seiner kleinen Gestalt, die einen großen Kopf trug, von den Engländern merkwürdig abstach. Er war von einfacher Herkunft, stritt es aber ab. Wenn er jetzt spanischer Grande erster Klasse war, so beruhte das auf einer Auszeichnung, die er für seine Tapferkeit im Kriege gegen Marokko empfangen hatte; er hatte wenig Bildung, konnte kein Wort Englisch,

schrieb Französisch mit einer rein phantastischen Rechtschreibung, besaß aber große Eigenschaften als Freiheitsfreund, Feldherr und Volksführer. Er litt es jedoch nicht, daß er auf Regnaults Darstellung mit Begeisterung von einem unordentlichen und zersetzten Haufen Aufrührer begrüßt wurde; er wollte die Huldigung von regulären Truppen und von den ersten Männern und Frauen der Nation entgegennehmen — die ihm ja auch nun am Ende seiner Laufbahn wirklich zuteil wurde. Nur wenige Monate später (im Dezember 1870) fiel er durch die Kugel eines Meuchelmörders auf der Straße in Madrid.

Durch Prims Mitteilungen an Gallenga erschien mir die Haltung der französischen Regierung in dem unvorteilhaftesten Licht. Den Ministerpräsidenten Ollivier hatte ich lange gering geschätzt; es gehörte nicht viel politische Einsicht dazu, um in ihm den ehrgeizigen und eingebildeten Phrasenmacher zu sehen, der sich von denen an der Nase herumführen ließ, die ihn entwaffnet hatten. Der Kaiser selbst war ein Wrack. Das stand bei mir fest, seit ich ihn eines Tages in nächster Nähe gesehen hatte, als er im Louvre einige frisch aufgehängte dekorative Gemälde in Augenschein nehmen wollte. Er konnte ganz sichtlich nicht allein gehen, sondern bewegte sich gleichsam gleitend vorwärts, auf zwei große Kammerherren gestützt, die ihm jeder von einer Seite den Arm boten. Die Augen waren halb geschlossen und der Blick vollständig erloschen. Der frisierte und gewichste Schnurrbart mit seiner nadelscharfen Spitze, nahm sich auf dieser Wachsmaske von Gesicht doppelt geschmacklos aus. Er glich der wandernden Abgelebtheit, matt und schlaff.

Augenscheinlich hatte er jetzt den Unverstand begangen, auf eine Zersplitterung Deutschlands zu bauen. Er erklärte in seiner Blindheit, daß er käme, um die Deutschen zu befreien, die gegen ihren Willen Preußen einverleibt worden wären, und ganz Deutschland erhob sich wie ein Mann gegen ihn. Und er sprach in seiner törichten Proklamation davon, daß er diesen Krieg den zivilisatorischen Ideen der ersten Republik zuliebe führe, als ob Deutschland erst jetzt zivilisiert werden solle, und als ob er, der durch einen Staatsstreich der zweiten Republik ein Ende gemacht hatte, im Namen der republikanischen Freiheit sprechen könnte. Seine ganze Haltung war verlogen und erbärmlich, und der jämmerliche Vorwand, unter dem

er den Krieg erklärte, mußte Europa gegen ihn einnehmen. Hierzu kam, wie man in England von den früheren Kriegen des Kaiserreiches sehr wohl wußte, daß er keine Generale hatte. Seine Siege waren Soldatensiege gewesen.

Einen ungeheuren Eindruck machte sodann Prévost-Paradols Selbstmord auf mich. Ich hatte sein Buch La France nouvelle auf das Eingehendste studiert; ich sah in diesem intimen Freunde und Kameraden Taines und Renans den politischen Führer des zukünftigen Frankreich. Niemand kannte dessen Hilfsquellen so wie er; niemand wußte besser als er, welche Politik es führen müsse. War er nun verzweifelt, so geschah es, weil er einsah, daß die Lage hoffnungslos sei. Er hatte freilich Fehler begangen; zunächst den, zu glauben, daß Napoleon im Januar die ernsthafte Absicht gehabt hätte, das persönliche Regiment abzuschaffen; dann den, trotz seines langen, mir wohl bekannten Schwankens nach dem Plebiszit seine Stellung als französischer Gesandter in Nordamerika zu behalten. Aber daß er jetzt die Pistole gegen das eigene Haupt richtete, daran erkannte ich, daß er die Schlacht für verloren hielt, den unabwendbaren Zusammenbruch als das Ende des Krieges voraussah.

Als dann im ersten Augenblick alle Gerüchte und Zeitungsnachrichten die überwiegende Wahrscheinlichkeit von Dänemarks Beteiligung an dem Kriege als Verbündeter Frankreichs verkündete, wurde ich von einer Art Verzweiflung ergriffen bei dem Gedanken an die Torheit, die man im Begriff schien zu begehen. Ich schrieb an meine Freunde, ich wolle gern, wenn es mir gestattet würde, in allen dänischen Blättern schreiben, um vor dem Kriegsrausch zu warnen, der das dänische Volk ergriffen hatte. Er wurde nur scheinbar von der französischen Bevölkerung geteilt. Schon jetzt, eine Woche nach der Kriegserklärung und bevor noch ein einziger Zusammenstoß stattgefunden hatte, war es jedem klar, der den Gang der Ereignisse aufmerksam verfolgte, daß trotz der leichtsinnigen Prahlereien der Pariser und der Presse in Frankreich ein tiefer Unwille gegen den Krieg herrschte. Und ich, zu dessen Lieblingserzählungen Voltaires Micromégas stets gehört hatte, mußte an die Stelle denken, wo der Sirius-Riese die Vermutung ausspricht, daß die Menschen der Erde glückliche Wesen seien, die ihre Zeit mit Lieben und Denken verbringen, und wo der Philosoph ant-

wortet: „In diesem Augenblick sind hunderttausend Tiere unserer Gattung, die Hüte tragen, damit beschäftigt, hunderttausend andere, die Turbane tragen, totzuschlagen oder von ihnen geschlachtet zu werden. Und so ist es über der ganzen Erde gewesen, seit undenklichen Zeiten." Nur daß hier nicht zweimalhunderttausend, sondern eine Million Menschen zur gegenseitigen Ausrottung bereit gehalten wurden.

Was ich in London an szenischer Kunst im Adolphi-Theater, dem Prince of Wales- und dem Royal-Strand-Theater sah, war niederdrückend. Molière wurde wie die niedrigste Jahrmarktskomödie gegeben, Sheridan schlechter aufgeführt als man in dänischen Theatern zweiten Ranges spielte; nur die szenische Ausschmückung, ein Rasen, wechselnde Beleuchtung und dergleichen übertraf alles, was ich noch gesehen hatte.

Lehrreicher und fesselnder als die Theater waren die Parlamentsverhandlungen und die öffentlichen Prozesse. Eine ganz besondere Ausbeute brachte mir eine Unterhaussitzung mit langer Debatte zwischen Gladstone und Disraeli, die sich wie die Vertreter zweier Rassen und zweier Lebensanschauungen gegenüber standen. Gladstone war an und für sich hübscher, klarer und weit offener; Disraeli sprach feiner und schöner, gebot über einen größeren oratorischen Umfang, streifte häufiger das Witzige und erzielte heftigere Äußerungen der Zustimmung und des Beifalles. Ihre Uneinigkeit galt dem bevorstehenden Kriege, Disraeli verlangte, daß alle diesen betreffende Aktenstücke dem Parlament vorgelegt würden; Gladstone behauptete, sie nicht vorlegen zu können. In England wie anderwärts beherrschte der im Ausbruch begriffene Krieg alle Gemüter.

22

Das Paris, das ich wiedersah, war ein anderes. Schon auf der Reise von Calais hörte ich zu meiner Verwunderung die bisher streng verbotene Marseillaise summen und brummen. In Paris gingen die Leute Arm in Arm singend durch die Straßen, und die Marseillaise erklang überall. Die Stimmen waren in der Regel roh, und es machte einen peinlichen Eindruck, das Lied, das heilig geworden war, weil es so lange hatte verstummen müssen, unter Gebrüll und Geschrei Halbbetrunkener nachts derartig profaniert zu hören.

Aber auch in den folgenden Tagen wurde es überall gesummt, getutet, gepfiffen und gesungen, und da die Franzosen eines der unmusikalischsten Völker der Erde sind, klang es meist sehr unangenehm.

Es lag in den Tagen, da noch kein Zusammenstoß zwischen den Truppen stattgefunden hatte, eine gewisse Aufgeräumtheit über Paris; in allen Gesprächen verspürte man sie; die Leute waren lebhafter, lauter, schwatzten mehr als sonst, die Droschenkutscher brüllten lauter und knallten noch anhaltender mit ihren Peitschen.

Die Gewißheit der zukünftigen Siege kam überall zu Worte; selbst bei dem Hotelpersonal in der Rue Racine und von den Lippen der Kellner in jedem Restaurant. Alle erzählten davon, wieviele schon freiwillig mitgegangen seien; die Zahl stieg jedoch von Tag zu Tag; erst waren es zehntausend, dann fünfundfünfzigtausend, dann hunderttausend. Ringsum in dem lateinischen Viertel saßen die Studenten in ihren Cafés, viele von ihnen in ihren Uniformen, von Kameraden umgeben, die ihnen Lebewohl sagten. Bezeichnend genug hatten sie ihre Weibsbilder nicht mehr bei sich; sie warfen sie beiseite, jetzt, da es Ernst war. Jeden Nachmittag sah man einen langen, langen Wagenzug mit abgehenden jungen Soldaten sich zum Nordbahnhof hinausbewegen. Von jedem Wagen wehten große Fahnen. Die Frauen, die alten Mütter, die Arbeiterinnen, die mit in den Wagen saßen, hielten mächtige Buketts auf langen Stangen hinaus. Die dicke Menschenmasse, durch die man fuhr, war ernsthaft; aber die Soldaten bewahrten meist ihre Lustigkeit, schnitten Gesichter, rauchten und tranken.

Trotzdem hatte die Proklamation des Kaisers einen sehr schlechten Eindruck gemacht. Es sollte als Ehrlichkeit wirken, daß er prophezeite, der Krieg würde lang und peinlich (longue et pénible) werden; es wäre angesichts eines Volkes mit dem Nationalcharakter des französischen besser gewesen, wenn er hätte schreiben können, er würde „fürchterlich, aber kurz werden". Selbst jetzt, da man sich in die Situation gefunden hatte, lag diese Proklamation wie ein Alp auf den Gemütern. Um so mehr erstaunte ich, als mir ein altes Exemplar des dänischen „Dagblad" vom 30. Juli in die Hände kam und ich darin las, daß der Korrespondent (der damals eben in Paris angelangte Topsöe) einen Blusenmann gesehen hatte, der nach dem Lesen der Proklamation den Hut abgerissen

und gerufen hatte: „Hoch Frankreich!“ So frivol fuhr man also fort, das däniſche Publikum mit der Nahrung zu füttern, an die es gewöhnt war.

Um den achten und neunten Auguſt herum traf ich den Verfaſſer des Artikels zu wiederholten Malen. Er teilte mir mit, daß der Herzog von Cadore in Kopenhagen äußerſt unbeſtimmt aufgetreten ſei und dort nicht das Geringſte erreicht habe. Im übrigen war Topſöe merkwürdig unwiſſend in bezug auf franzöſiſche Verhältniſſe, war im ganzen nur vier Wochen in Frankreich geweſen und gab offen zu, daß er ſeine Korreſpondenzen nach Möglichkeit ausputzte. Er hatte noch nie Zutritt zum Corps législatif gehabt, nichtsdeſtoweniger hatte er geſchildert, wie den Mitgliedern ringsum und auf den Tribünen Tränen in die Augen traten an dem Tage, als Grammont „Frankreichs Fahne wieder in die Höhe hob.“ Er ſagte: „Ich bin in bezug auf dieſen Krieg naiv geweſen wie ein Kind,“ und fügte hinzu, daß der Chefredakteur Bille noch naiver geweſen ſei als er ſelbſt.

23

Die Haltung der franzöſiſchen Blätter in der Zeit von der Kriegserklärung bis zu den erſten Schlachten war nicht gerade lobenswert. Sie prahlten und triumphierten im voraus in der anſtößigſten Weiſe, führten weiter nichts im Munde als die Siege, die ſie im voraus regiſtrierten, und dann als Erſtes und Letztes den Einzug in Berlin. Das unbedeutende Treffen bei Saarbrücken wurde überall als Première victoire bezeichnet. Die Karikaturen in den Ladenfenſtern verrieten ebenfalls einen ſchrecklichen Übermut. Das Ganze erinnerte ſchmerzlich an das Auftreten der Franzoſen vor der Schlacht bei Azincourt in Shakeſpeares „Heinrich V.“

Es konnte nicht wundernehmen, daß die derartig erregte Bevölkerung abends unter den Rufen A Berlin! à Berlin! durch die Straßen zog.

In den Theatern machte die vaterländiſche Begeiſterung ſich in der bequemſten Weiſe Luft, ohne irgendwie Opfer zu bringen. Sobald man im Théâtre français das erſte Stück geſehen hatte, rief das Publikum unweigerlich: La Marseillaise! und wenige Minuten darauf trat die wunderſchöne Schauſpielerin Frl. Agar auf, in ein griechiſches Gewand gekleidet. Zwei franzöſiſche Fahnen

wurden über ihren Kopf gehalten. Sie ſang darauf ruhig, ſublim, mit einem zugleich beherrſchten und hinreißenden Ausdruck die Marſeillaiſe. Die zahlreichen Schattierungen in ihrer Stimme entſprachen auf das ſchönſte ihrer lebhaften und doch ganz ſkulpturalen Mimik, und ſie wirkte ergreifend, obwohl einzelne Wendungen in dieſem Liede ſchlecht zu dem damaligen Augenblick paßten, ſo z. B. die Anrufung der Freiheit, das Gebet zu ihr, für ihre Verteidiger zu kämpfen. Wenn der letzte Vers kam, ergriff ſie die Fahne und kniete nieder; von den Zuhörern ertönte es „Debout!“ Alle erhoben ſich und hörten ſtehend den Schluß an, dem ein wahnſinniger Beifall folgte.

Man ergriff jede Gelegenheit zur Bekundung ſeiner vaterländiſchen Geſinnung. Eines Abends wurde „Le lion amoureux“ gegeben. In der langen Rede, die den Schluß des zweiten Aktes bildet, ſchildert ein junger Republikaner die Armee, die während der Revolution zum erſten Male über die Grenze ging und die preußiſchen Heere zertrümmerte. Das ganze Theater ſchäumte wie ein Meer.

24

Es war Sommer, und trotz der politiſchen und kriegeriſchen Erregung lockten die friedlichen Wälder und Parks in der Umgegend von Paris. Aus dem Lateiniſchen Viertel zog ſo manch ein Paar in aller Stille in den Wald bei St. Germain oder den herrlichen Hain bei Chantilly hinaus. Man kaufte ſich des Morgens ein gebratenes Hühnchen und eine Flaſche Wein und verbrachte den größten Teil des Tages unter den ſchönen Eichen, legte ſich auf die Erde und ſpeiſte im Grünen. Manchmal flocht eines der jungen Mädchen einen Kranz von Eichenblättern und legte ihn um den Strohhut ihres Begleiters, während er, mit entblößtem Haupte, ſich ausſtreckte und in die Kronen der Bäume emporſtarrte. Ich bewahrte noch lange nachher einen ſolchen Kranz zur Erinnerung auf, und nach einigen Jahren war es wehmütig, ſeine getrockneten Blätter zu betrachten, da während des Krieges der ganze Wald von Chantilly gefällt worden war; der Kranz war nun alles, was von dem prächtigen Eichenhain dort übrig geblieben war.

Die Mitteilung von der Schlacht bei Weißenburg am 4. Auguſt rief Trauer hervor, aber hauptſächlich in Form großer Verwunderung.

Wie? Man hatte eine Niederlage erlitten? Man fing alſo nicht gleich mit dem Siegen an? Nun, der Sieg würde ſchnell folgen. Und wirklich, am nächſten Morgen durchlief wie ein Lauffeuer eine Siegesnachricht die Stadt. Man hatte ſie ſo ſicher erwartet, daß man es völlig unterließ, nachzuforſchen, ob und inwiefern ſie verbürgt war. Alles flaggte; alle Pferde hatten Fähnchen an der Stirn; die Leute hatten ſich kleine Fähnchen an die Hüte geſteckt. Im Laufe des Tages erfuhr man, daß alles Unwahrheit geweſen ſei, und die Niedergeſchlagenheit war groß.

Am nächſten Abend, als ich aus dem Théâtre français kam, war das ſchreckliche Telegramm des Kaiſers, an mehreren Säulen des Bogenganges aufgeklebt, zu leſen: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren. Froſſard zieht ſich zurück. Setzt eiligſt Paris in Verteidigungszuſtand.“ Da wurde mir wie jedem der ganze Umfang des Unglücks klar. Napoleon hatte augenſcheinlich den Kopf verloren; der Schluß der Depeſche hätte ja gar nicht veröffentlicht zu werden brauchen.

Gleich darauf wurde die Proklamation der Kaiſerin erlaſſen, die beinahe närriſch war. „Ich bin in Eurer Mitte“, hieß es darin — ein reizender Troſt für die Bevölkerung von Paris!

Das Erſtaunen brachte eine Art Lähmung hervor; der Zorn ſuchte ſich einen Gegenſtand, wußte aber noch nicht recht, an wem er ſich auslaſſen ſollte. Man war ja noch allzuwenig von dem Geſchehenen unterrichtet. Der Siècle brachte ſofort einen ziemlich aufrühreriſchen Artikel, aber es bedurfte gar keiner aufreizenden Sprache in den Zeitungen. Das ſah ſogar ein Fremder: wurde man nach einer weiteren Niederlage genötigt, Paris zu verteidigen, ſo war das Ende des Kaiſertums da.

Die Erbitterung, die ſich Luft ſchaffen mußte, wandte ſich zunächſt gegen die Miniſter, und lächerlich genug wurde dem Erlaß an die Preſſe, über die Bewegungen der Truppen zu ſchweigen (le mutisme) die Schuld an der Niederlage bei Weißenburg zugeſchoben; dann machte die Erbitterung eine Schwenkung und wandte

ſich gegen die Generale, die als nachläſſig und untauglich abgeſtempelt wurden, bis ſie ſich ſchwer und langſam gegen den Kaiſer ſelbſt drehte.

Aber bei der dem franzöſiſchen Stimmungsleben eigenen Schnelligkeit und bei der Eile, mit der ſich die Ereigniſſe folgten, währte dieſe Erbitterung ſelbſt nur kurze Zeit. Sie raſte ein paar Tage und legte ſich dann aus Mangel an Widerſpruch ganz von ſelbſt, weil das Gefühl immer mehr um ſich griff, daß die Zeit des Kaiſers unwiderruflich vorbei ſei, und daß er nur noch dem Namen nach exiſtiere. Ein Zeugnis für die Schnelligkeit dieſes Umſchlages waren drei aufeinander folgende Artikel von Edmond About in dem Tageblatt „Le Soir“. Der erſte, von ſeinem Gute in der Saverne bei Straßburg geſchrieben, war äußerſt bitter gegen den Kaiſer; er begann: „Napoleone tertio feliciter regnante, wie man in alten Tagen ſagte, habe ich mit meinen Augen geſehen, was ich nie glaubte erleben zu ſollen: den Elſaß überſchwemmt von einem feindlichen Heer.“ Der nächſte Artikel, Mitte Auguſt, ein paar Tage ſpäter nach Abouts Ankunft in Paris geſchrieben, bezeichnete ohne weiteres den Kaiſer als den letzten Bonaparte und begann: „Ich ſehe, ich habe wie ein richtiger Provinzler geſchrieben; in den Provinzen hat man im Augenblick zwei Flüche auf den Lippen; einen gegen die Preußen und einen gegen die, die den Krieg begannen; in Paris iſt man ein gut Stück weiter, dort hat man nur einen Fluch auf den Lippen, einen Gedanken und einen Wunſch: es gibt Namen, die man in Paris ſchon nicht öfter nennt, als ob ſie aus dem zwölften Jahrhundert ſtammten.“

Was er hier ſchrieb, war im Augenblick wahr und richtig. In Briefen wurde ich häufig gefragt, was die Franzoſen nun von der Regierung und dem Kaiſer ſagten. Die Antwort lautete, daß dieſe ganze Seite der Sache in Paris veraltet ſei. Sagte ich zu meinen Bekannten: „Eh bien, que dites-vous de l'empereur?“ ſo erhielt ich die Antwort: „Mais, mon cher, je ne dis rien de lui. Vous voyez si bien que moi, qu'il ne compte plus. C'est un homme par terre. Tout le monde le sait; la gauche même ne l'attaque plus.“ Nicht einmal der Kommandant der Hauptſtadt, General Trochu, nannte Napoleons Namen in ſeiner Proklamation an Paris. Er ſelbſt wagte kaum, von ſich hören zu laſſen. Nachdem er notgedrungen das Oberkommando abgegeben hatte, folgte er

dem Heer als ein Schattenkaiſer, als eine Art Zuſchauer, ein überflüſſiges Möbel. Es hieß von ihm: On croit, qu'il se promène un peu aux environs de Châlons.

Wie man ſieht, war die Abſetzung des Kaiſers im Volksbewußtſein vor ſich gegangen und ſozuſagen öffentlich feſtgeſtellt mehrere Wochen bevor die Schlacht von Sedan ſeine Übergabe an den König von Preußen und die Verkündigung der franzöſiſchen Republik im Gefolge hatte. Die Revolution vom 6. September war keine Umwälzung, ſondern die Beſtätigung eines Zuſtandes, über den man in der Hauptſtadt — noch vor der Schlacht von Gravelotte — einig geweſen war.

Man bereitete ſich in Paris mit aller Macht auf die Verteidigung vor. Die wehrpflichtige Mannſchaft wurde einberufen, große Maſſen von Freiwilligen einexerziert. Rührend war es, die armen Arbeiter auf dem Karuſſellplatz üben zu ſehen, um in die Freikorps einzutreten. Freilich ſahen die meiſten ſo blutlos und elend aus, daß der Gedanke nahe lag, ſie gingen mit, weil ſie einen Frank pro Tag und Uniform bekamen.

26

Wer täglich durch die Feſtungsanlagen fuhr, der konnte, wie laienhaft ſein Verſtändnis auch war, einſehen, daß ſie äußerſt unzureichend waren. Man hörte auch ſtändig Trochus Worte anführen: „Ich bilde mir nicht ein, die Preußen mit den Zahnſtochern aufhalten zu können, die man jetzt auf den Wall pflanzt.“ Seltſam genug, ſchloß man Paris derartig in einen Ring von Mauerwerk ein, daß bei der Durchfahrt im Boulognerwäldchen kaum Platz für einen Wagen mit zwei Pferden blieb. Man bohrte Schießſcharten in dieſe Mauern und Wälle, aber nur wenige zweifelten daran, daß die deutſche Artillerie dieſe ganze Schutzwehr mit der größten Leichtigkeit vernichten könne.

Waffen an die Zivilbevölkerung zu verteilen, wie es die Blätter einſtimmig verlangten, wagte man aus leichtfaßlichen Gründen nicht. Die Regierung der Kaiſerin mußte das Beſtehende aufrecht halten; trotzdem hatte man — wohl ungefähr ſeit dem 8. Auguſt — in Paris den Eindruck, was nun verloren ginge, das ſei unwiderruflich verloren.

Ich hielt es für eine Ehrenpflicht, nach Dänemark zurückzukehren, falls wir in den Krieg hineingezogen würden, und lebte mit dem Gedanken hieran vor Augen. Für Frankreich sah ich mit voller Sicherheit die nahe bevorstehende Revolution voraus; ich litt darunter, daß unter den Führern der Opposition sich kein allgemein anerkannter großer und energischer Mann befand, und daß eine elende Persönlichkeit wie Rochefort nun wieder täglich genannt und hervorgezogen wurde. An Gambetta dachte noch niemand, obwohl sein Name angesehen war, da er sich in den letzten Jahren als der heftigste Redner der Kammer geltend gemacht hatte. Aber es waren keine Redner, die jetzt not taten, und man wußte noch nicht, daß er ein Mann der Tat war.

Die neue Regierung, die auf das Ministerium Ollivier folgte, flößte mir kein Vertrauen ein. Der Premierminister Palikao wurde in den Blättern als ein Mann von Eisen bezeichnet (die gewöhnliche Redensart). Es hieß, „er schrecke nicht davor zurück, die Boulevards mit Kartätschen räumen zu lassen." Aber das dazu erforderliche Genie war ja nicht groß. Es war Frankreich, das er von den Deutschen räumen sollte — und dazu gehörte mehr.

Renan hatte die Reise nach Spitzbergen abbrechen müssen, die er im Gefolge des Prinzen Napoleon unternommen hatte; der Prinz und seine Begleitung waren nur bis Tromsö gelangt, als sie infolge des Krieges zurückgerufen wurden, und Renan war in der heftigsten Gemütsbewegung. Er sagte: „Keine Strafe wäre zu hart für diesen kopflosen Spitzbuben Ollivier, und das Ministerium, das dem seinen gefolgt ist, ist noch schlimmer. Jeder denkende Mensch mußte es sich sagen, daß die Erklärung dieses Krieges Wahnsinn wäre." (A-t-on jamais vu pareille folie, mon Dieu, mon Dieu, c'est navrant. Nous sommes un peuple dèsarçonné.) Für ihn war Palikao nur ein Räuber, Jérôme David ein Mörder. Er hielt den Fall Straßburgs für unmittelbar bevorstehend. Er war weniger verwundert als ich über die grenzenlose Untüchtigkeit, die die französische Flotte unter diesen schwierigen Verhältnissen an den Tag legte. Jeder Plan einer Landung in Norddeutschland war schon damals (am 12. August) aufgegeben, und nicht einmal eine Blockade der Häfen, wie sie Dänemark sechs Jahre vorher durchgeführt hatte, vermochte die französische Flotte zu bewerkstelligen.

Taine war niedergeschlagen wie Renan. Von Deutschland,

wohin er gereist war, um eine Abhandlung über Schiller vorzubereiten, war er zurückgekehrt, weil Frau Taines Mutter plötzlich gestorben war. Schon am 2. August, ehe noch eine Schlacht geschlagen war, fühlte er sich höchst bekümmert, zog die Möglichkeit von Frankreichs Niederlage in Betracht und äußerte überhaupt seinen tiefen Kummer darüber, daß zwei Nationen wie Deutschland und Frankreich nun einen solchen Völkerkrieg gegeneinander führen sollten. Er gab dieser seiner Trauer einen ergreifenden und unvergeßlichen Ausdruck.

Philarète Chasles sah in den Niederlagen eine Bestätigung seiner tagaus, tagein verkündeten Lehren, daß die lateinischen Völker in immer reißenderem Niedergange begriffen seien. Spanien und Portugal, Italien, Rumänien, die südamerikanischen Republiken befanden sich seiner Auffassung nach in moralischem Verwesungszustande. Frankreich sei ein reines Byzanz. Es sei eine Tollkühnheit sondergleichen gewesen, diesen Krieg zu einem entscheidenden Rassenkampf machen zu wollen zwischen dem Stamm, der als protestantisch die freie Forschung in seiner Fahne führe, und dem, der noch nicht vermocht hätte, sich den Papst und die politische Alleinherrschaft vom Halse zu schaffen. Nun müsse Frankreich dafür büßen.

Draußen in Meudon, wo er seine Sommerwohnung hatte, waren — vermutlich durch Nachlässigkeit — verschiedene Explosionen vorgekommen, das letzte Mal am 20. August. Man hatte gerade Bazaine zwanzig Kisten Patronen geschickt; noch hundert standen da, die an dem Tage abgehen sollten, weil sie dringend verlangt wurden. Sie gingen in die Luft, und niemand im Städtchen bezweifelte, daß die Sprengung das Werk preußischer Spione sei. Denn so weit war man nun gekommen, daß man überall preußische Spione sah. (Im ersten Monat des Krieges wurden in Frankreich alle Deutschen Preußen genannt.) Man legte Gewicht darauf, daß General Frossards Neffe, ein junger, durch einen Degenstoß in die Brust verwundeter Leutnant, der in Chasles' Turmgebäude lag und in der Regel besinnungslos, aber infolge des Krachs in die Höhe gefahren und zum Bewußtsein gekommen war, gerufen hatte: „Das ist Verrat! Es ist die Kammer Nummer sechs, die in die Luft geht!" Wirklich lagen die Patronen dort. Es hieß, man habe in Meudon Spuren von demselben Sprengstoff gefunden,

der zu den Bomben gegen den Kaiser in den ersten Tagen des Mai verwendet worden sei. (Dieses Attentat war vermutlich ein Werk der Polizei.) Der Täter blieb indessen — wohl aus guten Gründen — unentdeckt.

Was der alte Philarète Chasles Eitles an sich hatte, das war von ihm abgefallen in dieser ernsthaften Zeit, die die besseren Menschen noch besser zu machen schien. Auch seine Nichte, sonst laut und eingebildet, war wie verwandelt. Sie saß eines Tages, als ich in Meudon bei ihnen war, lange in einer Ecke und weinte still. Man war draußen wie im Fieber, hatte keine Ruhe, wollte teils das Neueste erfahren, teils den Pulsschlag von Paris fühlen. Als wir an dem Tage gegessen hatten, bat Chasles mich, mit ihm zur Stadt zu fahren, und als wir ankamen, nahm er einen Wagen und fuhr mit mir zwei Stunden hintereinander herum, um die Stimmung zu beobachten. Wir hörten zahllose Anekdoten erzählen, meist apokryphen Inhalts, die jedoch den Glauben des Augenblicks wiedergaben. Die Kaiserin hätte drei Milliarden (!) in französischem Gelde an die Bank von London gesandt. Der Kaiser, der auf Mac Mahon eifersüchtig sei, seitdem dieser ihn bei Magenta gerettet hätte, hätte seinen Feldherrn des Kommandos über die Turkos beraubt, obwohl der Marschall im Kriegsrat gesagt habe: „Man muß mir die Turkos geben. Sie gehorchen keinem anderen.“ Und wirklich habe kein anderer als er Macht über sie. Wenn einer von ihnen gestohlen oder sich auf andere Weise vergangen hätte, und Mac Mahon, den sie nur „unseren Marschall“ nannten, ihre Front abritt und sie schalt, so begannen sie zu weinen, stürzten herbei und küßten seine Füße, klammerten sich an sein Pferd wie Kinder, die um Verzeihung bitten. Nun hatte man den großen Fehler begangen, sie einem anderen General zu geben. Und da man die Deutschen mit ihnen blenden wollte, hatte man sie und die Zuaven zuerst ins Feuer geführt, obwohl Bazaine verständigerweise gesagt hatte: „Wenn man fahren will, fängt man nicht mit Galopp an.“ So seien diese Kerntruppen beim ersten Zusammenstoß aufgerieben worden. Es hieß, daß von zweitausendfünfhundert Turkos nur neunundzwanzig übrig seien.

Wie Volkssagen sich bilden infolge des Dranges, ganze Schlachten in den Zusammenstößen der Feldherren — genau wie zur homerischen Zeit oder bei Shakespeare zu personifizieren, — das ver-

riet ſich in folgender Anekdote, die uns erzählt wurde: „Der Kronprinz von Preußen kämpfte bei Wörth ſehr tapfer in der erſten Reihe. Daß er die Turkos in Verwirrung brachte, beruhte darauf, daß ein Sonnenſtrahl auf den ſilbernen Adler fiel, der auf ſeinem Helm angebracht war. Die Araber ſahen darin ein Zeichen des Himmels. Mac Mahon, der im Gliede ſtand und ſchoß, war dem Kronprinzen ſo nahe, daß dieſer auf Franzöſiſch zu ihm hinüberrief: Voilà un homme! Aber der Franzoſe überbot ihn an ritterlicher Artigkeit, denn er faßte an ſeine Mütze und antwortete: Voilà un héros!“

27

Ich hatte nach meiner Rückkehr nach Paris Unterricht bei einer vortrefflichen Sprachlehrerin genommen, einem alten Mädchen, das viele Jahre lang Skandinavier in Franzöſiſch unterrichtet hatte, einem Fräulein Guémain, an die ich Aufſätze in Form von Schilderungen oder Betrachtungen ſchrieb, um mir Übung im ſchriftlichen Ausdruck zu erwerben. Sie hatte die meiſten hervorragenden Nordländer gekannt, die in den letzten zwanzig Jahren Paris beſucht hatten, hatte u. a. Magdalene Thoreſen unterrichtet, als dieſe ſich in ihrer Jugend dort aufhielt. Sie war ein ſeltener Menſch, ein ausgezeichnetes Geſchöpf, intelligent, feinfühlig und unſchuldig, das einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ. Außer den feſtgeſetzten Unterrichtsſtunden ſprachen wir manchmal ſtundenlang miteinander. Wie wehmütig, daß das Leben ſolcher guten und ſeltenen Frauen entſchwindet, ohne daß ſie bei Lebzeiten ſonderlich viel Dank ernten, und ohne daß einer von den zahlreichen, denen ſie wohlgetan haben, öffentlich ausſpricht, was ſie wert ſeien. Sie beſaß all die franzöſiſche Feinheit im Verein mit all der Beſcheidenheit eines armen alten Mädchens, war zugleich perſönlich unerfahren und doch durch das Viele, was ſie geſehen hatte, in hohem Grade welterfahren. Ich ſuchte ſie 1889, nach neunzehn Jahren, wieder auf, als ich durch Jonas Lie und ſeine Gattin, die ſie kannten, ihre Adreſſe erfahren hatte. Ich fand ſie gealtert, noch liebenswürdiger und rührend demütig. Es ſchnitt mir ins Herz, als ſie zu mir ſagte: „C'est une vraie charité, que vous me faites de venir me voir.“

Fräulein Guémain war wie alle anderen heftig bewegt von

dem, was wir täglich in dieſer gewaltſamen Spannung erlebten. Als Frau war ſie am empfänglichſten für Eindrücke des Ernſtes, der ſogar leichtſinnige Menſchen ergriffen hatte, und von der vaterländiſchen Begeiſterung, die immer weitere Kreiſe ergriff. Sie hielt ſie für tiefer und ſtärker als ſie in der Regel war.

28

Bei meinen italieniſchen Freunden war die Stimmung höchſt verſchieden. Die Italiener und Italienerinnen waren ihrer Gewohnheit gemäß die reinen Kinder, lachten über das Ganze, waren froh darüber, daß die Preußen die Franzoſen „verdroſchen", denen ſie als gute Patrioten jedes mögliche Unglück wünſchten. Die Franzoſen wären in Italien als Tyrannen aufgetreten; nun geſchehe ihnen ganz recht. Die Preußen kämen außerdem nicht nach Paris. Aber falls ſie kämen, würde man ſie gut aufnehmen, als Freunde zum Mittageſſen einladen. Manchmal verſuchte ich eine Entgegnung, kam aber damit ſchön an. Als ich eines Tages einer großen und ſtarken Römerin gegenüber eine Bemerkung über die Undankbarkeit der Italiener gegen Frankreich machte, fuhr die gute Frau wie von einem Meſſer geſtochen in die Höhe und verbreitete ſich leidenſchaftlich über die Schändlichkeit der Franzoſen. Die Römer ſeien — wie wohl jedermann wiſſe — die erſte Nation der Erde. Hätten die Franzoſen ſich an ihnen vergriffen und gewagt, ſie zu verhindern, ihre Stadt zu Italiens Hauptſtadt zu machen, indem ſie eine franzöſiſche Beſatzung hineinlegten, die dort nichts zu ſuchen habe, ſo hätten ſie ſelbſt die Nemeſis herausgefordert, die ſie nun getroffen hätte, und die die Italiener ſtrahlenden Auges verfolgten. Sie ſagte dies trotz des Zornes mit einer Haltung und einem Anſtand, daß man den Eindruck erhielt, würde ſie eines Tages dazu berufen, einen Thron zu beſteigen, ſie würde ſich auf ihn ſetzen, ganz natürlich, ohne jede Verlegenheit, als wäre dergleichen für eine Römerin nur das, was man ihrem Blute ſchuldig ſei.

29

Inzwiſchen begannen die Niederlagen und Demütigungen die geſunde Vernunft der Franzoſen zu verwirren und ihre Inſtinkte

irre zu führen. Der große Haufe konnte es nicht faſſen, daß dies alles mit natürlichen Dingen zuginge. Die Preußen hätten unmöglich auf ehrlichem Wege geſiegt, ſondern augenſcheinlich durch eine jahrelang in Frankreich fortgeſetzte Spionage. Was hätten ſonſt die vielen Deutſchen für einen Zweck, die in Paris anſäſſig wären. Die Franzoſen büßten jetzt nicht für ihre Laſter, ſondern gerade für ihre Tugenden, ihren guten Glauben, ihre Gaſtfreundlichkeit, ihr treuherziges Wohlwollen gegen treuloſe Einwanderer! Sie hätten es nicht begriffen, daß der nordiſche Fremde der heimtückiſche geriebene Feind ſei!

Es wurde allmählich unheimlich, Fremder in Paris zu ſein. Ich ging nie ohne Paß. Aber der Paß gab keine Sicherheit. Es bedurfte nur einer aus der Luft gegriffenen Beſchuldigung, eines zufälligen und törichten Verdachtes, ſo wurde der Nichtfranzoſe als „Spion“ mißhandelt. Sowohl in Metz wie in Paris wurden im Monat Auguſt Menſchen gehängt oder verſtümmelt, die man für „Preußen“ hielt. Die Zeitungen brachten in der letzten Hälfte des Auguſt die Mitteilung aus der Dordogne, daß dort ein Volkshaufe ſich eines jungen Mannes, eines Herrn de Money bemächtigt hatte, von dem eine Bande behauptete, er habe gerufen: „Vive la Prusse!“ Man hatte ihn ausgekleidet, mit Stricken gebunden, auf ein Feld hinausgetragen, auf einen Scheiterhaufen von naſſem Holze gelegt, und da dies nicht ſchnell genug zünden wollte, Strohhalme rings umher darunter geſteckt, und ihn ſo lebendig verbrannt. — Aus dem Viertel La Villette hörte man in Paris täglich von ähnlichen Ermordungen Unſchuldiger, in denen man preußiſche Spione ſah.

Unter dieſen Umſtänden konnte eine Kleinigkeit verhängnisvoll werden. Eines Abends Ende Auguſt hatte ich „Die Afrikanerin“ in der Großen Oper und zugleich Marie Saß' Ausführung der Marſeillaiſe gehört — ſie ſang, als hätte ſie hundert feine Glocken in ihrer Stimme, aber ſie ſang das Nationallied wie eine Arie. Ich nahm mir vor der Oper eine Droſchke. Der Kutſcher ſchlief; ein Kerl rüttelte ihn deshalb, und er begann zu fahren. Ich merkte, daß er während der Fahrt auf ſeine Uhr ſah, und dann davon fuhr, was das Zeug halten wollte. Als ich zum Hotel kam, gab ich ihm ſeine Bezahlung und vier Sous Trinkgeld. Er ſchrie indeſſen, daß dies nicht genug ſei, er wäre de remise geweſen; er hätte mich für einen anderen gehalten, weil er ſo plötzlich geweckt

worden wäre; er ſei von einem anderen Herrn beſtellt geweſen. Ich lachte und ſagte, das ſei ſeine Sache, nicht die meine; was ging das mich an! Aber weil er, falls er wirklich de remise war, höchſtens noch zwei Sous fordern konnte, und weil es nach den damaligen Beſtimmungen unmöglich war, zu wiſſen, ob er die Wahrheit ſprach oder nicht, ſo gab ich ihm die zwei Sous, doch kein Trinkgeld weiter, da er kein Recht hatte und ich nicht daran zweifelte, daß er log. Aber nun begann er, den Mund voll zu nehmen: es wäre eine Schande, kein Trinkgeld zu geben, und da er ſah, daß es nichts half, weil ich die Hoteltreppe hinaufging, rief er erſt in ſeiner Wut: „Vous n'êtes pas Français!“ Und darauf: „Vous êtes Prussien!“ Kaum hatte er das geſagt, als das ganze Hotelperſonal, das in der Haustür geſtanden hatte, verſchwand und die Leute auf der Straße lauſchend ſtehen blieben und ſich umdrehten. Ich begriff die Gefahr und wurde von Wut ergriffen. Mit einem Satz war ich die Treppe hinunter, fuhr auf den Kutſcher los, packte ihn an der Gurgel und erhob meine Hand mit ihren amerikaniſchen Knöcheln gegen ſeinen Kopf. Da vergaß er zu ſchimpfen und bettelte plötzlich: „Ne frappez pas, Monsieur!“ ſtieg auf den Bock und fuhr äußerſt ſtill ſeines Weges. In meiner Erbitterung rief ich die Hotelkellner zuſammen und verhöhnte ſie wegen ihrer Feigheit.

Es war trotz der ſchönen Jahreszeit das unheimlichſte Wetter, und die Stimmung der Stadt war unheimlich wie das Wetter. Man ſah bald nur noch wenige Menſchen auf der Straße; aber alle Büchſenmacher und Waffenfabrikanten hatten Zulauf. Am Tage ertönten keine frohen Rufe oder Lieder; aber die kleinen Kinder von ſechs, ſieben Jahren gingen abends in Reihen, einander an den Händen haltend, und ſangen: „Mourir pour la patrie!“ in der ſchönen, rührenden Melodie. Doch dieſe Töne waren die einzigen ſanften, die man vernahm. Allmählich war es, als ſei die Luft von Schrecken und Raſerei erfüllt. Die Erbitterung wälzte ſich von neuem wie ein dicker, ſchwarzer Strom gegen den Kaiſer, gegen die Miniſter und Generale und gegen die Preußen, die man allerorten zu ſehen glaubte.

Die Fremden wurden aufgefordert, Paris zu verlaſſen, damit die Stadt im Falle der Belagerung keine überflüſſigen Münder zu ernähren hätte. Gleichzeitig hieß es in Trochus Proklamation vom 26. Auguſt, daß der Feind in drei Tagen vor den Mauern von Paris ſein könne. Unter dieſen Umſtänden war die Stadt kein Aufenthalt mehr für jemand, der nicht dort eingeſchloſſen zu werden wünſchte.

In einer der letzten Nächte des Auguſt fuhr ich von Paris nach Genf. Auf der Abgangsſtation ſtanden wartend, zu Tauſenden in Reihen, wie das liebe Vieh zuſammengepfercht, die deutſchen Arbeiter, die man plötzlich aus Frankreich auswies — ein peinlicher Anblick. Dieſe Arbeiter waren unſchuldig am Kriege, an den Niederlagen, an den Späherdienſten, deren man ſie beſchuldigte; nun wurden ſie hordenweiſe fortgetrieben, aus ihrer Wirkſamkeit herausgeriſſen, ihres Brotes beraubt, von feindlich geſinnten Zuſchauern umringt.

Da es hieß, daß die ſüdwärts gehenden Züge am folgenden Tag nicht mehr fahren würden, ſo war der Genfer Zug überfüllt, und man mußte zufrieden ſein, wenn man nur einen Platz bekam. Die Reiſegeſellſchaft war, was das männliche Geſchlecht anbelangt, wenig anſprechend: ein naſeweiſer und grober alter Schweizer, der, da die Nacht kühl war und er keine Reiſedecke hatte, ſich in vier oder fünf ſeiner ſchmutzigen Hemden wickelte — ein höchſt widerwärtiger Anblick; ſodann ein zierlicher Franzoſe, der ohne ein Gefühl für das Schickſal des Landes und des Volkes uns auseinanderſetzte, daß er lange Zeit den Wunſch gehabt habe, Italien zu ſehen und gefunden hätte, daß jetzt, da das Geſchäftsleben doch ſtillſtände, der Augenblick gekommen wäre.

Die weiblichen Reiſenden im Wagen waren eine noch junge Pariſerin mit ihrer fünfzehnjährigen anmutigen und lebhaften Tochter, die mit ihrem hübſchen Äußeren der wunderſchönen Schauſpielerin Maſſin am Théâtre Gymnaſe glich. Die Mutter war Feuer und Flamme, raſte faſt bis zum Weinen über die Lage der Dinge, ſpie Feuer über die Feigheit der Offiziere, daß ſie den Kaiſer noch nicht vor die Tür geſetzt hatten. Ihr Bruder war als Gefangener in Königsberg; ihre männlichen Verwandten waren alle

im Felde. Die Tochter war entsetzt bei dem Gedanken, daß der Zug vom Feinde angehalten werden könnte — was für sehr wohl möglich erachtet wurde —, lachte aber doch dazwischen und war zugleich bange vor den Preußen und ungeheuer neugierig darauf, sie zu sehen zu bekommen: „J'aimerais bien pouvoir dire que j'aie vu des Prussiens.“

An einer Station kamen ein paar versprengte Soldaten mit zerrissenen und staubigen Kleidern in unseren Wagen hinein; sie sahen scheußlich aus, mit Schmutz und Lehm bespritzt; sie waren rein verzweifelt, und man hörte es ihren Reden an, in welcher Auflösung die Mannszucht war; sie schimpften rücksichtslos auf ihre Offiziere, nannten sie untauglich und verräterisch, machten aber selbst den Eindruck, sehr mäßige Soldaten zu sein. Nur der junge Feldwebel, der sie führte, war einigermaßen bei Laune; doch war es auch mit ihm nicht besonders bestellt. Es war merkwürdig, zu hören, was er glaubte: Marschall Leboeuf habe in Metz einen als Kellner verkleideten preußischen Offizier hinter seinem Stuhl gehabt. Jetzt erst hätte man es entdeckt. Rußland hätte Preußen Truppen geliehen und sie in preußische Uniformen gesteckt; sonst könnten es unmöglich so viele sein. Aber auch Rom sei Schuld an Frankreichs Unglück. Die Jesuiten hätten das Ganze angestiftet, weil das Land so aufgeklärt sei; denn sie wollten nie, daß jemand etwas lerne.

Von Culoz begann die Fahrt durch das herrliche Juragebirge. Auf beiden Seiten ein ungeheures Panorama von hohen waldbewachsenen Bergrücken mit armen kleinen Städten an den Abhängen entlang. Bei Bellegarde wurden die Pässe abverlangt; ohne Paß durfte man Frankreich nicht verlassen, — eine törichte Einrichtung. Die Alpen begannen den Gesichtskreis zu begrenzen. Der Zug ging bald durch lange Tunnels, bald zwischen Felsenabhängen, bald über einen Gebirgsrücken, von dem man ins Tal hinabsah, wo die blaugrüne Rhône sich wie ein schmales Band zwischen den Felsen hervorwand. Es war, als ob ihr Gewässer immer schneller und schneller flösse. Das erste Maisfeld. Schlanke Pappeln ohne Seitenzweige, aber völlig mit Laub bedeckt, standen da, von dem heftigen Winde in den Felsenspalten fast zu Spiralen gedreht. Das erste Schweizerhaus.

Dort lag Genf zwiſchen Alpenrücken, von der Südſpitze des Lac Leman durchſchnitten, über den viele ſchöne Brücken führten. In der Mitte eine kleine Inſel mit der Bildſäule Rouſſeaus. In geringer Entfernung von ihr ſtürzte die Rhône ſich brauſend und ſchäumend in den See. Von meinem Fenſter aus hatte ich in der Ferne die blendende Schneezinne des Montblanc vor Augen.

Nach Paris erſchien Genf wie eine Provinzſtadt. Die Cafés ſahen aus wie Zehntel oder Ecken von Cafés. Die Straßen, in denen der Sand aufwirbelte, daß man nicht aus den Augen ſehen konnte, und die nicht geſprengt wurden, waren menſchenleer. Im Hotel vor dem Spiegel das Neue Teſtament auf Franzöſiſch, in Leder gebunden; man fühlte, man war in der Hauptſtadt des Calvinismus.

Die Straßen im alten Teil der Stadt gingen hügelig auf und ab. In den Schaufenſtern der Buchhändler lagen franzöſiſche Verſe gegen Frankreich, gewaltſame Ausfälle gegen Napoleon III. und Ausbrüche der Verachtung gegen das Volk, das ſeine Männlichkeit verloren und ſich von einem Tyrannen hatte unterjochen laſſen. Daneben Porträts der aus den verſchiedenſten Ländern vertriebenen Freidenker und Freiheitskämpfer, die in der Schweiz eine Zuflucht gefunden hatten.

Ich durchſegelte den Genferſee die Kreuz und Quer, beſeligt von der Schönheit, die er und ſeine Umgebung mir offenbarten. Seine Bläue, die mir ganz einzigartig erſchien, erfüllte mich während der wechſelnden Beleuchtungen zu den verſchiedenen Tageszeiten völlig mit Entzücken. Auf dem See machte ich die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen griechiſchen Familie, der erſten, die ich jemals getroffen hatte. Der älteſten Tochter, einem vierzehnjährigen jungen Mädchen, war der Hut abgeflogen. Ich hatte ein ganz neues eingepacktes ſeidenes Tuch bei mir und bot es ihr an. Sie nahm es und band es ſich um das Haar. Ihr Name war Maria Kumelas. Zum erſten Male ſah ich ein vollſtändig griechiſches Profil, wie ich es bisher nur an Statuen gekannt hatte. Stirn und Naſe verliefen ſo ganz in einer Linie, daß keinerlei Übergang zu erkennen war.

Ich machte Ausflüge nach Savoyen, bestieg zu Esel La grande Salève und sah von dort aus den Genfersee in seiner ganzen Länge. Ich fuhr bis zum Chamounix-Tal siebzehn Meilen in einer mit fünf Pferden bespannten Diligence; alle zwei Stunden ungefähr wurden Kutscher und Pferde gewechselt. Überall wo es möglich war, ging es im flottesten Galopp. Unterwegs hörte ich das erste Italienisch. Es war nur das Wort Quattro, aber mich beglückte es. Über die hohen waldbestandenen Berge ragte ganz oben der nackte Felsstein aus dem Erdboden hervor. Die breiten Abhänge, auf denen die Wälder sich so hoch erhoben, daß die obersten sich wie Moos auf den Steinen ausnahmen, gestatteten einen meilenweiten Ausblick. Der Fluß Arve, der sich im Bogen dahinschlängelte, wurde häufig vom Wege durchschnitten; sein Wasser war grauweiß und hatte eine hurtige Strömung, sah aber häßlich aus. Prächtige Brückenbogen waren über ihm errichtet, mit Abgründen zu beiden Seiten.

Mitten auf der Landstraße trat, nachdem er eine Zeitlang von den Bergen verdeckt worden war, plötzlich der Montblanc in seinem leuchtenden Glanz hervor, der das Auge gleichsam ermüdete und quälte. Ein neues und seltsames Gefühl war es, sich ganz und gar von Bergen eingeschlossen zu sehen. Es beengte einem Bewohner der Ebene die Brust, dermaßen umzingelt zu sein und nicht einmal den Anblick der unbeweglichen Schneefläche mit ihren kammgedeckten Spitzen vermeiden zu können. Im Flußtal verlief der Weg zwischen merkwürdig frischen Walnußbäumen, Platanen, Apfelbaum-Alleen; aber zuweilen fuhr man durch Täler, so eng, daß die Sonne dort nur zwei oder drei Stunden des Tages schien, und da war es kalt und feucht. Savoyen war sichtlich genug ein armes Land. Die Trauben waren klein und nicht süß; Erde gab es wenig, aber jeder Flecken war ausgenutzt. An einer Stelle rann ein Bergstrom den Felsen entlang; von einer scharfen Kante, die wie ein Dachfirst hervorsprang, wurde der Strom zersplittert und in Staub verwandelt, so fein, daß man gar kein Wasser sehen konnte; dann sammelte sich der Strom wieder unten am Fuße des Berges und ergoß sich mit reißender Hast in den Fluß, brausend, weißgrau, eine Eiseskälte verbreitend. Die Temperatur-

veränderungen waren auffallend; an geschützten Stellen heißer Sommer, zwei Schritt davon barscher Herbst, eine Luft, die durch Mark und Bein schnitt. Man durchlebte die Monate des Jahres in einer Viertelstunde.

Die Reisegesellschaft bestand nur aus Engländern, alle gleich, unveränderlich, unbeweglich. Hatte einer von ihnen seinen Rock zu Anfang der Tour zugeknöpft, so knöpfte er ihn unterwegs nicht auf, und wenn es noch so warm wurde; und hatte er Lederhandschuhe angezogen, so zog er sie durch zehn Stunden nicht von den Händen. Die Männer gähnten meist, die jungen Mädchen plauderten. Die Engländer hatten sich das Land vollkommen untertan gemacht, und in den Hotels achtete man in dem doch französischen Lande einen Engländer höher als ein Dutzend Franzosen. Ich begriff hier zwei sehr verschiedene Gedichte: Hauchs Schweizerbauer und Björnsons Über die hohen Felsen. Hauch hat diese Natur und das Wesen dieser Leute empfunden kraft seiner norwegischen Geburt und seiner Gabe, sich in fremde Anschauungen hineinzuversetzen; Björnson hat der Eingeschlossenheit und der Sehnsucht unvergänglichen Ausdruck verliehen. Aber wer vier Monate lang Straßenstaub und Straßenschmutz eingeatmet hatte, dem tat es wohl, die starke reine Luft einzuatmen und endlich einmal wieder die Wolken herumschwimmen und an die Bergwände stoßen, sich matt gegen einen Abhang legen und sich auf der Fahrt ruhen zu sehen. Das Vieh ringsum wurde von kleinen achtjährigen Rangen gehütet, wie man sie auch im Norden so gut kannte, wenn sie dort mit ihren Murmeltieren ankamen; sie glichen lauter winzig kleinen Schurken, wie allerliebst sie auch waren.

Ich ritt auf einem Maultier nach Montanvert hinauf und ging von da zu Fuß über das Mère de glace, erkletterte den steilen Abhang nach Chapeau, wanderte zur Kristallgrotte hinunter und ritt von dort nach Chamounix zurück. Der Aufritt in der frühen Morgenstunde war köstlich; die Bergluft so leicht; die Nebel verteilten sich; die Tannen, die den frischen Bergpfad umsäumten, atmeten einen durchdringenden Duft aus. Eine amerikanische Familie, mit der ich Bekanntschaft geschlossen hatte, bestand aus vier Mitgliedern und hatte drei Führer mit. Ein alter würdiger Gentleman, der mit seiner Tochter reiste, wagte sich nicht an diese riskante Tour heran; aber die Tochter wollte so gern mit, daß

ſie meiner Fürſorge anvertraut wurde, als ich mich erbot, ſie mitzunehmen. Ich nahm zwei Maultiere und einen Führer, in der Meinung, daß dies genug ſei. Von Montanvert und bis zum Gletſcher hinab war der Weg unangenehm, ein ſteiler Felſenpfad mit rollenden Steinen. Als wir zum Eismeer kamen, erhielt die junge Dame natürlich die Hand des Führers, und ich wurde der letzte der Karawane, ganz bedächtig mit dem langen Alpenſtock über das glatte Eis ſchreitend, das in Wellen dalag. Aber bald war es in tiefe Spalten geborſten, und weit draußen kamen wir nun an die Stellen, wo der Weg, den man ſich ſuchen konnte, nur ein paar Hände breit war und das Eis zu beiden Seiten gähnende Abgründe hatte. Die Stirn wurde mir heiß, und manchmal war es mir, als ob mein Herz ſtill ſtünde. Eigentliche Angſt hatte ich jedoch nicht. Der Führer rief mir zu: „Sehen Sie weder nach rechts noch links, ſehen Sie zu Boden und ſetzen Sie die Füße auswärts!“

Ich hatte nur einen Gedanken im Kopf: Nicht gleiten! und mir wurde draußen auf dem Eiſe ſo heiß, daß ich brannte. Als ich endlich hinüber gekommen war, merkte ich, daß ich zitterte. Sonderbar genug bebte ich bei dem Gedanken an den blauen gähnenden Spalt zu meinen beiden Seiten, in den ich kaum hinabgeblickt und den ich doch ohne Zittern paſſiert hatte.

Der Anfang des Überganges war verhältnismäßig leicht geweſen, nur war die Glätte bisweilen ziemlich ſchlimm. Aber mitten im Gletſcher war der Weg unheimlich; dort lagen die Moränen, Haufen von Rieſenblöcken und alle möglichen Sorten von Steinen und Kieſel, die geſchmolzene Gletſcher auf ihrem Wege mit hierher getragen hatten, und es war nicht bequem, über ſie hinweg zu kommen. Hatte man ſie endlich überſtanden, dann folgte le mauvais pas, der ſeinem Namen Ehre machte. Man erklomm den völlig ſteilen Felſenabhang vermittelſt eines darin eingeſchlagenen eiſernen Geländers. Aber der Platz für den Fuß war klein, und der Stein feucht von der Menge der vielen Rinnſale, die rieſelnd herabſauſten. Endlich war es ja notwendig, bei jedem Schritt das Geländer ein paar Sekunden loszulaſſen.

Der Weg galt und gilt indeſſen für völlig gefahrlos, und die Ausſicht über die Gletſcher, die man gewann, lohnte die gehabte Mühe. Schöner noch als ſelbſt die Montblancſpitze mit ihrer abgerundeten Form waren die ſteilen grauen Felſenzinnen, mit Eis

Digitized by Google

in allen Furchen, die l'Aiguille du Dru genannt werden. Dieſe Berge, die ſo weit das Auge reichte von gleicher Höhe zu ſein ſchienen, obwohl ſie zwiſchen ſiebentauſend und vierzehntauſendachthundert Fuß wechſelten, erſtreckten ſich meilenweit rings am Horizont.

Die Eisgrotte hier war ganz verſchieden von der himmelblauen Grotte, in der ich zwei Jahre früher im Grindelwald gewandert war. Hier war die Eismaſſe ſo ungeheuer hoch, daß ſie nicht den geringſten Tagesſchimmer in die in ihrem Innern ausgehauene Wölbung durchließ. Es herrſchte Halbdunkel, und ſie wurde nur von einer Reihe angezündeter Lichtchen erhellt, die in Niſchen angebracht waren. Das Eis hatte eine kohlſchwarze Farbe, während das Licht in Goldglanz von allen hervorſpringenden Rundungen und Kanten flimmerte. Es ſah aus wie Goldbrokat auf Trauerſamt.

Als ich von Chamounix nach Genf zurückkehrte, ſtand der Hotelwirt in der Tür und rief mir zu: „Das ganze franzöſiſche Heer mitſamt dem Kaiſer iſt bei Sedan gefangen genommen worden!“ — „Unmöglich!“ rief ich aus. — „Ganz ſicher,“ antwortete er. „Es ſteht in den deutſchen Telegrammen, und von deutſcher Seite iſt noch kein einziges unwahres Telegramm veröffentlicht worden!“

Einen Tag ſpäter teilte ein Genfer Blatt die Verkündigung der Republik in Frankreich mit.

Gleichzeitig kam ein Brief von Julius Lange, der mich wegen meiner „Geizkragen- und City-Politik“ angriff, ein ernſthaftes Bedauern darüber, daß aus „unſerer Kriegserklärung gegen Preußen“ nichts geworden war, und die Hoffnung ausſprach, der Aufenthalt in Frankreich habe nun wohl eine Veränderung in meinen Anſichten bewirkt.

Dänemark hatte nach ſeiner Auffaſſung eine Gelegenheit zur Genugtuung verſäumt, wie ſie niemals wiederkehren würde.

33

Der Genferſee entzückte mich. Die ganze ihn umgebende Natur kam mir feenhaft vor, ein Traumland, in dem mächtige Berge ihre ſchwarzblauen Schatten in ein himmelblaues Waſſer herabwarfen, unter einer funkelnden ſtrahlenden Sonne, die die Luft mit ihren Farben ſättigte. Eindrücke von Lauſanne, Chillon, Vevey gingen in meine Univerſitätsvorleſungen des nächſten Jahres über. Die

Marterwerkzeuge in Chillon, barbarisch und fürchterlich wie sie waren, ließen mich über die noch schlimmeren Mordwerkzeuge nachdenken, die im Kriege zwischen Frankreich und Deutschland angewandt wurden. Meiner Meinung nach mußte man — wenn man den Krieg aus nächster Nähe sah, — glauben, daß die Erde von gefährlichen Irrsinnigen bevölkert sei. An die Stelle der überlegten Grausamkeit des Mittelalters war nun die politische Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Menschenleiden getreten. Indessen, war nie vorher ein Krieg dermaßen fürchterlich gewesen, so waren auch nie vorher solche Anstrengungen gemacht worden, um den Jammer zu lindern. Während fanatische französische Weiber auf den Schlachtfeldern verwundeten Deutschen die Nasen abschnitten und sie verstümmelten, wo sie konnten; und während die Deutschen Dörfer abbrannten und deren friedliche Bewohner töteten, falls bloß einer von ihnen einen Schuß abgegeben hatte, wirkten in der Stille die großen Gesellschaften zur Pflege Verwundeter. Und hier stand besonders die Schweiz obenan. Es gab also zwei Strömungen: eine unmenschliche und eine menschliche, von denen die letztere sich einst als die stärkere erweisen würde. Unter Ludwig XVI. war Krieg noch gleichbedeutend mit unbeschränkter Plünderung, Mord, Gewalttätigkeit, Diebstahl und Raub. Unter Napoleon I. gab es noch keine Ambulanzen. Die Verwundeten wurden hin und wieder auf einige Karren übereinander gepackt — wenn man überhaupt Karren hatte; andernfalls blieben sie liegen, wo sie lagen, oder wurden in eine Grube geworfen, um dort in Frieden zu sterben. Jetzt war es doch etwas besser.

34

In Genf erreichte mich die Mitteilung, daß trotz eines Versprechens, das Hall als Minister dem für mich darum nachsuchenden Hauch gegeben hatte — mir keine Reiseunterstützung vom Kultusministerium bewilligt worden war. Auf eine nochmalige Anfrage hatte Hall geantwortet: „Ich habe so viel halbe und ganze Versprechen gegeben, daß ich sie unmöglich habe im Gedächtnis behalten oder einlösen können.“ Diese Enttäuschung traf mich ziemlich hart; ich hatte im Ganzen nur ungefähr neunhundert Kronen übrig und konnte nur noch neun Wochen fortbleiben, wenn ich keine

Schulden machen wollte — ich, der ich darauf gerechnet hatte, noch Jahr und Tag im Auslande zu bleiben. Umstände, über die ich nicht Herr war, zwangen mich später, doch noch fast ein Jahr lang in der Fremde zu bleiben. Aber das konnte ich damals nicht voraussehen, und die Mittel dazu hatte ich keineswegs. Mehrere meiner Bekannten hatten große ministerielle Unterstützungen; Krieger und Martensen hatten Heegaard auf einem Brett viertausend Kronen verschafft, als er sich dem Einfluß Rasmus Nielsens zu entziehen wünschte. Es schien mir, als ob die Weigerung, mir etwas zu geben, ein schlimmes Vorzeichen in bezug auf meine erhoffte Anstellung in Dänemark sei. Mit meiner Feder konnte ich auf der Reise wie sonst äußerst wenig verdienen; es gab zehn Kronen für sechs Folioseiten, und da ich mich außerstande fühlte, in der Unruhe des Reiselebens etwas Taugliches zu schreiben, versuchte ich es gar nicht erst. Mit einer Art von Schrecken dachte ich, der ich mich auf eine längere Reise gefaßt gemacht hatte, die mich von all den alten Banden befreien sollte, an meine frühere eingeengte Lebensführung in Kopenhagen. All die alten Bande erschienen mir von weitem wie die Bande einer Zwangsjacke.

35

Gräßlich langsam mit vielen Verspätungen — infolge des Krieges — bewegte sich der Zug aus Genf im Schneckentempo südwärts. Unter den Reisenden befand sich ein beredter italienischer Maurermeister, der aus Lyon kam, ein alter Garibaldist, dessen Lebensereignis es war, daß Garibaldi einmal in Vareſe mit ihm allein gefrühstückt hatte. Das Glas, aus dem der General getrunken hatte, wurde in seinem Hause wie ein Heiligtum aufbewahrt. Er war mitteilsam, hilfreich, gab allen von seinem Vorrat zu essen und zu trinken. Andere Reisende erzählten, daß sie volle zwölf Stunden in den Reihen der Wartenden vor den Billettschaltern in Paris hätten stehen müssen, um aus der Stadt herauszukommen.

Der Zug fuhr an dem Ort vorüber, wo Rousseau bei Frau de Warens gewohnt hat. In einem von einem Prediger verfaßten offiziellen Werk über Savoyen hatte ich vor kurzem eine Abfertigung Rousseaus als eines Verleumders seiner Wohltäterin gelesen. Da-

nach ſah es aus, als ob zum mindeſten Rouſſeaus Gedächtnis ihn erſtaunlich getäuſcht hatte. So wurde z. B. behauptet, daß der Claude, den er erwähnt, zu der Zeit, als er Frau de Warens Günſtling geweſen ſein ſollte, gar nicht mehr am Leben war.

Wir fuhren an franzöſiſchen Freiwilligen in Bluſen mit dem roten Kreuz vorbei; ſie riefen uns zu und waren guter Dinge. An ſumpfigen Gegenden vorbei, wo längs des Weges zahlreiche Kretins mit ihren häßlichen Säcken unter dem Kinn ſaßen. Endlich kamen wir — mit mehreren Stunden Verſpätung — nach St. Michel am Fuße des Mont Cenis; es war vier Uhr nachmittags, die Müdigkeit begann ſich einzuſtellen; denn ich war ſeit vier Uhr morgens auf geweſen. Um fünf Uhr begann der Aufſtieg unter fürchterlichem Stöhnen der Lokomotive; alle Reiſenden wurden in drei erbärmliche Wägelchen zuſammengepreßt; denn die kleine Lokomotive konnte nicht mehr ziehen. Junge fröhliche franzöſiſche Mädchen jubelten darüber, „Italiens ſchönen Himmel“ ſehen zu ſollen.

Hier war er nicht beſonders ſchön; das Wetter war wild und wolkig, es paßte zum Abgrund und zu den Bergſchroffen. Aber nachts wurde die Reiſe über den Mont Cenis wundervoll. Hoch oben auf dem Berge leuchtete der Mondſchein in den Bergſee. Und von einem Gipfel aus beherrſchte die Feſtung Bramans mit ſieben gewaltigen Forts den Weg.

Die Lokomotive hielt eine Stunde lang infolge Waſſermangels. Aus dieſem Grunde mußten wir in dem italieniſchen Städtchen Suſa (in einem herrlichen Tal unter dem Mont Cenis) liegen bleiben, da der Zug nach Turin vor drei Stunden abgegangen war. Suſa war die erſte italieniſche Stadt, die ich ſah. Als der Zug am nächſten Morgen auf dem Bahnhof in Turin einlief, rief eine Schar italieniſcher Soldaten, die dort ſtanden: „Hoch der Preuße!“ und winkte mir zu. „Weshalb rufen ſie?“ fragte ich einen jungen Turiner, mit dem ich lange Geſpräche geführt hatte. „Das iſt eine Ovation, die man Ihnen bringt,“ antwortete er. „Man iſt entzückt über die Siege der Preußen und hält Sie infolge Ihres blonden Bartes für einen Preußen.“

Ein überwältigender Eindruck folgte von den Monumenten Turins, dem Po, den herrlichen mehrstimmigen Liedern auf den Straßen. Zum ersten Male sah ich Bogengänge, nach der Straße zu von schweren Vorhängen verdeckt, als Bürgersteig dienen, und über ihnen Balkons. Die Offiziere mit ihren goldstrahlenden Uniformen, die Damen, die statt des Hutes ein um den Kopf gebundenes Tuch trugen, die milde Wärme, die braunen Augen machten es mir bei jedem Schritt klar, daß ich mich in einem neuen Lande befand.

Ich eilte zu Costanza Blanchetti hinauf. „Madame la Comtesse est à la campagne. Monsieur le comte est sorti.“ Am nächsten Morgen, als ich in meinem Zimmer im Hotel Trombetta saß, stürzte Blanchetti zur Tür hinein, drückte mich an sich, küßte mich auf beide Wangen, wollte mich nicht mehr loslassen, sondern mit aufs Land hinausnehmen.

Wir fuhren erst in der Stadt herum, dann mit der Eisenbahn nach Alpignano, wo Costanza bei einem Bekannten der Familie, dem Grafen Buglioni di Monale wohnte. Hier wurde ich wie ein Sohn des Hauses aufgenommen und erhielt sofort mein Zimmer angewiesen, wo ein Bett mit seidenen Bezügen stand und wo auf dem Kopfkissen ein kleines zusammengewickeltes Ding lag, ebenfalls aus weißer Seide, das mir rätselhaft war, bis es sich, nachdem ich es entfaltet hatte, als eine Nachtmütze herausstellte — die klassische Nachtmütze, die in einen Zipfel ausläuft, wie man sie in alten Lustspielen auf der Bühne sieht. Buglionis waren gutmütige sanfte Menschen, vierschrötig und doch fein, ein alter vornehmer Landmann und seine Frau. Nirgends habe ich die Trauben so schwer und süß und aromatisch gefunden wie dort. Der Garten duftete so wohltuend und stark. Unmöglich, in Alpignano an ein Buch oder an ein Blatt Papier zu denken. Wir gingen unter den Bäumen, lagerten uns zwischen den Blumen, genossen den Anblick und den Geschmack von Aprikosen und Weintrauben und plauderten leise und mit lächelndem Munde, um unsere gegenseitige ruhige und tiefe Sympathie auszudrücken.

Eines Abends fuhr ich mit Blanchetti nach Turin, um mir die Komödie anzusehen. In der Kameliendame wurde der Lieb-

haber von einem jungen Italiener namens Lavaggi gespielt, schön wie ein Antinous, ein Typus, den ich in Piemont öfter antraf. Er übertraf durch angeborene Anmut, wohltuende Ruhe, durch das Leben in allen seinen Bewegungen, durch das ganze Feuer seiner herrlichen Schönheit alle Schauspielkunst der jungen Liebhaber, die ich auf französischen Bühnen gesehen hatte. Allein das Spiel seiner Finger war lauter Grazie und Ausdruck.

37

Auf dem Wege von Turin nach Milano hatte ich den mächtigen Monte Rosa mit seinem kräftigen Schneekörper und den St. Bernhard vor Augen, über den Bonaparte seine zerlumpten Soldaten führte. Wir fuhren über Maisfelder, durch Bosketts, über das Schlachtfeld bei Magenta. Von der Lektüre Beyles brachte ich die Vorstellung von Milano als Stadt der schönen freien Lebensfreude mit.

Ihr bloßer Anblick war schon Glück. Und ich genoß es; die Kuppelgalerie, den Dom, von dessen Dach ich sofort nach der Ankunft über die Stadt hinaussah, die unter einem reinen dunkelblauen Himmel leuchtend dalag. Abends in den öffentlichen Gärten erfreute ich mich an der Schönheit der milanesischen Frauen. Die einheimischen Damen trugen damals noch keinen Hut, sondern eine schwarze Spitze um den Kopf. Ihr Kleid war vorn offen, so daß der Hals bis mitten auf die Brust entblößt war. Der Frauentypus setzte mich in Erstaunen. Kerzengerade Frauen mit schlanken Taillen; feine meist entblößte Hände, das Gesicht länglich, die Augenbrauen ganz regelmäßig gewölbt; die Nase schmal, wohlgeformt, mit ein wenig aus- und aufwärts gebogenen Flügeln, — die Modelle Leonardos und Luinis.

Das Abendmahl in S. Maria delle Grazie und die Zeichnungen auf der ambrosianischen Bibliothek brachten mich Leonardo näher, als ich ihm vermittelst der Abbildungen hatte kommen können; hier bekam ich endlich den richtigen Ausdruck des Christusantlitzes im Abendmahl heraus, den die Abbildungen unvermeidlich entstellen müssen.

Eine heftige Liebe zu Correggio und Sehnsucht danach, seine Werke da zu sehen, wo sie sich in größter Anzahl vereinigt finden, trieben mich nach Parma.

Ich kam nachts in der Stadt an; kein Gas, kein Hotelomnibus. Ein Dienstmann trabte mit meinem Koffer auf dem Rücken durch breite stockdunkle öde Straßen mit Bogengängen an großen Palästen vorbei, bis wir nach halbstündigem eiligem Lauf das Hotel erreichten. Am Tage vor meiner Ankunft hatte dall' Ongaro Correggios schöne und schön angebrachte Statue auf dem Markt enthüllt. Ich durchforschte zuerst die beiden Kuppeln in der Kathedrale und San Giovanni Evangelista, sodann die einschmeichelnde Ausschmückung des Nonnenklosters San Paolo. Im Museum, wo ich so ziemlich der einzige Besucher war, studierte ich Correggio mit solcher Leidenschaft, wobei ich meine Eindrücke so eifrig aufzeichnete, daß ich, um keine Zeit zu verlieren, mir von den Wächtern ein Frühstück holen ließ, — aus Brot, Käse und Trauben bestehend — und dies in ihrer Privatwohnung verzehrte. Sie waren nett und entgegenkommend, und da ich bei ihnen ziemlich viel Geld für Photographien ausgab, waren sie sehr gastfreundlich. Sie sprachen mit mir über Politik und äußerten ihren glühenden Haß gegen Frankreich.

Es gab in Parma noch mehr zu sehen als Correggio, wenn er auch für mich die Stadt beherrschte. Da war eine große Ausstellung italienischer Mal- und Bildhauerkunst und das Volksleben in der Stadt und ihrer Umgebung. In den Straßen hielten Wagen voll Trauben. Vier, fünf Kerle stampften in einem solchen Wagen die Traubenmasse; ein Trog führte vom Wagen in ein Faß hinab; und in dieses lief der Saft ab, der bei der Gärung von selbst allen Schmutz absondert.

Es war schön, in der Abendröte auf den alten Wällen der Stadt entlang zu gehen, und es war lebhaft in den herzoglichen Gärten. Dort saßen eines Abends Haufen italienischer Soldaten. Einer von ihnen sang mit trefflicher Stimme, ein anderer begleitete ihn sehr schön auf einer Laute; die anderen lauschten ihnen mit gespannter und tiefer Aufmerksamkeit.

Dann folgten reiche Tage in Florenz. Alles bereitete mir dort Freude, von dem Granitstraßenpflaster bis zu den Palästen, Kirchen, Galerien und Gärten. Mit Andacht stand ich vor den Grabmälern der Mediceer, in Michelangelos Heiligtum. Die Bevölkerung gefiel mir weniger; die Frauen schienen mir keinen Typus zu haben im Vergleich zu all den herrlichen Gestalten und Gesichtern in Milano und Parma. Die Flöhe gefielen mir am allerwenigsten.

Bei dall' Ongaro war alle Sonntagabend Empfang einer ganz internationalen Gesellschaft, und deshalb schlich die Unterhaltung träge fort. Mit der wunderschönen aus Japan stammenden Frau des englischen Konsuls, die nur Englisch und Japanisch sprach, konnte keiner der Wirtsleute ein Wort wechseln. Holländer und Schweizer waren da mit ihren Damen; zuckersüße, durch und durch affektierte junge Italiener; schöne junge Maler und einzelne hervorragende italienische Gelehrte, von denen einer späterhin mein Freund werden sollte.

An den dänischen Gesandten in Florenz hatte ich zwei Empfehlungen: von dem Ministerium des Äußeren und von einem alten intimen Freunde von ihm in Kopenhagen. Als ich die Briefe überreichte, rief er ärgerlich: „Wieder diese speziellen Empfehlungen! Wie oft soll ich erklären, daß sie unnötig sind, daß jeder Däne als solcher bei mir willkommen ist!" — Das war die feine Art, in der er mir zu verstehen gab, daß er nicht das Geringste für mich tun wolle. Er begann denn auch sofort, sein Bedauern auszusprechen, daß seine Familie verreist sei, er also kein Haus führe und niemand bei sich sehen könne.

Bei einer Aufführung von Augiers Le fils de Giboyer, wo all die fremden Diplomaten zugegen waren, fand auch er sich ein. Während die übrigen Diplomaten einander stillschweigend mit einem Nicken begrüßten, machte er aus dem Wiedersehen mehr als jeder andere, ging im Parkett von Platz zu Platz, schüttelte Hände, sprach abwechselnd französisch, deutsch, englisch, italienisch, war alles für alle, kam dann hin und nahm neben mir Platz, setzte sich zurecht und war einen Augenblick später in tiefen Schlaf versunken. Als er zu schnarchen begann, geschah es, daß dieser und jener

ſeiner Berufsgenoſſen den Kopf wandte und ganz leiſe lächelte. Er ſchlief zwei Akte und zwei Zwiſchenakte hindurch, trotz des Sprechens von der Bühne herunter und des lauten Plauderns in den Pauſen, wachte mitten im dritten Akt auf und raunte mir zu: „Es iſt kein Vergnügen, das Stück ſo ſpielen zu ſehen.“

In meinem Lieblingsreſtaurant, der Trattoria dell' antiche carrozze wurde ich eines Tages Zeuge eines heftigen Wortwechſels zwiſchen einem polniſchen Adligen, der aus politiſchen Gründen aus Ruſſiſch-Polen geflüchtet war, und dem Preußen Hans Semper, dem Verfaſſer eines Buches über Donatello. Der letztere war natürlich ein Anhänger Bismarcks, der erſtere verfocht mit Heftigkeit die Sache Dänemarks. Als ich ging, ſagte ich höflich zu ihm: „Ich danke Ihnen, weil Sie mein Land ſo warm verteidigt haben, ich bin Däne.“ Am nächſten Tage ſuchte der Pole mich im Reſtaurant auf, und eine nähere Bekanntſchaft kam zuſtande. Wir machten manchen gemeinſamen Spaziergang an den Flußufern: er ſprach wie ein typiſcher polniſcher Patriot, und ich ging neben ihm als Zuhörer ſeiner Zukunftsträume von einem wiedererſtandenen Polen. Ich erwähne dieſe Begegnung nur, weil ſie ein Beiſpiel bildet für die merkwürdigen Zufälle des Lebens, die Veranlaſſung geben zu dem Ausruf: „Wie klein doch die Welt iſt!“ Dieſer Pole verlobte ſich viele Jahre ſpäter mit einem jungen polniſchen Mädchen und verließ ſie ohne Erklärung, weil er ſich mit einer ruſſiſchen Tänzerin eingelaſſen hatte. Die junge Polin lernte ich in Warſchau kennen, fünfzehn Jahre nachdem ich ihn in Florenz getroffen hatte. Sie, die damals ſechsundzwanzig Jahre alt war und eine der Frauen iſt, von denen ich am meiſten gelernt habe, erzählte mir die Geſchichte ihrer erſten Jugend und die unvorteilhafte Rolle, die mein Bekannter von 1870 darin geſpielt hatte.

In Florenz ſah ich Roſſi als Hamlet. Die Vorſtellung bereitete mir inſofern eine Enttäuſchung, als Roſſi mit ſeiner reinitalieniſchen Natur alles Engliſche aus dem Hamlet entfernt hatte. Der ſcharfe engliſche Humor wurde in ſeiner Behandlung zum Lachen der Verzweiflung. Hamlets Energieloſigkeit überſah er völlig. Hamlet war für ihn ein edler junger Mann, der den Kummer hat, daß ſeine Mutter ſich ſchlecht beträgt. Die Einzelheiten führte er mit Virtuoſität aus. So war es wirkſam, daß er während der Pantomime, zu Ophelias Füßen liegend, ihren

Fächer in dem Augenblick in seinen Händen zerbrach, als der König erblaßte. Mein Hauptvergnügen bildete nicht das Spiel, sondern das Stück. Es zeigte sich mir plötzlich von neuen Seiten, und ich versank in eine so unermeßliche Bewunderung vor Shakespeare, daß ich fühlte, ich käme nie wieder daraus hervor. Rührend waren die Urteile der Italiener über Hamlet. Das Stück war ihnen neu. Sehr häufig hörte man: „Das ist ein sehr philosophisches Stück." Da man im Theater nach Belieben den Platz wechselte und sich setzte, wohin man wollte, so konnte man die Äußerungen vieler verschiedener Menschen über das Drama erlauschen. Der Selbstmordsmonolog übte eine mächtige Wirkung auf diese frischen und aufgeweckten Sinne.

An diesem Abend machte ich übrigens Beobachtungen über die menschliche Feigheit, die man nie für so groß hält, als sie in der Tat ist. Während des Stückes ertönte Lärm hinter der Szene und gleich darauf der Ruf: Fuoco! (Feuer!). Die Zuschauer wurden von einer leidenschaftlichen Angst ergriffen. Mehr als die Hälfte von ihnen stürmte zu den Türen, riß einander um und trat auf die Gefallenen, um schnell genug hinausgelangen zu können; andere stürzten sogar auf die Bühne hinauf. Da nicht das geringste Feuer zu sehen war, blieb ich natürlich ruhig auf meinem Platz sitzen. Ein paar Minuten später erklärte einer der Schauspieler dem Publikum, daß gar keine Feuersbrunst stattgefunden habe; eine Schlägerei zwischen einigen Maschinisten habe den ganzen Alarm verursacht. Daß diese derartig die Vorstellung gestört und unterbrochen hatten, nahm ihnen die italienische Gutmütigkeit nicht einmal übel.

Stuart Mill hatte mir eine Empfehlung an Pasquale Villari mitgegeben, der wohl damals schon den Rang eines commendatore, professore und eine hohe Stellung im Unterrichtsministerium bekleidete, aber noch bei weitem nicht auf der Höhe seiner Berühmtheit und seines Einflusses angelangt war. Nachdem die Zurückhaltung der ersten Tage überwunden war, wurde er sehr prächtig gegen mich. Wenn eine meiner Äußerungen ihm treffend erschien, so drückte er mir mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Hände und stimmte jedem Scherz, den ich vorbrachte, mit überströmendem Gelächter bei. Es sollten an die zwanzig Jahre vergehen, ehe ich ihn wiedersah. Da suchte er mich in Kopenhagen auf, um meine Bekanntschaft zu

machen, ohne eine Ahnung davon, daß ich der junge Menſch ſei, der vor ſo langer Zeit von Mill zu ihm gekommen war. Mit Verwunderung ſah er Bücher, in die er eine Widmung für mich eingeſchrieben hatte, und alte Briefe von ſeiner Hand, die ich hervorſuchte. Ich beſuchte ihn wieder in Italien im Jahre 1898. Als Verfaſſer der Bücher über Savonarola und Machiavelli nimmt er einen Hauptplatz unter den Forſchern und Darſtellern Italiens ein.

Eines Tages fuhr ich zu dem großen alljährlichen Markt in Fieſole hinaus. Dort wurde unter Geſchrei und Gekreiſch auf dem unglaublich ſtaubigen Wege mit ſolcher Haſt, Unachtſamkeit und Ausgelaſſenheit gefahren, daß die Wagen alle Augenblicke aufeinander ſtießen.

Das ganze Leben und Treiben hier war dasſelbe, wie es die Bilder Marſtrands aus ſeiner älteren Zeit ſchildern. In dem überfüllten Fieſole lernte ich ſo recht den toskaniſchen Landtypus kennen: braune Augen, gelbe oder klare weiße Haut, längliches, mageres Geſicht, braunes oder blondes, niemals ſchwarzes Haar, ſtarke geſunde Glieder. Der Männertypus, den ich von den Soldaten her kannte, war unleugbar ſchöner als der nordiſche, beſonders intelligenter; die jungen Weiber hatten ein keuſches, zurückhaltendes Weſen, ließen ſich ſelten mit den Burſchen ein, legten trotz des Feuers ihrer Blicke eine gewiſſe Bauernſcheu an den Tag, die überall dieſelbe zu ſein ſcheint.

40

Weinranken ſchlingen ſich um Obſtbäume; ſchwarze Schweine und Ferkel offenbaren ſich in Maſſe, der Traminerſee breitet ſich aus, an dem Hannibal die Römer ſchlug. Der Zug geht von Florenz nach Rom. Um die Mittagzeit ſteigt ein junges Mädchen in den Wagen ein, augenſcheinlich engliſch oder nordamerikaniſch, mit braunen Augen, braunem Haar, das in natürlichen Locken um den Kopf fällt; ſie hat ihren Gitarrenkaſten in der Hand, den ſie in das Netz hinaufwirft. Die Eltern folgen ihr. Da der Wagen für achtundvierzig Perſonen berechnet und nicht beſetzt iſt, macht ſie für ihre Eltern Ruheplätze zurecht und veranlaßt ſie unter vielen gegenſeitigen Lachen und Scherzen, ſich ſchlafen zu legen. Die Italiener glotzten ſie an; ich nicht. Ich ſitze mit dem Rücken

ihr zugewandt. Sie ſetzt ſich mit dem Rücken gegen den meinen, wendet ſich dann um und richtet auf Italieniſch eine Frage an mich, nach Zeit, Ort oder dergleichen. Ich antworte ſo gut es geht. Sie: „You are Italian?“ Auf meine Antwort erwidert ſie: „Ich kann kaum ein Dutzend Worte Italieniſch, ich ſpreche nur Engliſch, obwohl ich zwei Jahre lang in Rom gelebt habe.“

Sie erzählte dann, daß ſie Amerikanerin ſei, von armen Eltern draußen an der Grenze, wo die Heimat der Indianerſtämme beginne, geboren; ſie wäre ſechsundzwanzig Jahre alt, Bildhauerin und käme aus Carrara, wo ſie die Ausführung einer ihrer Arbeiten beaufſichtigte, einer Statue Lincolns, die das Parlament in Waſhington ihr die Ehre erwieſen hätte, bei ihr zu beſtellen. Erſt als ſie ſchon beinahe erwachſen geweſen war, war ihr Talent von einem alten Bildhauer entdeckt worden, der zufällig zu Beſuch kam, und der, als er ſie zeichnen ſah, ihr halb im Scherz einen Klumpen Ton gab und ſagte: „Mache mein Porträt.“ Sie hatte damals noch nie eine Statue oder ein Gemälde geſehen; aber ſie verriet ſo bedeutende Fähigkeiten, daß bald verſchiedene angeſehene Männer ſich ihre Büſten von der jungen Bildhauerin erbaten, u. a. Lincoln. Sie wohnte in ſeinem Hauſe an jenem 14. April 1865, als er ermordet wurde; und ſo wurde ſie nach ſeinem Tode damit betraut, das Denkmal auszuführen. Sie bedachte ſich jedoch lange, ehe ſie die beſcheidene aber ſichere Anſtellung aufgab, die ſie damals in einer Poſtanſtalt hatte; aber da andere an ihr Talent glaubten, reiſte ſie nach Europa, hielt ſich erſt in Paris auf, wo ſie zu ihrer Freude die Bekanntſchaft Guſtave Dorés machte und eine (ganz vortreffliche) Büſte von Père Hyacinthe ausführte, beſuchte London, Berlin, München, Florenz und ließ ſich in Rom nieder. Dort hatte ſie Beſtellungen genug, hatte außerdem die Erlaubnis erhalten, Kardinal Antonellis Büſte auszuführen; ſie war ſchon angeſehen und wohlhabend. In ein paar Wochen wollte ſie nach Amerika zurückkehren.

Da ſie an der Unterhaltung mit mir Gefallen fand, rief ſie ohne weiteres: „I will stay with you,“ ſagte mir einige Artigkeiten und nahm mir das Verſprechen ab, mit ihr die Reiſe nach Rom fortzuſetzen, wenn wir den Zug an der Stelle verlaſſen mußten, wo die Eiſenbahn unterbrochen war, um das Eindringen der Italiener in den Kirchenſtaat zu verhindern. Bei Treni ſtieg ein däniſches Ehepaar, ein mittelmäßiger Künſtler mit ſeiner Frau,

in den Wagen ein und beobachtete mit nationaler Verwunderung und Neugierde die Vertraulichkeit zwischen dem fremden jungen Mädchen und mir, wovon denn auch alle Skandinavier in Rom nach ein paar Tagen unterrichtet waren.

Beim Monte Rotondo, wo die Brücke gesprengt war, mußten wir eine lange Strecke auf schlechtem Wege gehen und wurden in dem Gedränge getrennt, aber sie hielt mir einen Platz neben sich frei. So fuhr ich denn zum ersten Male über die römische Kampagna, im Mondlicht, mir gegenüber zwei braune Augen, die in die meinen starrten. Es war mir, als hätte ich eine der Heldinnen von Walter Scott getroffen und bei der ersten Begegnung ihr Vertrauen gewonnen.

41

Eine Heldin von Walter Scott war Vinnie Ream nun gewißlich nicht, dagegen eine echte Amerikanerin und für mich doppelt merkwürdig als das erste Exemplar eines jungen Weibes aus den Vereinigten Staaten, das ich kennen lernte. Selbst nachdem ich ein Teil von ihrer Kunst gesehen hatte, konnte ich mich nicht ganz mit ihrem Talent befreunden, das sich zuweilen weniger plastisch als malerisch äußerte und zu empfindsamen Mitteln neigte. Aber sie war eine wahre Künstlerin, wie sie ein echter Mensch war, und ich hatte noch bei keinem weiblichen Wesen einen Willen gefunden wie den ihren. Sie war unablässig beschäftigt. Während man in ihrem Hause jetzt, da der Aufbruch nahe bevorstand, jeden Tag ein paar Koffer packte, empfing sie täglich Besuch von sechzehn bis fünfundzwanzig Personen und bekam so viel Briefe mit der Post, daß ich gewöhnlich drei bis vier uneröffnete unter den abgegebenen Visitenkarten fand. Sie waren von Vinnie vergessen worden, und wurden sie von ihr geöffnet, dann hatte sie doch keine Zeit, sie zu beantworten. Ein paar Stunden des Tages saß sie dem tüchtigen amerikanischen Maler Healy, der ein Bewunderer ihrer Kunst war und ihre Begabung Genie nannte. Jeden Tag arbeitete sie an Antonellis Büste. Um die Erlaubnis zu deren Ausführung zu erhalten, hatte sie einfach in ihrem schönsten weißen Kleide eine Audienz bei dem gefürchteten Kardinal nachgesucht und denn auch augenblicklich seine Genehmigung erhalten. Ihr zuversichtliches Wesen hatte auf den verhaßten Staatsmann der kirch-

lichen und politiſchen Reaktion Eindruck gemacht, und in ihrer Darſtellung nahm er ſich denn auch viel edler und feiner aus, als er war. Aber während ſie die Büſte des Kardinals ausformte, legte ſie die letzte Hand an zwei andere, ſorgte für das Hausweſen der Eltern und deſſen Ausgaben und nahm ſich täglich ein paar Stunden Zeit für mich, entweder zu einem Spaziergang oder zu einer Wanderung durch die verſchiedenen Galerien.

Sie ernährte die Familie; denn die Eltern beſaßen nichts. Aber als man Lincolns Statue bei ihr beſtellte, hatte ſie ſofort vom Kongreß zehntauſend Dollars zu Vorarbeiten in die Hand bekommen. Sie konnte alſo ſorglos leben, machte ſich aber im übrigen nichts aus Geld. Sie war unwiſſend in bezug auf alles, was nicht mit ihrer Tätigkeit zuſammenhing, und die Worte my work waren die einzigen, die ſie mit Leidenſchaft ausſprach. Was ſie kannte, hatte ſie auf praktiſchem Wege durch Reiſen und im Verkehr mit einer Menge von Menſchen erfahren. Sie konnte kaum zehn Worte einer anderen Sprache als der engliſchen und kannte nur amerikaniſche und engliſche Schriftſteller, von den Dichtern am beſten Shakeſpeare und Byron; ſie hatte aus dem Leben und den Büchern nur wenige Meinungen ausgezogen, die ihrer Anſicht nach für andere Gültigkeit hatten, dagegen wohl eine ganz perſönliche Lebensbetrachtung. Dieſe lief darauf hinaus, daß der geringere Geiſt ſich ſtets unter den höheren beugen müſſe, und daß dieſer das Recht habe, mit Zeit und Kräften des Geringeren nach Belieben zu ſchalten und zu walten, ohne Rechenſchaft darüber ablegen zu müſſen. Sie ſelbſt war bis zur Untertänigkeit beſcheiden gegenüber Künſtlern, zu denen ſie emporblickte. Im übrigen ließ ſie alle Menſchen warten, wiederkommen, ohne Antwort gehen.

Ziemlich klein von Wuchs, geſund und friſch — ſo daß ſie niemals krank gelegen, niemals Medizin eingenommen hatte —, mit weißen Zähnen und roten Wangen, hurtig in allen Dingen, ſprach ſie, wenn mehrere zugegen waren, nur wenig und zerſtreut, zeigte ſich kalt, bedacht und gefaßt, wie ein charakterfeſter Mann, aber zugleich war ſie leichtgläubig und freigebig und trotz ihrer Raſtloſigkeit und ihres ehrgeizigen Arbeitstriebes einſchmeichelnd kokett gegen die, welche ſie gewinnen wollte. Es machte Spaß, Zeuge davon zu ſein, wie ſie die pflichtſchuldig ſeufzenden Italiener abfertigte, die, kaum über die Schwelle des Ateliers gekommen, ſich

auch schon erklärten. Sie antwortete ihnen mit einem Übermaß von gesundem Menschenverstande und abweisendem Scherz.

Eines Tages, als ich sie zu einem Besuch im Kasino Borgheſe abholte, fand ich sie in Tränen aufgelöst. Von zwei sehr schönen weißen Tauben, die bei ihr umherflogen und auf ihren Schultern saßen, und die sie von Washington nach Europa mitgebracht hatte, war die eine in der Nacht verschwunden. Zuerst glaubte ich, ihre Verzweiflung sei halb scherzhaft; aber sie konnte nicht echter sein. Vinnie war außer sich vor Kummer. Ich sah ein, wenn die Philologen sich darum stritten, inwiefern Catulls Gedicht über die Trauer des Mädchens um den toten Sperling Scherz oder Ernst sei, so hatten sie nie ein junges Mädchen um einen Vogel weinen sehen. Catullus treibt vielleicht mit dieser Trauer ein wenig Scherz, aber die Trauer selbst ist auch bei ihm ernsthaft genug.

In dem schönen Garten, der zur Villa Borgheſe gehört, wurde jedoch Vinnie Reams trübe Stimmung zerstreut, und wir saßen lange an einem der schönen Springbrunnen und sprachen u. a. von der Freude, die uns der Verkehr bereitete, und daß sie durch die Aussicht auf die nahe bevorstehende Trennung nicht getrübt wurde, weil sie nur auf guter Kameradschaft ohne jedes erotische Element beruhte. Gegen Abend in ihrem Atelier war die Trauer völlig vergessen in dem fieberhaften Eifer, mit dem sie arbeitete, und sie hielt bei Licht aus bis drei Uhr nachts. An diesem Abend kam auf einen Augenblick ein einfacher Mann, ein Italiener, der ein kleines Hotel hatte; er übersetzte manchmal Briefe für Vinnie Ream. Da er mich nichts anging, richtete ich kein Wort an ihn; sie dagegen behandelte ihn mit äußerster Freundlichkeit, mit größter Achtung und flüsterte mir zu: „Unterhalten Sie sich nett mit ihm und wie mit einem Gentleman, denn das ist er; er kann vier Sprachen vortrefflich; es ist ein talentvoller Mann. Kümmern Sie sich nicht um seinen einfachen Anzug. Wir Amerikaner sehen nicht auf den Stand, sondern auf den Mann, und er macht seinem Stande Ehre.“ Ich hegte die Vorurteile nicht, die sie mir zutraute, begann vielmehr wie sie es wünschte, ein Gespräch mit dem Manne und hörte mit Vergnügen seine gesunden Urteile (er sprach u. a. über nordische Kunst und mit Wärme über Carl Blochs Prometheus).

Vinnie Reams Ansicht über mich war die, daß ich der unpolitischste Mensch sei, den sie jemals gekannt hatte. Sie meinte damit, daß ich mich beständig mit den Leuten entzweite (z. B. sofort die Dänen in Rom durch scharfe Äußerungen über die erbärmlichen dänischen Zeitungen abgestoßen hatte) und daß sich überhaupt die Anzahl meiner Freunde immer verringerte, die meiner Gegner immer vermehrte. Sie selbst gewann jeden, den sie gewinnen wollte, und bewog alle, sich eifrig für sie zu bemühen.

Sie betonte mir gegenüber, wie viel Politik sie im Verhältnis zu ihrer Kunst nötig gehabt habe. Als sie Bildhauerin werden wollte, waren in ihrer Heimat alle von dem schrecklich Unweiblichen dieses Planes erfüllt, und in allen Winkeln fabelte man von ihren schlechten Instinkten. Aber sie ihrerseits setzte zur Durchführung ihres Willens nur gerade so viel Kraft ein, als eben nötig war, ließ im übrigen die Leute schwatzen und rächte sich für keine einzige Verleumdung, erwies sogar den Übelgesinnten das größte Wohlwollen und hatte jetzt, ihrer eigenen Aussage nach, keinen Feind. Sie vereinte in sich eine seltsame Mischung von Willen zum schnellen Vorwärtskommen, Selbstbeherrschung und Herzensgüte.

Am 20. Oktober 1870 wurde in Rom der erste Monatstag des Einzuges der Italiener mit einem großen Fest gefeiert. Junge Männer durchzogen gegen Abend mit Fahnen und Musik die Straßen. Alle Leute stürzten an die Fenster, und die Damen hielten Lampen und Lichte aus diesen hinaus. Das geschah in der Papstzeit nur, wenn einem Sterblichen in feierlichem Aufzuge das Sakrament gebracht wurde. Es galt deshalb als die höchste Ehrenbezeigung. Alles klatschte denn auch in die Hände und stieß Freudenrufe aus über die improvisierte Illumination, während die vielen schönen Damen in dem flackernden Lampenschein sich entzückend ausnahmen. Am 23. war wieder ein Fest zu Ehren des Todestages von Enrico Cairolo, — einem der berühmten Brüder, der bei Mentana fiel —; ich hatte Vinnie Ream versprochen, das Fest mit ihr anzusehen; aber da sie wie gewöhnlich in dem Augenblick, als wir gehen wollten, zwanzig Visiten erhielt, kamen wir zu spät, und Vinnie bat mich nun, statt dessen mit ihr in die amerikanische Kapelle

zu gehen; sie wolle und müsse einige Psalmen singen, sie sang sie auch wirklich sehr schön.

Die Kapelle war kahl. An den Wänden die zehn Gebote, und einige andere Bibelstellen, und über einem kleinen Altar in Mönchsschrift: „Do this in remembrance of me.“ Ich mußte Psalmen, die Predigt (greulich) und die Vorlesung der zehn Gebote herunterschlucken, nebst murmelnden Versicherungen und Amen nach jedem einzelnen seitens der andächtigen Amerikaner. Als wir hinausgingen, sagte ich nichts, da ich nicht wußte, ob Vinnie nicht vielleicht etwas bewegt sei; denn sie sang gegen das Ende hin sehr gefühlvoll. Sie nahm indessen bloß meinen Arm und rief: „Der Prediger war doch der stupideste Esel, den ich je gehört habe. Aber es macht Spaß zu singen.“ Dann begann sie eine Widerlegung der Predigt, die sich hauptsächlich um die Worte gedreht hatte: deine Sünden seien dir vergeben, und von der unsäglichen Freude, die es bereiten solle, dies zu hören. Vinnie meinte, daß jeder gesunde Mensch auf die Vergebung pfeifen würde, wenn mit ihr nicht zugleich auch der frühere Zustand wiederkehre. „Was nützte es mir, wenn noch so viel himmlische Wesen zu mir sagten: ‚Ich stelle mich so, als ob du es nicht getan hast‘, falls ich es doch getan habe!“

In der letzten Woche des Oktober sahen wir in Rom merkwürdige Nordlichte. Die nördliche Hälfte des Himmels wurde um neun Uhr abends feuerrot wie Purpur, und weiße Strahlen zogen sich durch das Rot, in dem die Sterne gelb schimmerten, während jeden Augenblick bläuliche Blitze darüber hinflogen. Als ich den Schein entdeckte, ging ich zu Reams hinauf und holte Vinnie auf die Straße herunter, um es ihr zu zeigen. Es war eine unglaublich schöne Lufterscheinung. Am nächsten Abend zeigte sie sich von neuem auf einer Unterlage schwarzer Wolken, und dies war der letzte schöne Anblick, den Vinnie Ream und ich zusammen genossen.

Am nächsten Abend schrieb ich für mich selbst:

Vinnie Ream reist morgen früh; ich sagte ihr heute abend Lebewohl. Es war leider viel Besuch bei ihr. Sie ergriff meine Hand und sagte: „Ich wünsche Ihnen alles Gute in der Welt, und ich weiß, daß Sie mir dasselbe wünschen.“ Und dann Adieu. Eine Tür öffnet sich, eine Tür schließt sich, und man sieht einander

nicht wieder auf dieſer Erde — nie mehr, nie — und es iſt in der menſchlichen Sprache kein Unterſchied erfunden worden zwiſchen Lebewohl auf eine Stunde und Lebewohl auf ewig. Man ſitzt und plaudert ein wenig, ſcherzt und lächelt. Dann erhebt man ſich, und die Geſchichte iſt aus. Vorbei! Vorbei! Und ſo gehts mit allen Geſchichten, ſagt Anderſen.

Sein Leben lang zieht man ſich mit Leuten herum, die einem ſo teuer ſind wie mir Ploug. Ich habe begründete Hoffnung, Rudolf Schmidts Profil bald und noch hundertmal wiederzuſehen; aber Vinnie ſehe ich nie wieder.

Ich verſtand ſie anfangs nicht; ich hatte einige häßliche Vermutungen in Bereitſchaft. Eine Anzahl Geſpräche waren nötig, ehe ich ihre Naivität, ihre Unwiſſenheit, ihre Herzensgüte, kurz die einfache Geſundheit ihrer Seele begriff. Vorbei!

Als ich ſie neulich neckte mit all der Zeit, die ich in ihrer Geſellſchaft vergeudete, antwortete ſie: „Man vergeudet ſeine Zeit nicht mit ſeinen Freunden.“ Als ich rief: „Was habe ich von Ihnen?“ antwortete ſie lachend: „Inſpiration!“ Und es war richtig. Dieſer große braune Blick, die feſten Brauen, die ringelnde Menge kaſtanienbrauner Locken und der friſche Mund, all das, worauf ich mich jetzt noch beſinne, was ich mir aber in einem Vierteljahr nicht mehr ins Gedächtnis werde zurückrufen können, dieſe kleine flinke, bald befehlende, bald beſcheidene Geſtalt enthält für mich eine Art Inſpiration. Ich bin nie in Vinnie verliebt geweſen; doch würden die meiſten Menſchen es glauben, wenn ſie die Ausdrücke hörten, die ich jetzt anwende. Aber ich habe ſie lieb wie einen Freund, wie einen Geiſt, der mit dem meinen verwandt iſt. Es gab Gedanken in unſeren Gehirnen und Saiten in unſeren Herzen, die bei jeder Berührung einen Akkord gaben. Friede mit ihr! Möge die verdammte Welt ſie nicht zerfetzen oder verſchlingen; möge ſie einmal ſterben können mit derſelben klaren Stirn, mit der ich ſie geſehen habe. Ich bin ihr dankbar. Sie hat mir viel Gutes und Schlichtes vermittelt, wovon man nie zu viel ſehen kann und wovon man faſt nie etwas zu ſehen bekommt. Sie hat mir endlich wieder einmal einen ganzen Menſchen gezeigt, der glücklich iſt und gut durch ſein Glück, eine Seele ohne Schatten von Bitterkeit, einen Geiſt, der ohne ſchwere Mühe arbeitet.

Vinnie iſt — oder war, ſollte ich ſagen, denn für mich iſt

ſie ja tot — bei weitem kein gebildetes Mädchen vom Kopenhagener Standpunkt aus. Ein gottsjämmerlich ungebildetes Mädchen war ſie im Sinne der däniſchen Bildungsanſtalten. Sie war über alle Begriffe ungelehrig in bezug auf Sprachen. Sie konnte wie ein Kind uralte Späße oder Witze oder Komplimente (wie ſie die Italiener im Munde führen) ſpaßhaft und neu finden; denn ſie kannte nichts von dem europäiſchen Magazin ſtereotyper Redensarten und eingepökelten Blödſinns. Ihre eigene Rede war neu; es durchwehte ſie ein Hauch von dem Unabhängigkeitsgeiſt der großen Republik. Sie war keine vornehme Dame; an american girl war ſie, das nicht durch Adel oder ererbten Reichtum ſeinen Rang erhalten, ſondern ihn ſich vermittelſt eines ohne frühzeitige Pflege durchgebrochenen Talentes durch den Fleiß von Tagen und Nächten und durch eine Miſchung von Begeiſterung und Willen erkämpft hatte.

Sie war eitel; gewiß, das war ſie. Aber wiederum wie ein Kind. Froh über Verſe ihr zu Ehren, wenn ſie in den amerikaniſchen Zeitungen erſchienen, froh über Huldigungen und Ehrenbezeigungen, aber weit eher ehrgeizig als eitel auf perſönliche Vorzüge. Sie lachte, als wir in der Zeitung über Vinnie Ream laſen, daß ſie trotz des böſen Rufes, in dem ſchaffende Künſtlerinnen ſtehen, bei weitem kein Ungeheuer mit grünen Augen wäre, ſondern ſich erlaube, hübſch zu ſein.

Sie war ein gutes Mädchen. Es ging ein gewiſſer inniger Ton durch alles, was aus ihrem Herzen kam. Es waren viele Farben in ihrem Geiſte. Und es war ein verteufelter Zug in ihrem Tun und Treiben, allways in a hurry.

Und nun keine „römiſche Elegie.“ Ich will ſie in meiner Erinnerung bewahren:

Hier ruht
Vinnie Ream,
Bildhauerin aus Waſhington
U. S. A.
Sechsundzwanzig Jahre alt.
Dies Andenken bewahrt ihr Einer,
der ſie kannte,
ſiebzehn Tage lang,
und nie vergeſſen wird.

Wirklich habe ich Vinnie Ream nie mehr wiedergesehen. Wir wechselten nach ihrer Abreise ein paar Briefe, und der Rest war Schweigen.

Ihre Statue von Abraham Lincoln befindet sich jetzt in einer Rotunde des Kapitoliums, für die sie bestellt war. Ein späterer Kongreßausschuß bestellte bei ihr eine Statue des Admirals Farragut, die gleichfalls in Washington aufgestellt ist. Dies sind die beiden einzigen Bildsäulen, die die Regierung der Vereinigten Staaten jemals bei einer Frau bestellt hat. Andere Statuen von ihrer Hand, die ich erwähnt sah, führen die Namen Mirjam, der Westen, Sappho, Geist des Karnevals usw. Im übrigen weiß ich nur, daß sie sich mit dem Ingenieur Richard L. Hoxie verheiratet hat und noch vor wenigen Jahren in Washington ansässig war.

43

Ein wirklicher Kummer war es für mich, daß der Papst in seiner Erbitterung über die Eroberung Roms — um auch die Fremden, die er vielleicht im Verdacht hatte, mit der neuen Ordnung der Dinge zu sympathisieren, für die geschaffene Umwälzung büßen zu lassen — den Vatikan mit all seinen Sammlungen geschlossen hatte. Rom, das hieß für mich in erster Reihe die sixtinische Kapelle Michelangelos, Raffaels Stanzen und Loggien, und nun war diese ganze Herrlichkeit, die zu sehen ich eine so weite Reise gemacht hatte, mir durch die böse Laune eines alten Mannes versperrt.

Aber es gab ja trotzdem in Rom noch genug zum Verweilen. Von den Palästen erschienen mir zwei als die bewunderungswürdigsten, der Palazzo Farnese und die Cancelleria, der erste von Michelangelo, die zweite von Bramante geschaffen, der erste eine Versteinerung von Schönheit und Macht, der zweite von Anmut und Leichtigkeit. Ich dachte, wenn man einen Menschen, der keinen Begriff von Architektur hätte, vor diese beiden Gebäude führte, so würde es ihm wie Schuppen von den Augen fallen, und er würde sagen: nun weiß ich, was man unter Baukunst versteht.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich Luinis wundervolles Gemälde Die Eitelkeit und die Bescheidenheit in der Galleria Sciarra. Es stellt zwei Frauen dar, eine nonnenhaft und eine

prachtvoll Gekleidete. Die letztere ist Leonardos bekannter Typus als magisch fesselnde Persönlichkeit. Der Grundzug ist Wehmut im tiefen Ernst; aber die Schönheit der Gestalt wirkt verführerisch. Sie ist weit davon entfernt, zu lächeln, und doch macht es den Eindruck, als ob sie mit einer kleinen Veränderung lächeln und als ob der Himmel sich öffnen würde, falls sie lächelte. Der starke Blick der dunkelblauen Augen harmoniert mit den hellbraunen Haaren und den wundervollen Händen.

„Einem Weibe mit einem solchen Aussehen im Leben zu begegnen, wäre fürchterlich," schrieb ich, „denn man würde darüber verzweifeln, sie nicht gewinnen zu können, und darüber verzweifeln, daß Jahr und Tag ein solches Wunder zerstören müssen. Deshalb haben gnädige Götter es anders gewollt, deshalb existiert sie nicht. Deshalb wurde sie eine Geistererscheinung, eine Offenbarung, ein Gemälde, und deshalb wurde sie empfangen in Leonardos Gehirn, dem Ort auf Erden, den die Götter am meisten begünstigt haben, und ausgeführt von Luini, damit alle Geschlechter sie ohne Eifersucht und ohne Furcht vor der Beschädigung durch die Zeit betrachten können."

Eines Tages machte ich im Museo Kircheriano, wo ich die bewunderungswürdigen Sachen aus dem Altertum sah, die Bekanntschaft eines Jesuitenpaters, der sich als ein äußerst liebenswürdiger braver und feiner Mann erwies. Er sprach mit mir Lateinisch und führte mich umher; auf eine Anfrage von mir holte er aus seinem Logis im Collegio Romano ein Buch mit Abbildungen aus der heidnischen Abteilung des Lateranmuseums und erklärte mir einige Basreliefs, die ich dort nicht verstanden hatte. Seine Dienstfertigkeit rührte mich, seine ganze Haltung bewog mich zum Nachdenken. Ich hatte bisher nur mit einem einzigen zukünftigen Jesuiten gesprochen, einem jungen Engländer, der nach Rom reiste, um sich in den Dienst des Papstes zu stellen, und der von der reinsten Begeisterung geleitet wurde; es versetzte mich in Erstaunen, daß nun auch dieser zweite Jesuit ein wertvoller Mensch schien. Das zeigte mir, wie unabhängig der persönliche Wert von der Beschaffenheit der Überzeugung ist.

Von Italienern kannte ich im übrigen bis jetzt meist einfache Leute, meine Wirtsleute und deren Besucher und hörte zuweilen Bruchstücke von Gesprächen, die mich über die Denkungsart des

kleinen Mannes aufklärten. In einem Hause, in dem ich verkehrte, entdeckte die Herrschaft, daß ihr Mädchen nicht mit ihrem sogenannten Mann verheiratet war — eine Sache, an der sie übrigens recht unschuldig war, da die Eltern ihre Einwilligung verweigerten und sie sich darauf hatte entführen lassen. Die Hausfrau machte ihr Vorwürfe wegen des illegitimen Verhältnisses. „Wenn," antwortete sie, „Gott einen Menschen insUnglück stürzen will, dann ist man entschuldigt." — „Man soll nicht die Schuld für alles mögliche auf Gott schieben," sagte die Frau. — „Ja, ja," antwortete das Mädchen unverzagt, „wenn der Teufel einen Menschen ins Unglück stürzen will, dann ist man entschuldigt." — „Man soll auch nicht die Schuld für sein Unrecht auf den Teufel schieben", wandte die Frau ein. — „Herrgott," sagte das Mädchen, „einer von ihnen muß doch die Schuld haben, das weiß jeder Mensch. Ist es nicht der eine, dann ist es der andere."

Bei Blanchetti, der nach Rom gekommen war, traf ich viele Turiner und römische Herren. Sie interessierten sich alle stark für einen alten sizilianischen Chemiker, namens Muratori, von dem man behauptete, daß er einen Stoff erfunden habe, der wie Leinen aussähe, aber für Kugeln, Säbelhiebe, Bajonettstöße usw. undurchdringlich sei. Blanchetti selbst hatte in einem Abstand von zwei Schritt seinen Revolver auf ihn abgefeuert und die Kugel war flach zur Erde gefallen. Von Taschenspielerei konnte keine Rede sein; Muratori war ein ehrlicher alter Garibaldist, der in seiner Jugend verwundet worden war und nun auf Krücken ging; aber mit der Erfindung scheint nichts los gewesen zu sein, da man nie von ihrer Anwendung etwas gehört hat.

Ich mochte nicht all die Italiener aufsuchen, an die mir Villari Empfehlungen mitgegeben hatte. Aber bei einigen von ihnen versuchte ich mein Glück. Der erste war der früher aus dem Kirchenstaat verbannte Dr. Pantaleoni, der das Land als radikaler Politiker verließ und jetzt eigentlich konservativ fühlte. Er war eben zurückgekehrt und klagte bitter über die Zügellosigkeit. „Ach," sagte er, „nun haben wir Freiheit genug, aber Ordnung, Ordnung!" Pantaleoni war ein kleiner lebhafter, eifriger fünfzigjähriger Mann, sehr beschäftigt, Politiker und Arzt, der mir versprach, mich bei allen Gelehrten einzuführen, deren Interessen ich teilte. Da ich Bedenken hegte, diesen Herren die Zeit zu stehlen,

rief er witzig: „Lieber, stehlen Sie ihnen die Zeit; ihm die Zeit stehlen, das ist der größte Dienst, den Sie einem Römer erweisen können; er weiß nie, wie er sie totschlagen soll!“

Der nächste, zu dem ich ging, war Fürst Odescalchi, eine der eben aufgetauchten Augenblicksgrößen, der offiziell der Held der liberalen Jugend genannt wurde. Pantaleoni hatte ihn als einen Schwachkopf bezeichnet und hatte nicht gelogen. Er erwies sich als ein aufgeblasener phrasenreicher junger Herr mit durchgezogenem Scheitel, so blond, daß er fast weiß genannt werden konnte, von ausgeprägt nordischem Typus, mit genau derselben ausdruckslosen Gesichtsform wie gewisse nordische Milchbärte, die dem Hof in Dänemark nahe standen.

44

Es lebten zahlreiche Skandinavier in Rom; sie versammelten sich in den verschiedenen Speisehäusern zu den Mahlzeiten und Sonnabend Abend im skandinavischen Verein. Es waren teils Maler, Bildhauer, Architekten mit ihren Damen, teils Gelehrte und allerhand Touristen, die längere oder kürzere Zeit in der ewigen Stadt weilten. Ich hielt mich von ihnen zurück. Die meisten von ihnen hatten gute Eigenschaften, aber sie vertrugen den Verkehr nicht, der sie einander zu nahe brachte, wie die Lebensführung in einer Kleinstadt. Sie waren in Lager oder Stöcke eingeteilt und in jedem Stock führte eine Dame das Kommando, die die Bienenkönigin in einem anderen Stock verabscheute. So kam es, daß die Skandinavier in Unfrieden lebten, sich nicht leiden konnten, verleumdeten, gegeneinander intrigierten. Hatten die Männer sich in den Osterien in dem guten römischen Wein betrunken, dann schalten sie einander aus, und zuletzt fehlte nicht viel daran, daß sie sich rauften. Sie betranken sich noch dazu häufig; denn die meisten verloren die Selbstbeherrschung, sobald sie nur ein paar Glas hinunter hatten. Seltsam genug, gewann in den großen Umgebungen die nordische Kleinlichkeit allzusehr die Oberhand bei ihnen. Man hatte, wenn man davon hörte, immer Lust, den Damen das Holbergsche: „Haltet Frieden, ihr guten Frauen!“ und den Männern Holbergs: „Geht hin, ihr Lumpen, und vertragt euch!“ zuzurufen.

Unter den Künstlern gab es vortreffliche junge Männer, aber

die Maler, die in der Mehrzahl waren, gaben bereitwillig zu, daß sie in technischer Beziehung in Rom nicht das geringste lernen konnten, wo sie nie ein modernes Gemälde zu sehen bekamen; sie hätten nach Paris müssen, das sagten sie selbst; aber vor Paris hatten die Autoritäten in Kopenhagen und Christiania Angst; von dort kamen nämlich die schlechten und gefährlichen Einwirkungen, und so reisten die Maler denn nach Rom, wie es ihre Väter getan hatten.

45

Um die Mitte November ließ der Papst den Vatikan öffnen. Aber angesichts des ungeheuren Zudranges war es nicht leicht, ein Permesso durch den Konsul zu erlangen, und ein solches war nötig. Ich hatte gerade von einem zur Skulpturensammlung des Vatikans Gebrauch gemacht, als ich mich eines Tages sehr unpäßlich fühlte. Ich gab zuerst dem unleidlichen Wetter dieses Monats, abwechselnd Scirocco und kalter Schneeregen oder beides zusammen, die Schuld an meinem Unwohlsein; dann ergriff mich eine Angst vor dem Klima, vor Rom, vor dieser ganzen fremden Umgebung, und ich beschloß, möglichst schnell nach Hause zu reisen. Diese Angst war, ohne daß ich es wußte, eine Folge der Krankheit, die mir im Körper steckte. Am nächsten Tage wurde ich von zwei gräßlich stinkenden Lastträgern die Treppe hinuntergetragen und von dem Maler Wilhelm Rosenstand, einem der wenigen, die sich mir angeschlossen und mir Wohlwollen erwiesen hatten, zum preußischen Hospital auf dem tarpejischen Felsen, in der Nähe des Kapitols, gefahren.

Hier fesselte ein heftiges Typhusfieber mich ein paar Monate lang ans Krankenlager, nachdem ein mir ganz fernstehender Landsmann die Rücksichtslosigkeit begangen hatte, meine Eltern davon zu unterrichten, wie hart ich angegriffen, und daß für mich nur wenig zu hoffen wäre.

Den ersten Monat war ich nicht bei vollem Bewußtsein; ich litt unter Zwangsvorstellungen. So kam es mir vor, als ob die linke Seite meines Bettes nicht mir gehöre, sondern einem anderen Manne, der zuweilen diesen Platz einnähme. Und ich selbst war in mehrere Personen geteilt, von denen z. B. eine mein Bein bat, sich ein wenig nach der einen oder anderen Seite zu drehen. Eine

dieſer Perſonen war Imperialiſt und deshalb unbeliebt bei den anderen, die republikaniſch waren; aber er erwies ihnen nichtsdeſtoweniger große Gefälligkeiten, wie z. B. für ſie das Waſſer zu laſſen, wenn es ihnen not tat. Eine andere ſeltſame phantaſtiſche Vorſtellung, die ſich lange hielt, war die, daß auf meinem Kopf, deſſen Haar der Diener des Krankenhauſes geſchnitten hatte, und zwar kunſtloſer als man einen Hund ſchert, ſich eine Agraffe von Perlen und Edelſteinen befände, die ich ſpürte, ohne ſie ſehen zu können.

Dann drehten alle meine Phantaſien ſich um Eſſen.

Im Krankenhauſe wurde ich ſehr vernachläſſigt. Die Pflege war erbärmlich. Der angeſehene deutſche Arzt, der am Hoſpital angeſtellt war, hatte perſönlich eine ungeheure Praxis und dachte außerdem an nichts weiter, als an den deutſch-franzöſiſchen Krieg. Er kam deshalb ſo gut wie gar nicht, blieb bis dreizehn Tage hintereinander fort, in welcher Zeit z. B. ein Patient, der an Verſtopfung litt, dalag, ohne daß ihm ein Abführmittel eingegeben wurde. Das Bett war ſo ſteinhart, daß ich des Nachts von den Schmerzen in Körper und Gliedern aufwachte, das Kopfkiſſen ſo hart, daß durch den Druck die Haut von meinem rechten Ohr abging. Krankenwärter gab es nicht. Das ganze Krankenhaus hatte nur einen Kuſtos, einen deutſch-ſprechenden ruſſiſchen Kerl, der manchmal vierzehn Patienten zu verſorgen hatte, aber häufig ausging, um Einkäufe zu machen oder ſeinen Schatz zu beſuchen, und dann lagen alle die Kranken und klingelten, aber niemand kam, ſie zu bedienen.

Er ging ſehr ſparſam mit dem Heizmaterial um und ließ mich frieren, wie er mich hungern ließ; denn als ich mich in der Beſſerung befand, ließ er mich vergeblich um ein Stückchen Brot betteln.

Über mir im Hoſpitalsgebäude wohnte ein ſehr bekannter deutſcher Archäologe, der mit einer ruſſiſchen Fürſtin von ſo koloſſalem Körperumfange verheiratet war, daß der römiſche Volkswitz von ihr behauptete, wenn ſie ausführe, verteile ſie ſich in zwei Droſchken, um Platz genug zu haben. Dieſe Dame beſaß ein großes muſikaliſches Talent. Ich bekam ſie nie zu ſehen, aber ich empfand ſie auf doppelte Weiſe: So oft ſie im dritten Stock über den Fußboden ging, dröhnte die Decke und knackten deren Bretter in einer für einen Kranken unleidlichen Art und Weiſe. Und gerade

wenn ich mich zur Ruhe legte und den Schlaf dringend nötig hatte, setzte die dicke Dame oben sich an ihren Flügel und ließ eine Musik, die einen Konzertsaal füllen konnte, durch den Raum brausen.

Nach Verlauf eines Monats erklärte der Arzt, daß ich nun „über den Berg“ wäre und allmählich etwas anderes Essen bekommen könne als die Bouillon, die bisher meine einzige Nahrung gebildet hatte. Nach einiger Zeit konnte ich versuchen aufzustehen. Ich war so schwach, daß ich von neuem Gehen lernen mußte; ich konnte mich nicht auf den Füßen stützen sondern mußte mich mit Hilfe des Kustos die vier, fünf Schritte vom Bett bis zu einem Sofa schleppen.

Um diese Zeit erhielt ich zwei Briefe aus Kopenhagen mit literarischen Anfragen und Anerbietungen. Der erste kam von der Redaktion der Illustreret Tidende, ob ich bei meiner Heimkehr die Theaterkritik in dem Blatte wieder aufnehmen wolle; man würde mir in diesem Falle die Stelle offen halten. Ich gab eine ablehnende Antwort, da ich es satt hatte, meine Ansicht über das dänische Theater auszusprechen. Der andere überraschendere Brief kam von dem Redakteur des damals mächtigen Dagblad, Steen Bille, mit dem Anerbieten, nach Molbechs Abgang von dem Blatte dessen gesamte Leitung zu übernehmen, mit Ausnahme des politischen Teiles, den der Redakteur natürlich sich selbst vorbehielt. Das war ein für dänische Verhältnisse sehr großes Anerbieten einem jungen Mann gegenüber. Es versprach Einfluß und Einkommen, und es gehörte mein festeingewurzelter Entschluß dazu, niemals in der Journalistik aufgehen zu wollen, daß ich, ohne auch nur im geringsten zu schwanken, eine höfliche Absage diktierte; ich war noch zu schwach zum Schreiben. Mein Beweggrund war der eine einfache, der Wissenschaft mein Leben zu weihen. Aber Bille, der wohl wußte, welche Macht in einem kleinen Lande wie Dänemark sein Anerbieten in meine Hände legte, faßte es kaum so auf und nahm mir meine Absage außerordentlich übel. Das gab den ersten Anstoß zu seiner veränderten Stimmung mir gegenüber. Späterhin mußte ich zuweilen darüber nachdenken, daß mein Schicksal in Dänemark wahrscheinlich ein anderes geworden wäre, wenn ich die Berufung angenommen hätte.

Freilich hätte die Spaltung zwischen den Ansichten, die das

Blatt, und denen, die ich im Laufe des großen Jahres 1871 vertreten mußte, bald eine Trennung herbeigeführt. Die Kommune in Paris verursachte den vollständigen Umschwung des liberalen Bürgertums in Dänemark wie anderwärts.

46

Noch während ich zu schwach war, um schreiben zu können, empfing ich von Henrik Ibsen einen Brief (datiert 20. Dezember 1870), der einen starken Eindruck auf mich machte. Henrik Ibsen und ich hatten seit dem April 1866 in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, aber erst jetzt begann unser Verhältnis Funken zu schlagen, dieses Verhältnis, das auf mich höchlich entwickelnd wirken sollte und vielleicht auch in seinem dichterischen Entwickelungsgange einige Spuren hinterlassen hat.

Ibsen hielt mich für schon geheilt und schrieb an mich wie an einen Rekonvaleszenten. Er beklagte in starken Ausdrücken die Eroberung Roms seitens der Italiener. Rom sei nun „uns Menschen" fortgenommen und den Politikern gegeben worden; es wäre eine geweihte Stätte gewesen und wäre es nicht mehr. — Dieser Ausspruch widerstrebte meiner Religion. Es erschien mir unzulässig, aus ästhetischen Gründen ein Priesterregiment mit rücksichtslosem Unterdrückungssystem zurückzuwünschen. Menschenglück und geistiger Fortschritt waren wichtiger als die Erhaltung der Idyllen der Naivität. Ich erwiderte also mit Freiheitsglauben, und bald überbot Ibsen mich auf diesem Gebiet wie auf anderen.

Aber der Brief enthielt noch eine Stelle, die mich packte und erfreute. Es war die Stelle, wo Ibsen schrieb, worauf es ankäme, das sei die Revolutionierung des Menschengeistes, und da solle ich einer derjenigen sein, die an der Spitze marschierten. Diese Worte, die genau meiner eigenen heimlichen Hoffnung entsprachen, entzündeten, so krank ich war, meine Phantasie. Es kam mir vor, als habe ich, der ich mich so lange isoliert gefühlt hatte, endlich den Geist gefunden, der mich verstünde und mit mir fühlte, einen wirklichen Kampfgenossen. Sobald ich wieder imstande war, die Feder zu führen, schrieb ich deshalb in Versen eine flammende Antwort (datiert Hospital in Rom, in der Nacht zwischen dem 9. und 10. Januar 1871). Ich schilderte hier, wie einsam ich in

meinem geiſtigen Streben und Kämpfen geſtanden hatte und ſchloß mit folgenden zwei Strophen:

Das war der Beiſtand, den allzeit ich fand.
Schärfer fielen die Hiebe, ich neckte
Immer aufs neue, und niemand mich deckte.
Freund auf Freund gab Rat — und verſchwand.
Blutsbrüderſchaft deine Zeit iſt vergangen!
So ward ein Mann ich,
Stahlhart im Sinn.
Mich ſchlagen, das kann ich,
So einſam ich bin.
Oftmals doch ſpäht' ich in heimlichem Bangen,
Nach einem Kampfbruder trug ich Verlangen.

Bruder, da habe ich dich geſunden.
Biſt du auch ſelber zum Häuptling geſchaffen,
Während als Knappe ich trage die Waffen,
Sind unſre Seelen doch ewig verbunden.
Ja zur Empörung die Geiſter wir rufen.
Kühn ſie zu meiſtern
Die ſchläfrigen Wichte,
Beſeelen, begeiſtern,
Das ſei unſre Richte.
Noch iſt es dunkel; einſt leuchtet es allen.
Bruder, einmal wird der Nebel doch fallen.

Seltſam genug ſind in der Ausgabe von Ibſens Briefen dieſe Worte dahin mißverſtanden worden, als nennte ich Ibſen meinen Häuptling. Dieſe Empfindung hatte ich bei weitem nicht. Ich wollte durch dieſen Ausdruck nur zeigen, daß ich mich geiſtig nicht als Ibſen ebenbürtig betrachtete, und ich nannte mich im doppelten Sinne des Wortes einen Schildknappen, teils weil der Knappe noch nicht den Ritterſchlag bekommen hat, teils weil ich mir eine beſondere Begabung beimaß, andere Menſchen zu bewaffnen.

47

Unter den nicht vielen Dänen, die im Krankenhauſe häufig nach mir ſahen, muß ich den liebenswürdigen und feinfühlenden Muſiker Niels Ravnkilde erwähnen, den ich ſchon als Kind gekannt hatte. Er war nun an die zwanzig Jahre in Rom anſäſſig. Er war ſanft und friedfertig, von hübſchem Ausſehen, kleinem Wuchs,

bescheiden und anspruchslos, zu schwach von Charakter, um nicht mit allen gut Freund zu sein, doch mit natürlicher Würde ausgestattet. Als ganz junger Musiklehrer in Kopenhagen hatte er sich in ein junges reiches Mädchen verliebt, auch ihr Herz gewonnen, war aber von dem harten geldstolzen Vater vor die Tür gesetzt worden und hatte in der Verzweiflung darüber Dänemark den Rücken gekehrt, um sich in Rom niederzulassen. Da seine Geliebte sich bald darauf verheiratete und eine wohlzufriedene Gattin und Mutter wurde, so blieb er wo er war. Es gelang ihm, sich einen Weg zu bahnen. Er wurde allmählich ein beliebter Musiklehrer für die Damen der römischen Aristokratie, die ihn manchmal sogar im Sommer in ihre Villen einluden. Er stand auf gutem Fuß mit dem gesuchtesten, einheimischen Maestro des Ortes, der es bald begriffen hatte, daß der bescheidene Däne kein gefährlicher Nebenbuhler war. Zierlich wie Ravnkilde es in seiner Person war, war er es auch in seiner Kunst; er hatte nichts Großartiges an sich. Aber er war ein guter Kopf mit natürlichem Humor. Seine schwierige Stellung als Privatlehrer hatte ihn Vorsicht und Zurückhaltung gelehrt. Er war die Dienstfertigkeit selbst gegen zureisende Skandinavier und freute sich darüber, wie er meinte, in Rom die Blüte der guten Gesellschaft der nordischen Länder kennen gelernt zu haben. Sogar als er längst durchgedrungen war, blieb er im vierten Stock in der Via Ripetta wohnen, wo er bei seiner Ankunft in Rom eingezogen war, von demselben einfachen Paar Leuten bedient. Seine Verhältnisse konnten sich auch schon aus dem Grunde nicht heben, weil er alles, was er übrig hatte, an Verwandte in Kopenhagen sandte, deren Sohn sich schlecht anließ und davon lebte, die Ersparnisse des armen Ravnkilde aufzuzehren. Nachdem er dreißig Jahre lang die Vorsehung aller dänischen Romafahrer gewesen war, setzten einzelne einflußreiche Männer für ihn eine Auszeichnung bei der Regierung durch. Man verlieh ihm nun nicht einmal die armselige Dekoration, die er schon zwanzig Jahre früher hätte haben müssen, sondern beging den Geniestreich, ihn zum Professor zu ernennen, was er auf Italienisch selbstverständlich immer gewesen war, und was ein viel geringerer Titel war als Maestro, wie er stets genannt wurde.

Im Krankenhause schrieb Ravnkilde meine Briefe für mich, und an dem Tage als ich herauskam, fuhren wir zusammen von

dort fort und zu dem französischen Restaurant, um gemeinsam ein festliches Mittagsmahl einzunehmen.

Von dort ging ich zu Fuß den Monte Pincio hinauf, in herrlichem Sonnenschein, freute mich darüber, von neuem Bäume und die Menschen im Sonntagsstaat und die wunderschönen Frauengesichter zu sehen, und endlich einmal wieder mit Leuten zu sprechen. Alles war wie neues Leben in einer neuen Welt. Ich traf eine ganze Menge Skandinavier, die mich beglückwünschten, und einen jungen Gelehrten, Giuseppe Saredo, der als Professor der Rechte von Siena nach Rom versetzt worden war, und mit dem ich bei dall' Ongaro in Florenz ausgezeichnete Gespräche geführt hatte. Wir verabredeten uns, miteinander in Verbindung zu bleiben.

48

Nur an diesem einzigen Tage lächelten mir indessen Sonne und Glück. Gleich am nächsten fühlte ich mich sehr unpäßlich infolge von Schmerzen im rechten Bein, wo eine Vene geschwollen war. So wenig verstand der Arzt, daß er die Sache für unbedeutend erklärte und mir ein bißchen Salbe gab, das Bein damit einzureiben. Aber von Tag zu Tag wurde ich kränker, und nach wenigen Tagen war das Bein eine unbewegliche Bleimasse. Wieder war ich für ein paar Monate auf das Krankenlager geworfen, und dies griff mich um so mehr an, weil man gegen das Übel, eine heftige Venenentzündung, eine wahre Pferdekur anwandte. Tagaus, tagein wurde das Bein vom Fußblatt bis zur Hüfte mit Merkursalbe eingerieben, deren Wirkungen auf mein Allgemeinbefinden nicht ausbleiben konnten.

Doch hielt ich nun mit Glanz den Kopf oben. Von den Skandinaviern, die mir in dieser Zeit Wohlwollen erwiesen, gedenke ich mit Dankbarkeit der dänischen Maler Rosenstand und Mackeprang, die mich fleißig und geduldig besuchten, und meines Freundes, des finnischen Bildhauers Walter Runeberg, dessen Munterkeit mir wohl tat.

Andere, mir ferner stehende Skandinavier kamen ab und zu, aber sie hatten eine für mich höchst ärgerliche Unmanier an sich. Es war damals Sitte, daß alle Briefe der größeren Sicherheit wegen an das dänische Konsulat adressiert wurden, das als allgemein

22*

ſkandinaviſches diente. Wer nun die Abſicht hatte, mich zu beſuchen, ſteckte, was an dem Tage auf dem Konſulat für mich eingelaufen war, in die Taſche, um es mir zu bringen. Die Briefe, die ich hätte um zehn Uhr morgens haben ſollen, bekam ich dann in der Regel um ſieben Uhr abends. Aber oft vergaßen dieſe Herren überhaupt den Beſuch, oder es blieb ihnen keine Zeit dazu, und da konnte es denn geſchehen, daß ſie meine Briefe — nachdem ſie ein paar Tage lang mit dieſen in der Taſche herumgegangen waren — zum Konſulat zurückbrachten, von wo ſie mir dann am dritten Tage auf einmal zugeſandt wurden. Da nun mein ganzes Leben auf dem Krankenlager eine ſtändige peinliche Sehnſucht nach Briefen von zu Hauſe war, um ſo mehr als meine Mutter in all der Zeit, in der ich zu Bett lag, ebenfalls gefährlich krank war, ſo konnte ich über das Phlegma meiner Landsleute nicht anders als erbittert ſein.

Ich war ja indeſſen nicht gereiſt, um Nordländer zu treffen, und lehrreicher für mich war deshalb der einzige Italiener, der tagaus tagein an meinem Bette ſaß, Giuſeppe Saredo. Der Unterſchied zwiſchen ſeinem Weſen und dem der Nordländer war ergötzlich zu beobachten. Er kam nicht; er explodierte. Um ſechs Uhr nachmittags ſtürzte er herein, ohne anzuklopfen, gleichzeitig meinen Wirtsleuten etwas Italieniſches, mir etwas Franzöſiſches zurufend. Er ſprach mit reißender Geſchwindigkeit, ſprach ſo laut, daß Unbeteiligte denken mußten, wir zankten uns, und wechſelte alle Minuten ſeinen Platz, ſprang vom Lehnſtuhl auf und ſetzte ſich halb in den Fenſterrahmen, begann dort einen Satz und ſchloß ihn auf meinem Bett ſitzend. Und jeden zweiten, dritten Tag brachte er mir entweder ſelbſt Bücher zur Unterhaltung oder ſchickte mir mit einem Boten große Pakete.

Er war Profeſſor an der Univerſität der Hauptſtadt geworden, ohne jemals Student oder Kandidat geweſen zu ſein. Seine Familie war zu arm, um ihn ſtudieren laſſen zu können. Mehrere Jahre lang hatte er als Jüngling kein Mittagbrot gegeſſen. Seine Lebensſtellung, als er endlich in die Höhe kam, war die eines Korrektors an einer Buchdruckerei; aber er ſuchte ſich einen Nebenverdienſt, indem er Melodramen für die Turiner Boulevardtheater ſchrieb.

Seiner Meinung nach hatte er mehr als fünfzig ſolcher Stücke

geschrieben. Er erzählte: „Meist kam der Direktor Sonntags zu mir, wenn wir frei hatten, und sagte: ‚Wir müssen zu Sonntag ein frisches Drama haben!‘ Montag war der erste Akt fertig, Dienstag der zweite usw., und jeder Akt wurde abgeliefert, sobald er geschrieben war, und dann wurden die Rollen gleich verteilt. Manchmal kam es vor, daß der letzte Akt erst Sonnabend morgen fertig wurde, was die Aufführung am Sonntag abend keineswegs hinderte.“ — In einer Nummer der Revue des deux mondes aus dem Jahre 1857 fanden wir Saredo unter den Melodramverfassern Italiens aufgezählt. Dies mußte auf privatem Wege aufgeschnüffelt worden sein, da er in dieser Eigenschaft stets anonym auftrat, weil er in seinem naiven Selbstgefühl fest entschlossen war, „seinen zukünftigen Namen nicht zu beflecken“.

Im Alter von einundzwanzig Jahren versuchte er, sich aus dieser Stellung zu der eines Journalisten zu erheben, und es gelang ihm; er sandte allerhand Artikel an drei Zeitungen. Von seinem einundzwanzigsten bis vierundzwanzigsten Jahre schrieb er nun in Tageszeitungen, und er gab lustige Schilderungen aus dem leichtsinnigen Leben junger italienischer Journalisten mit den Damen vom Theater zum besten. Dann verliebte er sich in seine spätere Gattin (als Romanschriftstellerin unter dem Pseudonym Ludovico de Rosa bekannt), und von nun ab gab es für ihn kein anderes Weib mehr. Er hegte sein Leben lang für seine Gattin ebensoviel Dankbarkeit wie Bewunderung.

Als er auf juristischem Gebiet zu arbeiten begonnen hatte, strengte er sich aus Leibeskräften an und erhielt seine Professorate in den verschiedenen Städten durch Konkurrenz, ohne den Weg des Studiums betreten zu haben. „Ich habe stets das unerschütterlichste Vertrauen zu meinem Stern gehabt,“ sagte er eines Tages, „und das sogar, wenn ich vor Hunger oder Verzweiflung Selbstmordgedanken in mir auftauchen fühlte. Wenn ich mein Schwarzbrot brach, dachte ich mir: es kommt der Tag, da ich Weißbrot essen werde.“

Wie alle seine damaligen Landsleute verabscheute und geringschätzte Saredo das moderne Frankreich. Was das wiedergewonnene Rom anbelangte, so betrachtete er es mit betrübten Blicken. „Hier gibt es nur Adel, Geistlichkeit und niederes Volk,“ sagte er, „gar keinen Bürgerstand, keinen Handel und keine Industrie. Lächerliche

Zollgesetze haben bis jetzt den Kirchenstaat von der Außenwelt abgesperrt. Und was für eine Regierung! Ein Arzt, der nicht nach dem zweiten Besuch den Patienten bei einem Priester beichten ließ, wurde abgesetzt, falls er Beamter war, und kam auf jeden Fall fünf Monate lang ins Gefängnis. Einem Arzt, der nicht wöchentlich so und so viele Male in die Messe ging, wurde verboten zu praktizieren. Die ungeheure Anzahl unveräußerlicher Besitzungen an Stammgütern erschwerte Kauf und Verkauf. Die neue Regierung und hat mit der Aufhebung der Fideikommisse und Majorate den Adel ins Herz getroffen. Die staatliche Einziehung des kirchlichen Vermögens gibt den Städten Luft."

So oft ich seitdem Italien besuchte, habe ich Saredo wiedergesehen. Sein Heldenmut bei der Untersuchung der Mißlichkeiten in Neapel 1900—1901 machte seinen Namen im Vaterlande beliebt und ihn selbst zu einem bewunderten Manne. Er starb 1902 als der höchste unabsetzbare Beamte Italiens; seit 1897 war er Präsident des Staatsrates.

Zu noch größerem Dank als Saredo gegenüber verpflichteten mich während jener Krankheit meine braven Wirtsleute, eine Tischlersfrau von ungefähr vierzig Jahren, und ihre neunzehnjährige Nichte. Maria pflegte mich wie eine Mutter, war den ganzen Tag um mich, sobald ich nur rief. Die schöne junge Philomena war meine einzige Augenweide während des langen Krankenlagers. Als ich mich zu erholen begann, lehrte ich sie zum Dank dafür lesen.

Der einzige Punkt, in dem ich Maria nicht überzeugen konnte, war die Ursache meiner Krankheit. Ich leitete sie auf das verdorbene Trinkwasser des Kirchenstaates zurück. Sie hörte mich ungläubig an und bat mich bloß, wenn ich jetzt gesund würde, in meinem Verhältnis zu den Frauen vorsichtig zu sein. Vergebens versicherte ich ihr, daß ich seit meiner Ankunft in Italien kein weibliches Geschöpf angerührt hätte. Sie überhörte meine Antwort und begann bloß noch einmal mit ihren Warnungen und Bitten. Es war ihr unfaßbar, daß die Krankheit eines jungen Mannes eine andere Ursache haben könne, als schlechte weibliche Bekanntschaften.

Eines Tages sagte Saredo zu mir: „Ich will Ihnen nicht schmeicheln, ich habe kein Interesse daran; aber ich will Ihnen einen Rat geben, den Sie sich überlegen müßten: Bleiben Sie hier

in Italien, laſſen Sie ſich hier nieder, und Sie werden eine weit höhere ſoziale Stellung erreichen, als Sie wahrſcheinlich in Ihrem eigenen Lande erlangen können. Eine derartige Geiſtesbildung, wie Sie ſie beſitzen, iſt in Italien äußerſt ſelten; was ich Ihnen ohne Übertreibung ſagen kann, iſt, daß die Ihre hier ſo außerordentlich iſt, daß ſie eine Wirkungskraft genannt werden muß. Innerhalb zwei Jahren ſind Sie hier in Italien eine Macht; daheim werden Sie nie mehr als Profeſſor an einer Univerſität. Bleiben Sie hier! Villari und ich helfen Ihnen über die erſten Schwierigkeiten fort. Schreiben Sie Franzöſiſch oder Italieniſch, was Sie wollen, und da Sie im Beſitz der geſamten germaniſchen Bildung ſind, wie kaum ein anderer in Italien, ſo werden Sie einen Einfluß erlangen, von dem Sie ſich gar keine Vorſtellung machen. Ein Prophet gilt nie etwas in ſeinem Vaterlande! Wir dagegen bedürfen Ihrer! Bleiben Sie alſo hier. Sehen Sie Max Müller als Vorbild an. Es geht mit den Einzelnen, wie mit den Völkern: erſt wenn ſie den Boden wechſeln, gelangen ſie zu ihrer vollen Entwickelung und kommen zum Gefühl ihrer eigenen Kraft!“

Ich antwortete: „Ich bin taub für dergleichen. Ich liebe die däniſche Sprache allzuſehr, um ſie jemals zu verlaſſen. Nur wenn meine Anſtellung in Dänemark einem Widerſtande begegnet, der ſie unmöglich macht, dann ſchnüre ich mein Bündel und gehe nach Frankreich oder Italien; ich bin doch froh, daß mir die Welt nicht ſo verſchloſſen iſt, wie ich bisher geglaubt habe.“

49

Sehr beſchäftigte mich auf meinem Krankenlager der Gedanke an Dänemarks Zukunft. Vom 8. März 1871 ſind folgende Aufzeichnungen datiert:

Was verſtehen wir unter den Worten: unſere nationale Zukunft, von der wir ſo viel ſprechen? Wir denken nicht daran, uns auszudehnen, nicht daran, Eroberungen zu machen, nicht daran, eine politiſche Rolle zu ſpielen. Dazu fühlen wir uns begreiflicherweiſe allzu ohnmächtig. Ich laſſe die Frage dahingeſtellt, ob man leben kann, ohne in irgend einer Weiſe zu wachſen, und ſage: Was wollen wir? Beſtehen. Wie beſtehen? Wir

wollen unabhängig sein und Schleswig wieder haben; denn jetzt bestehen wir nicht; wir kränkeln, oder wir leben wie diese niederen Tiergattungen, die, selbst wenn sie in Stücke geschnitten werden, noch ganz beweglich sind; aber das ist ein erbärmliches Leben. Wir befinden uns Deutschland gegenüber in einer schiefen Lage. Die mittelpunktsuchende Kraft, welche die einzelnen Mitglieder der Nationalität zusammenzieht und die wir in Dänemark Dänentum nennen, sie, die ferner miteinander verwandte Nationalitäten zusammenzieht, und die in Dänemark Skandinavismus genannt wird, müßte logisch zur Sympathie mit der Verschmelzung der ganzen Rasse, einer Art Gotogermanismus, führen. Indem wir bei Frankreich eine Stütze suchen, betragen wir uns wie die Polen, wenden uns an einen fremden Stamm mit der Bitte um Hilfe gegen einen zu uns gehörenden. Ich beschuldige uns nicht, unklug zu handeln, sondern gegen eine Naturkraft anzukämpfen, die stärker ist als wir. Wir können die Anziehung der kleineren Masse seitens der großen nur hinhalten, nicht verhindern. Wir können nur hoffen, diesen Schmerz nicht mit erleben zu müssen.

Holland und Dänemark werden beide von Deutschland bedroht, denn die Geographie ist hier Deutschlands mächtiger Bundesgenosse. Die aufgeklärtesten Dänen können nur die Hoffnung hegen, daß Dänemark, erobert oder nicht erobert, die Qual so lange aushält, bis die allgemeine Zivilisation, kraft der Stufe, die sie erreicht hat, unsere Unabhängigkeit mit sich bringt. Was dagegen die Hoffnung anbelangt, die von der großen Mehrzahl der Dänen (die Herren Professoren der Philosophie inbegriffen) gehegt wird auf eine Zeit, da die Nemesis (theologische Reminiszenz) Preußen treffen wird, so ist diese Hoffnung nur der Niederschlag der Einfalt. Und selbst eine Nemesis über Preußen würde niemals Deutschland treffen, uns also nicht helfen.

Aber die Hauptfrage ist folgende: Wenn wir — entweder durch friedliche Rückgabe Schleswigs oder nach neuen Kriegen oder durch ein eintretendes Friedens- und Kulturzeitalter — unsere Integrität und Unabhängigkeit wiedergewinnen, bestehen wir dann? Keineswegs. Dann kränkeln wir wieder. Ein Land wie Dänemark ist (selbst mit Schleswig) heutzutage gar kein Land. Ein Kaufmann, dessen ganzes Kapital zehn Reichstaler beträgt, ist gar kein Kaufmann. Die großen Kapitalien verschlingen die kleinen, die

kleinen müſſen ſich durch Aſſoziationen, Kompagnien, Aktiengeſellſchaften uſw. retten.

Hier iſt es nun unſer Unglück, daß wir keinen anderen Bundesgenoſſen in Ausſicht haben als Schweden-Norwegen, einen kleinen, unbedeutenden Staat. Durch dieſe Aſſoziation, die unſer vorläufiger Rettungsanker iſt, und die durch ungeheure Energie würde einige Bedeutung erhalten können, wäre unſer Untergang höchſtens ein oder zwei Jahre hingehalten. Aber die Zukunft! Hat Dänemark eine Zukunft?

Es war Frankreich, das zu ſeinem eigenen ungeheuren Schaden das Nationalitätsprinzip erfand oder doch zuerſt verkündete, ein Prinzip, das ihm höchſtens Belgien oder die franzöſiſche Schweiz geben könnte, zwei neutrale, von Europa garantierte Länder, das aber Italien Piemont, Preußen Deutſchland gab, und das einſt Rußland die Herrſchaft über alle Slawen geben wird. Frankreich war ſchon vor dem Kriege wie zwiſchen Schilden eingeklemmt; es hatte keine Möglichkeit, durch ſein eigenes teures Prinzip etwas zu gewinnen, und es wagte nicht einmal, dieſes Prinzip auf die beiden erwähnten Punkte anzuwenden. Während es ſich furchtſam Savoyen und Nizza zuſprechen ließ, wuchs Preußen von neunzehn Millionen auf fünfzig Millionen Menſchen an; und wahrſcheinlich werden die Deutſchen Öſterreichs mit der Zeit Deutſchland zufallen. Dann kam der Krieg, und ſein Reſultat und ſeine Folgen wurden in allen Stücken dieſelben, die Prevoſt-Paradol mit ſeinem Scharfblick vorausgeſagt hatte. „Danach," ſchrieb er, „wird Frankreich mit Paris in Europa dieſelbe Stellung einnehmen, die Hellas mit Athen im alten römiſchen Reich einnahm; es wird die Stadt des Geſchmackes und der edlen Vergnügungen werden; aber es kann ſeine Macht nicht wiedergewinnen." Sie iſt nämlich von dem Nationalitätsprinzip ſelbſt getötet worden; denn ſeine einzigen Stammverwandten, Spanien und Italien, ſind zwei Länder, von denen das eine morſch, das andere eben in die Rekonvaleszenz eingetreten iſt. Es iſt alſo klar, daß Deutſchland eine Zeitlang die Oberhoheit in Europa ausüben wird. Aber die Zukunft gehört doch weder ihm noch Rußland, ſondern wenn nicht England ſelbſt, ſo doch der angelſächſiſchen Raſſe, die eine Ausdehnungskraft gezeigt hat, wogegen die anderer Stämme wenig in Betracht kommt. Die Deutſchen, die nach Nordamerika gehen, ſprechen in der zweiten

Generation Engliſch. Die Engländer haben die einzig daſtehende Gabe, ſich auszubreiten und ihre Sprache einzuführen, und die Macht, welche der angelſächſiſche Stamm erlangen wird, kann nicht mit der Zeit gebrochen werden, wie die des alten Rom; denn es gibt keine Barbaren mehr, und dieſe Macht beruht auch nicht auf Eroberung, ſondern auf Aſſimilation, und der Stamm verjüngt ſich in Nordamerika.

Wie bezeichnend für unſer armes Ländchen iſt es, daß wir immer von ihm hören und leſen, daß es „eines der älteſten Reiche der Welt" ſei. Das iſt gerade das Unglück. Wären wir nur ein junges Land! Für uns gibt es nur eine Art der Verjüngung. Erſt in einem Skandinavien aufzugehen; dann, wenn dieſes gut gebildet und befeſtigt iſt, uns dem verwandten angelſächſiſchen Stamm zu nähern. Moral: Werde Angelſachſe und ſtudiere Stuart Mill!

Und ich ſtudierte Mill mit anhaltender Aufmerkſamkeit, wo es ſchwierig aber lehrreich war, ihm zu folgen, wie in dem Buche über die Philoſophie Hamiltons, die Berkeleys Lehre erneuert, und las ihn mit Entzücken, wo er, leicht zugänglich, mit Friſche und Stärke die frohe Botſchaft einer neuen Zeit verkündigte, wie in dem Buche über die Freiheit und in dem verwandten über repräſentative Verfaſſung.

50

In den Monaten Februar und März bildeten die Geſpräche mit Giuſeppe Saredo mein eigentliches Leben. Wir erörterten alle die Fragen, die uns beiden oder einem von uns auf dem Herzen lagen, von den Urſachen zur Verbreitung des Chriſtentums bis zum proportionalen Wahlrecht, das Saredo kannte und richtig auf Andrae zurückführte. Wenn ich bedauerte, daß wir infolge des Nationalitätsunterſchiedes zwiſchen uns faſt keine gemeinſamen Erinnerungen hätten und infolge des Sprachenunterſchiedes nie ein Sprichwort aus unſerer Kindheit anwenden oder ein gebräuchliches Zitat aus einer Komödie anführen könnten, daß der eine auch niemals imſtande ſei, die Harmonie der Verſe in des anderen Sprache voll zu genießen, antwortete Saredo: „Sie ſind nur in demſelben Maße Däne wie ich Italiener bin; wir ſind Landsleute in dem großen Vaterlande der Geiſter, dem Vaterlande Shakeſpeares und Goethes, Stuart Mills und Andraes und Cavours. Dieſes

Land ist das Land der Humanität. Das Nationale ist die Milch, die Humanität ist die Sahne. Was in aller Welt haben wir nicht gemeinsam? Es ist wahr, wir können die Harmonie einiger nordischer Verse nicht gemeinsam genießen, aber wir können uns gemeinsam alle großen Ideen aneignen, und wir besitzen füreinander die Anziehungskraft des relativ Unbekannten, die Landsleute nicht haben."

Mit Feinheit kennzeichnete er seine italienischen Landsleute. „Unsere geistige Begabung reicht aus zu Vorsicht und gesundem Menschenverstande. Wir können von weitem selbstleuchtend erscheinen, in Wirklichkeit sind wir lauter Reflexlicht und Passivität. Solferino gab uns die Lombardei, Sadowa gab uns Venedig, Sedan gab uns Rom. Wir waren gerade wirksam genug, uns die günstigen Umstände zunutze zu machen, und passiv klug genug, unseren Vorteil nicht durch eine Dummheit zu verscherzen. In den fremden Romanen sind wir schwarze Schurken, Giftmischer und Betrüger großen Stils. In Wirklichkeit sind wir gleichgültig und faul. Dolce far niente, diese Worte, die zu unserer Schande in allen Ländern auf Italienisch gesprochen werden, ist unsere Losung. Aber das muß anders werden, und wenn die wenigen, die bei uns ein bißchen Kopf und Herz haben, sich zuschanden arbeiten sollten. — Es muß anders werden. Massimo d' Asseglio sagte: ‚Nun haben wir ein Italien geschaffen, jetzt müssen wir noch Italiener schaffen.' Das war ein wahres Wort. Nun schaffen wir das neue Volk, und welche Zukunft steht uns nicht bevor! Wir werden es jetzt sein, die die Führerschaft über den lateinischen Stamm übernehmen, und die unserer Geschichte den Glanz wiedergeben, den sie im 16. Jahrhundert hatte. Jetzt ist unsere Kunst gering, weil wir keinen Volkstypus haben, aber warten Sie nur! In wenigen Jahren hat Italien ein nicht minder charaktervolles Profil, als zu den Zeiten Michelangelos und Benvenuto Cellinis!"

51

Dann kam für mich der Augenblick, wo alle abstrakten Erwägungen von der Rekonvaleszenz weggespült wurden. Nach einer mehr als viermonatlichen Einsperrung war ich wieder gesund. Mein rechtes Bein, das bis zu seinem doppelten Umfange angeschwollen,

unbeweglich und ſchwer wie Blei geweſen war, ließ ſich wieder bewegen. Die Folgen der Merkurvergiftung machten ſich nun freilich bemerkbar, aber ich war nicht mehr ans Bett gebunden, und, ſo ſchwach ich war, ich konnte gehen.

Und gleich am erſten Tage — es war der 25. März — fuhr ich, mit einem Stock bewaffnet, den ich mir lieh (denn ich beſaß keinen, da ich nie vorher mit einem Stock gegangen war), und einem Klappſtühlchen ausgeſtattet, mit der Eiſenbahn nach Frascati, wo ein Madonnenfeſt abgehalten wurde.

Es war das Leben, das ſich mir von neuem erſchloß. Alles was ich ſah, zeugte von ſeiner Herrlichkeit. Zuerſt die Landſchaft auf dem Hinwege, die Campagna mit ihren ſtolzen Ruinen und dem ſchneebedeckten Sabinergebirge, das Ganze beleuchtet von einer kräftigen Sommerſonne; die Villen alter Römer mit kaſtellartig dicken Mauern und kleinen Fenſtern; dann der fruchtbare Lavaboden, wo jeder Zoll für den Weinbau bearbeitet worden war. Endlich die Berge bei Frascati. Auf dem höchſten Punkt lag ein Kloſter; dort ſtand in alten Tagen der erſte Jupitertempel Italiens, und dort ſchlug Hannibal ſein Lager auf. Darunter in einer Vertiefung lag wie ein Adlerneſt Rocca di Papa. Längs des Weges Fruchtbäume mit violetten Blütenbüſcheln gegen einen Hintergrund von Pinien, Zypreſſen und dunkelgrünen Olivenhainen.

So kam ich zur Station Frascati. Es war kein Wagen zur Stadt hinauf zu bekommen, und ich mußte alſo langſam den Bergesabhang hinaufſteigen, eine Probe, die mein Bein mit Ehren beſtand. Auf dem ſchönen Markt von Frascati, mit einem mächtigen Springbrunnen, der wie die Aqua Paola dreifachen Strahl hatte und eine außerordentliche Waſſermenge herausſchleuderte, ging ich in eine Oſteria hinein und bat um Geisbraten und Salat mit Frascatiwein, ſetzte mich dann draußen hin, da es drinnen zu ſchwül war. Hunderte von Menſchen in bunten Gewändern mit künſtlichen Blumen und ſilbernen Federn auf den Hüten bedeckten den Platz vor mir, erfüllten den Raum hinter mir, lachten und ſchrien.

Die Bevölkerung ſchien mir hier weit großartiger, lebhafter und üppiger zu ſein als auf dem Markt in Fieſole. Die Frauen glichen der Juno oder Venus, die Männer ſahen ſogar in greulichen Fetzen aus wie in ihrer Werkſtatt geſchwärzte Vulkane; alle nahmen ſie einen größeren Raum ein als nordiſche Menſchen für

ſich brauchen. Ein römiſcher Bello mit der Reitpeitſche unter dem Arm machte einer jungen Schönheit des Ortes Kratzfüße, bei ſeiner Courſchneiderei von dem Jammern der umherſtehenden Bettler begleitet. Eine Signora aus Albano hielt mit königlicher Würde dem Kellner vor, daß der Braten, den er ihr gebracht hätte, unter aller Kritik ſei, ja ſie ließ ſich das Wort porcheria entſchlüpfen. Ein brauner bärtiger Burſche kam aus der Oſteria heraus mit einer großen Flaſche des himmliſchen Frascatiweines, den die hieſigen Wirte nicht einmal an den Feſttagen mit Waſſer miſchen, und gab einer ganzen zu Eſel ſitzenden Familie aus einem Glaſe zu trinken, dann ging er zu zwei kleinen Rangen hin, die auf einem Eſel ſitzend, einander um den Leib hielten; zu zwei Jünglingen, die auf einem anderen ritten; zu einem Mann und einer Frau, die auf einem dritten ſaßen, und alle tranken ſie wie die Reiter auf Wouwermanns Bildern, ohne abzuſteigen.

Ich ſtieg in einen alten, von einem Dreigeſpann gezogenen Omnibus des Ortes, um die halbe Meile bis zur Grotta Ferrara zu fahren, wo Markt war. Aber kaum ſollte der Wagen den Hügel hinauf, als die Pferde mit ſeltener Einſtimmigkeit ſich bäumten, bockig ſtellten und den Wagen vier- fünfmal herumwirbelten. Der Kutſcher, ein Kerl mit einem ausgeſtochenen Auge und einer grauen Mütze mit einer hochroten doppelten Kamelia daran, war betrunken, peitſchte die Pferde und ſchrie, während eine alte Amerikanerin mit Hängelocken im Innern des Omnibus kreiſchte und brüllte, daß ſie einen Franc vorausbezahlt habe und nun hinaus wolle. Den Weg entlang ging ein Gewimmel von Menſchen, und zu Eſel ritten ebenſoviele, alle miteinander, ſelbſt die Kinder, ſchon vom Wein erregt, ſingend, lachend und jeden anſprechend. So manche brave Frau ſtützte mit kräftigem Arm ihren halbbetrunkenen Mann. Manch eine ſolide Signora aus Rocca di Papa ſaß rittlings auf ihrem Maultier und zeigte ohne kleinliche Scheu ihre majeſtätiſchen Waden.

In Grotta Ferrata zeigte die lange, lange Straße ein Menſchengewimmel von vollſtändiger Dichtigkeit, ohne das geringſte Gedränge; denn keiner ſtieß dem andern die Ellenbogen in die Seiten. Das Auge konnte nur eine Menge roter, gelber und weißer Flecken im Sonnenlicht und dazwiſchen einige Eſelsköpfe und Maultierhälſe auffaſſen. Die Flecken waren die Kopftücher der Frauen. Da ſtanden

Leute mit ganzen gebratenen Schweinen auf einem Brett und schnitten mit dem Messer jedem, der Hunger hatte, ein Stück ab; im übrigen wurden Früchte, Messer, Schmucksachen, Eßwaren, gewöhnlicher Marktkram verkauft. Durch eine Osteria, deren Eingang vollständig mit Girlanden aus Würsten, Knoblauch und Gemüse dekoriert war, gelangte man vor fünf mächtige Torwölbungen. Drinnen lange Tische, an denen man, nicht auf Bänken, sondern auf Böcken — runden, auf zwei Beinen ruhenden Stangen — saß und aß und trank, in der lichtesten Laune und der schwärzesten Schweinerei; denn den Fußboden bildete die schwarze, aufgeweichte und zertrampelte Erde. Gegenüber hatte man Laubhütten aus Bäumen gebildet, indem man ihre Zweige sich verflechten und ineinander wachsen ließ; sie waren ganz von hübschen und munteren Mädels angefüllt, darunter eine mit blondem Haar und braunen Augen, die einer Toskanerin glich, und von der man nur schwer den Blick wenden konnte.

Nachdem ich einen alten Klosterhof betrachtet, dessen wundervolle Säulen mein Herz erfreuten, setzte ich mich in der Marktstraße selbst ein bißchen abseits auf meinem mitgebrachten Stühlchen hin, das das gerechte Erstaunen der Bauernmädchen erweckte. Sie gingen um mich herum, beguckten mich von vorn, von hinten, und untersuchten mit ernsthaftem Interesse die Konstruktion meines Stuhles. Vor mir saß ein Oliven- und Zitronenhändler. Die Mädchen feilschten bei ihm, wie sie es eben im Gedränge konnten, andere standen und sahen zu. Hier hatte man Gelegenheit, ihre angeborene Plastik zu studieren. Wenn sie sprachen, begleitete der rechte Arm beständig die Bewegungen ihrer Rede. Wenn sie schwiegen, stemmten sie meist die Hände in die Seite, gebogen aber nicht geballt. Da waren verschiedene Typen. Das kleine blonde, blauäugige Mädchen mit dem milden Madonnenlächeln und vollkommen gerader Nase, und die großgeformte starke Brünette. Aber alle hatten sie ein solches Äußere, daß ein Künstler oder Dichter, mit Hilfe einer leichten Umformung, aus ihnen die Gestalt oder Eigenart ausziehen konnte, deren er bedurfte. Dies war überhaupt meiner Ansicht nach die Formel für die italienische Schönheit, und dies war die Ursache der Empfindung, die man in Italien hatte, in Schönheit zu waten, während man in Kopenhagen fast niemals und in Paris selten etwas im strengen Sinne Schönes

ſah. Dieſe Schönheit war die Schönheit des Bedeutenden. All dieſe Frauen ſahen ungedrückt, vollerblüht, frei entfaltet aus. Alles, was die Frau des Nordens häßlich machte: die Kälte, die dicken, garſtigen Kleider, welche die Bauerfrauen trugen, das Wams von Verlegenheit und Ängſtlichkeit, an dem ſie ſchleppten, die Zwangsjacke von Chriſtiansfeldter Moral, in der ſie von den Pfarrern, vom Proteſtantismus, vom Ton, von Schick und Brauch eingeſchnürt wurden, nichts von alledem drückte, ſchnürte oder beengte hier. Dieſe jungen Bauernmädchen ſahen aus, als hätten ſie nie von einem: „Du darfſt nicht“ oder „du ſollſt nicht“ reden hören, und da es in Italien keine Spur von der Witzreißerei, dem reizenden Hinterhergrinſen gibt, das im Norden alle Friſche ertötet, ſo dachte niemand: Was wird man dazu ſagen? Ein jeder kleidete und betrug ſich mit voller Urſprünglichkeit, wie er, oder richtiger, wie ſie wollte. Deshalb wurde das Auge doppelt glanzvoll, das Blut noch einmal ſo rot, die weibliche Bruſt noch einmal ſo gewölbt und voll.

52

Von jetzt an ging etwas Merkwürdiges mit mir vor. Ich ſah Schönheit allerorten. Saß ich an dem Fenſter eines Cafés auf dem Korſo an einem Sonntagvormittag, wenn die Damen zur Meſſe gingen, dann kam es mir vor, als defiliere alle Schönheit der Erde an mir vorbei. Dort kam eine Mutter mit ihren drei Töchtern, eine einfache Krämerfrau vom Korſo, aber die Mutter hielt ſich wie eine Herzogin, hatte einen Fuß, ſo klein, daß er in meiner hohlen Hand liegen konnte, und von den drei Töchtern war die jüngſte ſo vollendet ſchön, daß man ſich nach ihr umwandte. Sie mochte ungefähr fünfzehn Jahre zählen, hatte aber einen Adel in dem ſtrengen Profil, eine Art, die köſtlichen Lippen zu einem Lächeln zu verziehen, die zeigte, daß ſie für die ſüßeſten Geheimniſſe der Muſik und der Poeſie empfänglich war. — Das lange Krankenlager hatte die Aufnahmefähigkeit meiner Sinne für Schönheitseindrücke dermaßen überſchärft, daß ich in einem Rauſch lebte.

Im ſkandinaviſchen Verein wurde ich mit vielen Äußerungen der Teilnahme, Artigkeiten und mehr oder weniger ehrlich gemeinten Schmeicheleien empfangen, wie zur Vergütung für die Qualen, die

ich erduldet hatte. Alle ſprachen, als wären ſie ſelbſt höchſt bekümmert geweſen, und beſonders als hätte Kopenhagen während meiner Krankheit in Tränen geſchwommen. Ich glaubte freilich keinen Augenblick daran; aber es legte gleichwohl ein kleines Gewicht mehr in die Wagſchale meines Glücksgefühls, und die erſten Zuſammenkünfte mit nordiſchen Künſtlern waren in der herrlichen Umgebung beſonders vergnüglich. Die Räumlichkeiten des ſkandinaviſchen Vereins lagen in dem Gebäude, von dem aus man in das Mauſoleum des Auguſtus gelangt, einem koloſſalen kreisförmigen, ein paar Stock hohen Denkmal. Auf ſeiner Fläche war an einem der erſten Abende des April ein Wohltätigkeitsfeſt arrangiert worden. Man erſtieg die vielen Treppen und ſtand plötzlich wie in einem ungeheuren Saal, deſſen Dach nur der Sternenhimmel bildete mit einer reichen Beleuchtung, die jedoch vor den Strahlen des italieniſchen Mondes verblaßte. Man genoß das ganz beſonders italieniſche Volksvergnügen, Ballons aufſteigen zu laſſen; ſie ſchwangen ſich empor mit Hilfe von Feuer, das die Luft in ihrem Innern verzehrte und ſie leicht machte. Rings um den Mond erſchienen dann die roten und blauen Lichter wie große Sterne; ein Ballon entzündete ſich oben unter dem Himmel, ging in hellen Flammen auf und machte ſich prächtig.

Hier ſaßen ebenfalls Scharen junger Frauen und Mädchen, und ſie konnten wiederum einen jungen Mann blenden, der zum zweiten Male dem garſtigen Herrn mit der Senſe entſchlüpft war. Beſonders war da ein junges Dienſtmädchen vom Lande, ein Kind von dreizehn bis vierzehn Jahren, auf das ich die Maler aufmerkſam machte, und das dieſe in Ekſtaſe verſetzte. Der Typus war es, den Rafael in der ſixtiniſchen Madonna dargeſtellt hat. Ihre klaren dunkelblauen Augen hatten einen Ausdruck jungfräulicher Scheu und der zarteſten Verſchämtheit und zugleich einen Ausdruck von Stolz. Sie trug eine Reihe Glasperlen um den entzückenden Hals. Wir ließen zwei Flaſchen Wein kommen, um auf ihr Wohl zu trinken, und in demſelben Augenblick als wir es ausbrachten, wurde die Rotunde von zehn Stellen aus mit wechſelnden bengaliſchen Flammen beleuchtet. Die Damen nahmen ſich jetzt noch beſſer aus, die Glaslaternen erſchienen in dieſem Schimmer dunkelgrün, die vom Feuer getragenen Ballons ſtiegen auf, das Orcheſter ſpielte, die Frauen lächelten zu den Huldigungen ihrer

Freunde und Liebhaber — alles auf dem ehrwürdigen Mauſoleum des Auguſtus.

53

An dieſem Abend lernte ich einen jungen, herzgewinnenden Franzoſen kennen, der mein vertrauter Freund und Reiſegenoſſe werden ſollte. Er gewann mich ſofort in den erſten Minuten durch ſein feines zurückhaltendes und doch herzliches Weſen.

Obwohl erſt fünfundzwanzig Jahre alt, hatte Georges Nouſſlard erſtaunlich viel Reiſen gemacht und viel geſehen. Er war jetzt zum zweiten Male in Italien, kannte Frankreich und Deutſchland, hatte Mexiko und die nordamerikaniſchen Freiſtaaten durchreiſt, Syrien, Ägypten, Tunis und Algier bis zu der letzten Oaſe beſucht. Sobald die Rede auf Kunſt und Muſik kam, äußerte er ſich in einer Weiſe, die feinen Sinn, ungewöhnliche Kenntniſſe und einen ganz perſönlichen Geſchmack verriet.

Den folgenden Morgen, als wir uns auf dem Korſo trafen, ſtellte er ſich mir zur Verfügung, falls er mir irgendwie von Nutzen ſein könne; er hätte nichts vor. Er fragte, wo ich hin wolle; ich gab mich in ſeine Hände, da er Rom und deſſen Umgebung kannte, wie ich die Wohnſtube meiner Mutter. Wir nahmen einen Wagen und fuhren zuſammen. Zuerſt zu den Thermen des Caracalla, dann nach den Katakomben, wo wir uns beinahe verirrt hätten und mit Ergriffenheit empfanden, wie entſetzlich es im Altertum für die Armen geweſen ſein mußte, die hier Zuflucht ſuchten, im Dunkeln dazuſtehen und Schritte in der Ferne zu hören und zu wiſſen, daß es die Verfolger wären, die da kamen, und daß ſie nun ermordet werden ſollten — hier, wo nicht einmal Platz genug war, um eine Waffe zur Verteidigung zu ſchwingen. Sodann fuhren wir nach San Paolo fuori le mure, deſſen Brand auf einem im Thorvaldſen-Muſeum befindlichen Gemälde Leopold Roberts dargeſtellt iſt, das aber jetzt völlig im alten Stile wieder errichtet worden war. Es war die ſchönſte Baſilika, die ich geſehen hatte. Wir genoſſen den faſt ſiebzehnhundert Jahre alten Kloſterhof mit ſeinen feinen verſchiedenartigen Säulen, die ſo wohl erhalten waren, und wir verglichen in Gedanken die Eindrücke der beiden gewaltigen Kirchen, San Paolo und San Pietro. Dann aßen wir gemeinſam zu Mittag und verloren uns in endloſe

Diskussionen, bis die Dunkelheit hereinbrach. Von dem Tage an waren wir unzertrennlich. Und wir waren monatelang zusammen, bis ich nordwärts reisen mußte. Aber wir blieben über ein Vierteljahrhundert in derselben herzlichen Verbindung, bis der Tod mir diesen meinen Freund raubte.

Georges Noufflard war der Sohn eines reichen Tuchfabrikanten in Louviers und war in jungen Jahren in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen. Dieses wurde jedoch etwas vermindert durch Betrügereien seitens der Männer, die nach des Vaters Tode in seinem Namen die Fabrik leiteten. Er hatte Maler werden wollen, doch die Schwäche seiner Augen hatte ihn dazu gezwungen, die Kunst aufzugeben. Jetzt war er Kunstfreund und wollte ein Buch über die Denkmäler und Kunstwerke Roms schreiben, ein allzu großes Unternehmen, das deshalb nie zur Vollendung kam; aber gleichzeitig betrieb er leidenschaftliche Musikstudien, spielte mir täglich Beethoven, Gluck und Berlioz vor und veröffentlichte auch später schöne Bücher über Berlioz und Richard Wagner.

Er war als Jüngling ein Schwärmer gewesen. Die Bewohner der germanischen Länder bilden es sich immer ein, daß man nur dort schwärme. Dieser junge Franzose aber war Schwärmer bis zu einem Grade, wie es auch unter Germanen äußerst selten vorkommt. Mit siebzehn Jahren verliebte er sich in ein junges Mädchen, das mit ihm in einem Hause wohnte. Er hatte sich mit ihr nur durch die Zeichensprache verständigt, brachte es nicht einmal zu einem Gespräch mit ihr. Nichtsdestoweniger steigerte sich seine Verliebtheit dermaßen, daß er seinem Vater erklärte, er wolle sie heiraten. Der Vater verweigerte seine Einwilligung, und ihre Familie wollte ihn nicht empfangen, wenn er nicht von seinem Vater vorgestellt würde. Dieser sandte ihn dann nach Amerika mit den Worten: „Vergiß deine Liebe und lerne, was für eine schöne Sache die Industrie ist!“ Er durchreiste die Freistaaten die Kreuz und Quer, fand den gesamten Maschinenbetrieb abscheulich, da er nicht die geringsten Grundbegriffe davon und nicht den geringsten Sinn dafür hatte, und dachte beständig an das Mädchen, von dem man ihn trennen wollte. Es nützte nicht einmal etwas, daß ein Reisegefährte, den man ihm gegeben hatte, nur in den niedrigsten Ausschweifungen lebte und atmete und das Seine dazu tat, den jungen Menschen in sie einzuweihen. Bei der Heimkehr erklärte er seinem Vater,

daß er auf seiner Wahl beharre. „Gut," sagte der Vater, „Kleinasien ist ein wunderschönes Land, Nordafrika nicht minder: es wird dir auch gesund sein, Italien kennen zu lernen." Er reiste also wiederum und wurde diesmal von allem, was er sah, bezaubert. Dann starb sein Vater, und er war so ziemlich sein eigener Herr, und in der Lage, frei nach eigenem Gutdünken zu handeln. Da erfuhr er, daß der Vater des jungen Mädchens sich hatte einen Bankbetrug zuschulden kommen lassen. Seine Familie wollte zwar das Mädchen selbst, aber nicht dessen Angehörige, empfangen. Da gab er seinen Vorsatz auf; er wollte sie keiner Demütigung aussetzen und wollte auch selbst keinen berüchtigten Mann zum Schwiegervater haben; er ging wieder auf Reisen und blieb sehr lange fort. „Der Beweis dafür, daß ich richtig handelte", schloß er seine Erzählung, „ist, daß ich das junge Mädchen vollständig vergessen habe; meine Liebe war Hirngespinst."

Als er mit der Mitteilung begann, daß er drei Jahre lang ein junges Mädchen, mit dem er nie ein Wort gewechselt hätte, geliebt und trotz des Widerstandes habe heiraten wollen, rief ich: „Aber Sie sind ja kein Franzose!" — Als er mit der Mitteilung schloß, daß er nach einer Ausdauer von drei Jahren sie eines Vergehens wegen verlassen habe, das nicht sie, sondern ihr Vater begangen hätte, rief ich: „Wie französisch sind Sie doch trotzdem!"

Während gemeinsame politische und soziale Interessen mich zu Giuseppe Saredo hinzogen, war es all das Künstlerische in meiner Natur, das mich mit Georges Noufflard vereinte. Während Saredo ein Italiener aus einer halbfranzösischen Gegend — er stammte aus Savona bei Chambery — und seine Kultur in gleichem Grade französisch wie italienisch war, war Noufflard ein Franzose, den eine solche Vorliebe für Italien ergriffen hatte, daß er das reinste Florentinisch sprach, sich ganz als Südländer fühlte und entschlossen war, sein Leben lang in Italien zu bleiben. Er verheiratete sich denn auch wenige Jahre später mit einer wunderschönen Florentinerin und ließ sich für immer in Florenz nieder.

Was mich so ganz für ihn einnahm, war die weiblich feine Rücksichtnahme und selbstlose Ergebenheit seines Wesens, die Anmut, die über seinem Gebaren und seiner Rede lag, und die sich in allem verriet, von der Art und Weise, wie er seinen Hut aufsetzte, bis zu der Art, in der er ein Kunstwerk bewunderte.

Doch ich hätte nicht tagaus, tagein mit ihm verkehren können, hätte ich nicht von ihm lernen können. Als wir uns zehn Jahre später wiederſahen, zeigte es ſich, daß wir einander nichts ſonderlich Neues mitzuteilen hatten. Ich traf ihn alſo gerade im rechten Augenblick.

Nicht nur, daß Noufflard eine Menge Kenntniſſe beſaß über die Kunſtſchätze Italiens und die Orte, an denen ſie ſich befanden, was für mich von unbeſchreiblichem Nutzen war, ſondern ſeine Anſchauungsweiſe bereicherte mich auch, indem ſie mich zum Widerſpruch herausforderte oder überraſchte und meine Zuſtimmung gewann. So friſch Julius Langes Kunſtſinn geweſen war, ſo hatte ihm noch etwas Doktrinäres und Akademiſches angehaftet. Ein Künſtler wie Bernini war ihm ein Greuel und nichts weiter; ihm fehlte der Sinn für die ſüße halbſinnliche Ekſtaſe in einigen der beſten Geſtalten Berninis. Der franzöſiſchen Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts ſtand er feindlich gegenüber, ſah ſie durch die moraliſche Brille an, wie ſie in den germaniſchen Ländern um das Jahr 1800 herum gebräuchlich geworden war. Noufflard war es leicht, von nordiſchen Doktrinen unbeirrt zu ſein, denn er kannte ſie nicht; er beſaß den freien Blick des Schönheitsverehrers für jedwede Schönheitsoffenbarung und beſaß die Geiſtesverwandtſchaft des italieniſierten Franzoſen mit manchem im Norden unterſchätzten Künſtler. Dafür fand er natürlich, daß wir Nordländer das Unſere höchlichſt überſchätzten. Thorvaldſen, der ihm rein akademiſch vorkam, konnte er durchaus kein Intereſſe abgewinnen. Man kann ihn doch in keiner Beziehung einen Meiſter nennen, rief er eines Tages, als wir Thorvaldſenſche Basreliefs neben antiken geſehen hatten. Ich erfuhr durch den Verkehr mit Noufflard, wie wenig Eindruck Thorvaldſens Weſen auf die romaniſchen Völker macht. Daß die Kälte ihm gegenüber ſich in Deutſchland bald ebenſo weit verbreiten würde, ſah ich noch nicht voraus.

Einen ſehr lebhaften Sinn beſaß Noufflard für die Frührenaiſſance, beſonders in der Skulptur; eine leidenſchaftliche Liebe empfand er zur Natur Italiens vom Norden bis zum Süden, und er beſaß eine Art volkspſychologiſcher Begabung, die eigenartigſten franzöſiſchen, italieniſchen oder deutſchen Züge hervorzuheben. Die deutſche Sprache verſtand er nicht, aber in der deutſchen Muſik war er heimiſch, und in Überſetzungen eignete er ſich viel deutſche

Literatur an; so las er gerade damals Hegels Ästhetik, deren Abstraktionen ihn freilich entsetzten, und der er die moderne französische Kunstphilosophie entschieden vorzog. Von englischer Wissenschaft hatte er Darwin studiert, und er war der erste, der mir einen wirklichen Einblick in Darwins Lehren und einen Überblick über sie gab; denn in meinen jüngeren Tagen hatte ich sie nur in den Vorlesungen von R. Nielsen über Teleologie als irreführend bekämpfen hören.

Georges Noufflard war der erste gleichaltrige Franzose, mit dem ich vertraut wurde und dessen Wesen ich zum Teil durchdrang, teils in das meine aufnahm. Wenn in meinen ersten Vorlesungen manche vereinzelte Auffassung in auffallender Weise von dänisch-nationalen Vorurteilen befreit war, an denen bisher keiner zu rütteln versucht hatte, so verdankte ich das zum Teil ihm. Unser glückliches harmonisches Zusammenleben im Sabinergebirge wie in Neapel trug mir also, ehe ein Jahr vergangen war, einen ganzen Hagel von Schimpfworten in dänischen Zeitungen ein.

54

Eines Morgens brachte der Diener des Konsuls mir ein Permesso zur Skulpturensammlung des Vatikans für denselben Tag, und noch ein Permesso für die folgende Woche zu den Loggien, den Stanzen und der sixtinischen Kapelle. Das letztere legte ich in mein Taschenbuch. Das war der Schlüssel zum Paradiese. Ich hatte so lange darauf gewartet, daß ich mich fast abergläubisch fragte: „Ob jetzt wieder etwas dazwischenkommt?“

Es war am Jahrestage meiner Abreise von Kopenhagen als ich zum Vatikan fuhr, um ein Uhr mittags die schöne Treppe hinaufstieg und durch einige mächtige zum Teil vortrefflich dekorierte Säle die Sixtinische Kapelle erreichte. Ich hatte so viel davon gehört, daß ich enttäuscht werden würde, daß auch nicht die leiseste Empfindung einer Enttäuschung meinen Sinn berührte. Nur ein Glücksgefühl durchzog mein Herz: jetzt endlich bin ich hier! Ich stand auf der Stelle, die das eigentliche Ziel meiner Pilgerfahrt war. Ich hatte ja jede Figur so oft in Abbildungen durchgenommen und über das Ganze so viel gelesen, daß ich die Musik darin im voraus kannte Note für Note. Aber jetzt hörte ich sie.

In meinem Innern flüsterte es: „So stehe ich denn endlich hier, mit dem Geiste eingeschlossen, der von allen Menschengeistern meine Seele am stärksten getroffen hat. Ich befinde mich außerhalb der Erde und weit von den Menschen entfernt. Hier ist seine Erde, und hier sind seine Menschen, geschaffen in seinem Bilde, um seine Welt zu bevölkern. Denn eine Welt bildet das Werk dieses Einen, das, obwohl nur die Tat eines Mannes, den Schöpfungen eines ganzen Volkes, ja, des edelsten Volkes, das je gelebt hat, des griechischen, gegenübergestellt werden kann. Michelangelo hat größer, einsamer und mächtiger gefühlt als jeder andere. Er hat aus einem Inneren heraus geschaffen, dessen Wesen mehr als irdisch war. Raffael ist menschlicher, sagt man, und das ist wahr; aber Michelangelo ist göttlicher."

Nach Verlauf einer Stunde ungefähr stiegen die Gestalten aus dem Gewimmel vor mir auf, und ich hatte die ganze Komposition im Kopf. Ich sah die Decke nicht nur wie sie heute ist, sondern wie sie war, als die Farben frisch waren; denn an einzelnen Stellen verriet eine Farbe, z. B. die kräftiggelbe, in welcher Farbenstärke das Ganze gestanden hatte. Es war Michelangelos Absicht, uns die Decke durchbrochen und den Himmel darüber offen zu zeigen. Bis zu den Mittelbildern muß man sich vorstellen, daß die Wand sich bis ganz unter die Decke fortsetzt, als ob die Figuren senkrecht säßen. Dann schwindet die Unruhe, und alles sammelt sich.

Die Hauptbilder, wie die Erschaffung Adams, Michelangelos philosophischstes und am schönsten komponiertes Gemälde, hatte ich ein Jahrzehnt hindurch täglich an meiner Wand vor Augen gehabt. Der Ausdruck in Adams Gesicht war nicht schmachtend, wie ich geglaubt hatte; er lächelte ganz schwach wie im stillen Vertrauen auf den Wert des Lebens, das nun von Gottes Finger in ihn übergehen soll; die kleinen bronzegemalten Figuren drückten die Spannung und Ruhe der Decke aus. Sie waren architektonische Sinnbilder. Die Schar junger Heroen um die Mittelpfeiler waren Michelangelos Ideale von Jugend, Schönheit und Menschlichkeit. Der, welcher seine Kniee umfaßt, still und gedankenvoll, ist vielleicht der Schönste. Es besteht fast gar kein Unterschied zwischen seinem Bau und dem Adams. Adam ist der seelenvollere Bruder dieser jungen leidenden Helden.

Ich empfand, wie ungerecht es war, von Michelangelos be-

ginnendem Barockſtil zu reden. Da waren ein paar etwas gewundene Geſtalten, Haman, der Menſchenknäuel auf der Anbetung der Schlange, Jonas, wie er ſich zurückwirft, aber im übrigen, welche Ruhe, welche grandioſe Vollkommenheit! Und was merkwürdiger war, welche großartige Anmut! Eva auf dem Bilde vom „Sündenfall“ war vielleicht die entzückendſte Geſtalt, die irgend eine Kunſt erzeugt hat; ihre Schönheit im Bilde links war wie eine Offenbarung davon, wie die Menſchheit eigentlich hätte ſein müſſen.

Es kam mir vor, als klänge es faſt wie eine Lüge, daß ein Mann dies in zweiundzwanzig Monaten geſchaffen habe. Würde die Welt jemals ein Freskowerk von demſelben Range hervorbringen? — Die dreihundertſechzig Jahre, die darüber hingegangen waren, hatten dieſem größten maleriſchen Werke der Erde weit weniger geſchadet als ich gefürchtet hatte.

Eine große vornehme engliſche Familie kam herein; Mann, Frau, Sohn, Tochter, noch eine Tochter, die Gouvernante, alle reich und modern gekleidet. Sie blieben einen Augenblick am Eingang der Kapelle ſtehen. Dann gingen ſie bis ungefähr zur Mitte des Saales vor, blickten ein wenig umher und in die Höhe, ſagten zum Kuſtos: „Wollen Sie uns bitte aufmachen!“ und gingen mit vielem Anſtand wieder hinaus.

55

Ich kannte Raffaels Loggien aus den Kopien in der École des beaux arts zu Paris. Aber ich war geſpannt, wie ſie ſich nach dem, was ich ſoeben geſehen hatte, ausnehmen würden, und obwohl mir von der auf meinem Permeſſo zugeſtandenen Zeit nur noch dreiviertel Stunden übrig geblieben waren, ging ich doch hinauf, um die Loggien zu betrachten. Mein erſter Eindruck, als ich den Korridor hinabblickte und dieſe kleinen Deckengemälde von kaum einer Elle Höhe ſah, war: Herrgott, das wird ein trauriges Vergnügen nach Michelangelo! — Ich beſichtigte das erſte Gemälde: Gott, der die Tiere erſchafft, und wurde ganz gerührt: Da geht der gute alte Mann und ſagt väterlich: „Kommt hervor aus der Erde, alle miteinander, ihr glaubt gar nicht, wie nett es hier iſt!“ — Mein nächſter Eindruck war dann: Welche Kindlichkeit! Aber mein letzter war:

Welches Genie! Wie anmutig ist das Sündenfallbild, und wie lieblich diese Eva! Und welche Größe des Stils, trotz der Kleinheit des Umfanges! Ein Gott scheidet Licht und Finsternis, einige Zoll groß, aber mit Allmacht in den Bewegungen seiner Arme. Jakob erblickt die Himmelsleiter im Traum, und diese Leiter, die im ganzen sechs Engel umfaßt, scheint von der Erde bis in den Himmel zu reichen, unendlich lang und unendlich bevölkert. Ganz oben sieht man Gott Vater in ungeheurer Entfernung seine gigantischen Arme ausbreiten (sie umspannen zusammen eine Länge von zwei Fingern). Dort war mein Lieblingsbild aus meiner frühesten Jugend, Abraham vor den Engeln niedergeworfen, noch wundervoller im Original, als ich es mir vorgestellt hatte, trotzdem das Bild wohl hauptsächlich durch die Schönheit der Linienführung wirkt. Und da war Loth, der mit seinen Töchtern Sodom verläßt, ein Bild, groß durch die Wahrheit der Bewegung. Sie gehen und gehen gegen Sturm und Wind, den Schrecken hinter sich, die Hoffnung vor sich; hinter ihnen rechts die brennende Stadt, links eine lieblich lächelnde Landschaft. Wie waren die Landschaften auf all diesen Bildern selten, wie merkwürdig z. B. die, in der Moses im Nil gefunden wird! Dieser Fluß nahm sich innerhalb der engen Grenzen aus wie ein ungeheurer Strom, der sich in weiter Ferne verlor.

Es war fünfeinhalb Uhr. Mein Rücken begann an der Stelle zu schmerzen, wo er durch das lange Krankenlager empfindlich geworden war; ich hatte, ohne Müdigkeit zu verspüren, vierundeinehalbe Stunde lang ununterbrochen Gemälde betrachtet.

56

Noufflards bester Freund in Rom war ein junger Bersaglierleutnant, namens Ottavio Cerrotti, mit dem wir viel zusammen waren. Er war, trotzdem er in Rom geboren war, ganz jung in das italienische Heer eingetreten und deshalb so gut wie landesverwiesen gewesen. Nun war er durch die Bresche bei der Porta Pia zurückgekommen. Er war vierundzwanzig Jahre alt und der naivste junge Don Juan, den man finden konnte. Er war der Geliebte der schönen Frau seines Kapitäns, und Noufflard, der dort im Hause verkehrte, überraschte eines Tages die beiden Liebenden in

Tränen. Cerrotti weinte gemeinsam mit seiner Geliebten darüber, daß er ihr so untreu gewesen war. Er hatte ihr seine Verbindung mit vier anderen jungen Damen gebeichtet; da weinte sie, und zuletzt weinte er mit.

Er weihte uns bei unseren Mahlzeiten gründlich in seinen Hauptroman ein. Er hatte sie eines Tages durch einen Zufall im Garten des Palazzo Corsini getroffen, und seit der Zeit hatten sie Stelldicheins gehabt. Aber jetzt war der Kapitän nach Terni versetzt worden, und die Tragödie begann. Briefe waren jeden Augenblick in Gefahr, aufgefangen zu werden, zahllose Unvorsichtigkeiten wurden begangen. Er las uns ohne Scheu die Briefe seiner Geliebten vor. Das Eigenartige in ihnen war die Mäßigung, die sie in den Ausdrücken für ihre Liebe übte, während gleichzeitig ihre Pläne zu Begegnungen von der tollkühnsten, meist halsbrecherischer Art waren.

Eine andere neue Bekanntschaft, die ich in diesen Tagen machte, war die der drei französischen Maler Hammon, Sain und Bennèr, deren Ateliers nahe beieinander lagen. Hammon und Sain sind schon seit langer Zeit tot, aber Bennèr, den ich noch 1904 in Paris traf, starb, geehrt und geachtet, erst 1905. Mit Sain und Bennèr war ich später auf Capri zusammen, aber Hammon sah ich nur hier in Rom. Sein hübsches, etwas weichliches Gemälde Ma soeur n'y est pas, hing damals als Kupferstich in allen Buchhandlungsschaufenstern aus, auch in Kopenhagen. Er malte in jenen Tagen an seinem geistvollen Gemälde Triste Rivage.

Hammon war in der Bretagne in einer einfachen, rechtgläubigen Familie geboren, die ihn in einem Kloster unterbrachte. Wenn der Prior ihn dabei überraschte, wie er Männer und Frauen aus dem Kopf malte, so erzählte er ihm, daß dies Sünde sei. Der junge Mensch empfand dann selbst heftige Reue über diesen seinen Hang, aber da er fühlte, daß er nicht leben konnte, wenn er ihm nicht folgte, verließ er das Kloster, wenn auch unter starken Gewissensbissen.

Jetzt als älterer Mann richtete er sich durch Trinken zugrunde, hatte aber im übrigen wahres Talent entfaltet und sich einen launigen Witz bewahrt. Eines Tages, als ich bei ihm war, trat ein junger Mann in sein Atelier und bat ihn um sein Urteil

über ein Gemälde; der Mann ſchwatzte unaufhörlich von ſeiner Mutter, wie heiß er ſie liebe, und was er alles ihretwegen täte. Hammon wurde immer ungeduldiger. Endlich brach er los: „Et moi, Monsieur, croyez vous donc, que j'aie assassiné ma mère; je l'aime assez, je vous l'assure, pas assez pour l'épouser, j'en conviens, mais assez pourtant!“*) Seitdem nannte er ihn immer nur den jungen Mann, der ſeine Mutter liebt.

57

Ich hatte das Gefühl, als wäre dieſer April, dieſes ſtrahlende Frühjahr, die köſtlichſte Zeit meines Lebens. Die Eindrücke von Natur und Kunſt brachten mir in jeder Stunde geiſtige Bereicherung; die Geſpräche mit meinem italieniſchen und meinem franzöſiſchen Freunde regten bei mir tagein tagaus neue Gedanken an; ich fühlte mich dem Leben wiedergegeben, und einem beſſeren Leben. In den erſten Tagen des April hielten überdies einige junge nordiſche Mädchen ihren Einzug in den ſkandinaviſchen Verein Roms. Ohne beſonders ſchön oder merkwürdig zu ſein, bezauberten ſie mich ganz und gar. Es war ein volles Jahr her, ſeit die Sprache der Heimat von Mädchenlippen vor meinen Ohren erklungen war, ſeit ich ein blauäugiges Lächeln geſehen und die herzbeſtrickende Anmut in Scherz und Ernſt bei der weiblichen Jugend des Nordens angetroffen hatte. Ich hatte kürzlich den berückenden Kaſtratengeſang in der Peterskirche gehört und mit Überwindung meines Unwillens bewundern müſſen. Nun hörte ich wieder ſchlichte aber natürliche däniſche und ſchwediſche Lieder. Schon das war eine Freude, wieder zu einem jungen Weibe Däniſch ſprechen zu können. Und da war eine, die fein und geiſtig entwickelt und wehrlos, mir zeigte, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Das machte mich weich, und von nun an war das Schöne auf Italiens Boden für mich doppelt verklärt.

Alles, was ich in Rom kannte, alles, was ich täglich mit Georges Noufflard zuſammen ſah, konnte ich ihr und ihrer Geſell-

*) Und ich! Glauben Sie etwa, ich habe meine Mutter umgebracht; ich liebe ſie aufrichtig, kann ich Ihnen ſagen; nicht genug, um mich mit ihr zu verheiraten, das gebe ich zu, aber immerhin aufrichtig!

ſchaft zeigen, von den am leichteſten zugänglichen Dingen, die jedoch den Neuangekommenen neu waren, wie das Pantheon, die Acqua Paola, San Pietro in Montorio, das Grab der Cecilia Metella und die Grotte der Egeria, bis zu den großen Kunſtſammlungen im Vatikan, auf dem Kapitol, oder in der wundervollen Galleria Borgheſe. All dies, das ich mit Noufflard allein zu beſichtigen pflegte, erhielt einen neuen Glanz, wenn ein junges blondes Mädchen neben einem ging, verſtändige Fragen ſtellte und für gute Belehrung jugendliche Dankbarkeit zeigte. Mit ihren neunzehn Jahren mußte ſie mich ungeheuer kenntnisreich finden. Aber auch Kunſtwerke, die nicht ganz zu den allgemein bekannten gehörten, zeigte ich meinen Landsleuten. Ich hatte Guido Reni nie vertragen können; aber ſeine ſpielenden Engel in der Kapelle zu San Gregorio riſſen mich zu der größten Bewunderung hin, und es gewährte mir eine gewiſſe Befriedigung, dieſe dem empfänglichen Sinn einer jungen Landsmännin mitzuteilen. Dieſe Engel waren dermaßen entzückend, daß man ſich kaum von ihrer Betrachtung losreißen konnte. Die ſcherzende Feinheit, die milde Koketterie ſogar im Ausdruck für die edelſte Reinheit und Hoheit bezauberten uns.

Ich pflegte mit Georges Noufflard die Umgegend Roms zu durchſtreifen, z. B. den großen ſtilvollen Garten bei der Villa Doria Pamfili oder die Villa Madama mit den ſchönen Fresken und Stukkaturen, ausgeführt von Raffaels Schülern, Giulio Romano und anderen, nach Zeichnungen des Meiſters. Aber es war ein neues Vergnügen, in Geſellſchaft eines jungen däniſchſprechenden Mädchens über die Campagna zu fahren und ihre nordiſche Hautfarbe in der Sonne des Südens zu ſehen. Gemeinſchaftlich mit meinem franzöſiſchen Freunde nahm ich daher gern an den Ausflügen ihrer Reiſegeſellſchaft nach Nemi, Albano und Tivoli teil.

Nie in meinem Leben hatte ich mich ſo glücklich gefühlt wie jetzt. Ich war vollſtändig geheilt. Schon vierzehn Tage, nachdem ich mich von meinem vierundeinhalbmonatlichen Krankenlager erhoben hatte, ging ich, kraft meiner Jugend, wie ich vor meiner Krankheit ging. Ich hatte für meine Ausflüge einen Kameraden nach meinem Herzen von feiner Bildung, von edlem Gemüt; ich verliebte mich mehrmals wöchentlich ein kleines bißchen; ich ſah Seen, Felder, Olivenhaine, Berge, Naturumgebungen, die nach meinem Sinn waren. Ich hatte ſtets ein Permeſſo zu den Samm-

lungen des Vatikans in der Tasche. Ich fühlte mich trunken vor Entzücken, schwindlig vor Wonne.

Von allem, was ich auf Erden gesehen hatte, schien mir Tivoli das Schönste zu sein. Der alte Sybillentempel auf dem Felsen lag auf einem geweihten Platze und gab der ganzen Gegend eine Weihe. Ich liebte diese Wasserfälle, die einen weit tieferen Eindruck auf mich machten, als es der Trollhätta in meiner ersten Jugend getan hatte. An einer Stelle fiel das Wasser in die Felsenhöhle hinab, kochend schwarz, es war wie der Abstieg zum Tartarus; an einer anderen Stelle lachte der Sturzbach lächelnd und blinkend mit Millionen von Perlen in dem starken Sonnenlicht. An einer dritten Stelle stürzte die große Kaskade über die Felsen hinab. Wo sie die unteren Klippen erreichte, stand die Spitze des ungeheuren Regenbogens, der sie bei Sonnenschein stets überwölbt. Noufflard sagte mir, daß nicht einmal der Niagara eine solche Wirkung auf das Gemüt ausübe. Wir kletterten den Gebirgsrücken entlang, bis wir dem großen Fall gegenüberstanden, und sahen dann weiter nichts als das rasende schaumweiße Wasser, das herabsprang und herunterstürzte; es sah aus, als ob die siedenden und zerstäubenden Sturzwellen in einem wahnsinnigen Wettlauf sich gegenseitig über den Kopf wälzten, und es lag eine solche Macht, eine solche natürliche Überredung darin, daß man mitgezogen und gleichsam gleitend in den Abgrund hinabgeholt wurde. Es war, als ob die ganze Natur sich auflöse und sich hinabwürfe.

Als Romane personifizierte Noufflard all dies; er sah den Tanz der Nymphen in diesen Wogen und ihre Schleier in den Wolken des Wasserstaubes. Meine Naturbetrachtung war gerade entgegengesetzt, pantheistisch. Ich hörte hier für mich auf, eine Persönlichkeit zu sein, fühlte mich eins mit dem fallenden Wasser und verlor mich in die Natur, statt sie in Figuren zu sammeln. Ich wurde mir hier einer nordischen Eigenart meines Wesens bewußt.

58

Eines Nachmittags aßen wir, eine größere Gesellschaft, in einer Osteria am Nemisee. Es wurde ein überirdischer Abend. Feenhaft wirkte der stille Bergsee, dieser alte gefüllte Krater hoch oben auf dem Berge. Ich legte mich hinter einem Felsstück nieder

und lag lange Zeit allein, in Entzücken verſunken, den anderen verborgen. Mit einem Male ſah ich einen blauen Schleier mir ganz nahe im Winde flattern. Es war das junge däniſche Mädchen, das ſich zu mir geſetzt hatte. Die Abendröte, der Nemiſee und ſie verſchmolzen miteinander. In einer kleinen Entfernung fachten ein paar Leute aus Zweigen und Blättern ein Feuer an, ein einzelner Vogel flötete über den See; die Zypreſſen weinten, die Pinien ſtanden dunkel; die Olivenbäume badeten ihr Laub in der milden Wärme; eine einzelne Wolke zog über den Himmel und ließ ihr Spiegelbild durch den See gleiten. Man gewann es nicht über ſich, laut zu ſprechen.

Es war wie ein leiſes, leiſes Konzert. Hier war Leben, Wirklichkeit und Traum. Hier war Sonne, Wärme und Licht. Hier war Farbe, Form und Linie, und in dieſer Linie, die die Berge am Horizont bildeten, der künſtleriſche Hintergrund für all dieſe Schönheit.

Von Albano aus begleiteten Noufflard und ich die nordiſche Geſellſchaft zur Station; ſie wollte weiter, nach Neapel, und von dort nach Hauſe. Wir ſagten Lebwohl und gingen in der milden Sommernacht nach Albano zurück. Die Sterne funkelten und leuchteten, die Kaſſiopeia zeigte ſich von ihrer vorteilhafteſten Seite, und der große Bär ſtand, wie in reiner Ausgelaſſenheit Kopf, womit er ſich in dieſer Zeit zu vergnügen ſchien.

Auch er war augenſcheinlich ein wenig verdreht in dieſem einzig daſtehenden Frühling.

Inhalt

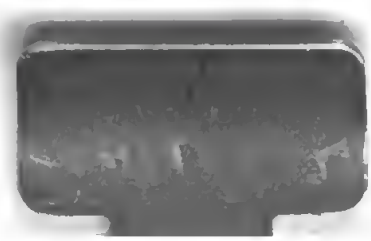
Seite

I. Entdeckung der Welt 1
II. Knabenjahre 30
III. Übergangsjahre 65
IV. Jünglingsjahre 112
V. Der erste längere Aufenthalt im Auslande 164
VI. Jugendleben 179
VII. Zweiter längerer Aufenthalt im Auslande 237

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

89004386815

1008386815a



Digitized by Google

89008386815

b89008386815a

Digitized by Google

Digitized by Google

89008386815

b89008386815a

Digitized by Google